

Latin goes WU Wien
Clara Ledermann
Seite 3

**Global Classics in
Challenging Times**
Christian Laes
Seite 18

**Ein Bruderkampf
um Troja**
Heinz Sichrovsky
Seite 26

**Abzugskanäle statt
Prunktheater**
Marion Giebel
Seite 32

Linz 1552
Gottfried Kreuz
Seite 48

**Tobias Roth
im Interview**
Peter Glatz und Andreas
Knabl
Seite 57

**Pilgerreise und
Welterfahrung**
Martin Bauer-Zetzmann
Seite 69

**Politische
Idealvorstellung,
philosophischer
Traktat oder
satirische Zeitkritik?**
Katharina-Maria Schön
Seite 74



Editorial



CARISSIMI LECTORES!

Trotz aller Vorsätze ist die „cursor“-Ausgabe 18/2022 noch einmal länger geworden. Auf 108 Seiten erwartet Sie ein Feuerwerk an spannenden, herrlich illustrierten und vielfältigen Beiträgen zur Lebendigkeit der Klassischen Sprachen.

Wir blicken in die äußerst engagierte Schulrealität und die Diskussionen der modernen Fachdidaktik und erhalten Informationen zur Situation der Klassischen Sprachen in Europa, eingeleitet vom Beitrag „Global Classics in Challenging Times“ des Präsidenten der Euroclassica, Prof. Christian Laes. Besonders freut uns auch, dass Amicus Heinz Sichrovsky, einer der führenden Journalisten des Landes, eine Lanze für den Unterricht der Klassischen Sprachen bricht.

Schließlich verwöhnen uns Top-Autor*innen aus dem universitären Bereich mit zahlreichen abwechslungsreichen Beiträgen zu Politik, Gesellschaft, Religion und Kunst. Sie erleben u. a. Tobias Roth, Autor von „Die Welt der Renaissance“ in einem Interview und spüren mit Martin Bauer-Zetzmann interkulturellen und interreligiösen Kontakten im Nahen Osten des Spätmittelalters nach. Eine erbauliche Lektüre!

Cordialiter vos saluto!

Peter Glatz

Lektürehinweis:

Die Literaturangaben zu diversen Beiträgen finden Sie auf S. 102 und über folgenden QR-Code:



INHALT

Latin goes WU Wien 3
Clara Ledermann

Lateinisches in der Kulturhauptstadt 2024 Bad Ischl 10
Eva Gottwald

Zielsprachenorientierte Lateindidaktik 14
Bernhard Söllradl

Global Classics in Challenging Times 18
Christian Laes

Situation de l'enseignement du latin et du grec ancien en France 20
Florence Turpin

Crescunt in Bulgaria studia Latina 22
Demetrius Dragnev

Classics in Croatia 24
Šime Demo

Ein Bruderkampf um Troja 26
Heinz Sichrovsky

Abzugskanäle statt Prunktheater 32
Marion Giebel

Res publica restituta? 38
Michael Lobe

Die Genese der Gladiatorenspiele bis in die Zeit Julius Caesars 43
Christoph Ebner

LinZ 1552 48
Gottfried Kreuz

Tobias Roth im Interview 57
Peter Glatz und Andreas Knabl

Paradoxe Merkmale in lateinischen Stilfiguren 66
Oswald Panagl

Pilgerreise und Welterfahrung ... 69
Martin Bauer-Zetzmann

Politische Idealvorstellung, philosophischer Traktat oder satirische Zeitkritik? 74
Katharina-Maria Schön

Das UNESCO Welterbe „Grenzen des Römischen Reiches – Donaulimes“ 82
Stefan Traxler, René Ployer, Felix Lang

Eine mittelalterliche Bilderbibel voller Engel, Tiere und Fabelwesen 88
Leopold Schlager

Medizin – von prähistorischer Zeit bis ins frühe Mittelalter 94
Susanne Steiner

Erlesenes Rom 98
Johann Stockenreiter

Interimsliebe 100
Robert König

Vom algorismus zum Algorithmus 101
Walter Freinbichler

Bücher, Medien, Links 104



Impressum
Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

AMICI LINGVAE LATINAE
Freunde der lateinischen Sprache
Atriumweg 6a, A-4060 Leonding

E-Mail: peter.glatz@eduhi.at

Redaktion: Mag. Peter Glatz,

Mag. Christoph Gruber, MMag. Andreas Knabl

Layout: Mathias Rizy

Abbildungsnachweise: S. 47

Auflage: 750 Stück

Druck: Druckerei Haider,
Niederndorf 15, Schönau im Mühlkreis

ISSN 2522-3984

Jährlicher Mitgliedsbeitrag: 30€

Wir ersuchen um Mitteilung (Mail oder Post) von Adressänderungen (Name, Adresse, E-Mail).

Für den **Beitritt zu den ALL** schicken Sie das ausgefüllte Formular per Mail oder Post an den Obmann Peter Glatz.

Bankverbindung:

IBAN: AT25 3418 0000 0103 0998

BIC: RZOOAT2L180

QR-Code zu den bisherigen Ausgaben des „cursor“ und zum Beitrittsformular:



Latin goes WU Wien

Entwicklung eines Werbekonzepts für Langlatein (L6) in Österreich

Clara Ledermann

Im Rahmen von Masterseminaren am Institut für Marketing und International Business (MIB) an der WU Wien werden Marketingkonzepte für – z. T. auch sehr bekannte – Firmen entwickelt. Die Studierenden sammeln dabei Praxis, die Firmen freuen sich über im Vergleich kostengünstige professionelle Konzepte.

Wiewohl sich die Zahlen der Lateinlernenden an österreichischen Gymnasien nach wie vor sehen lassen können, wurde innerhalb der Lehrerschaft der Wunsch nach geeigneten Werbematerialien für den Entscheidungsprozess am Ende der 2. Klasse Gymnasium für das sechsjährige Latein immer lauter geäußert. Warum sollte man es also an der WU nicht probieren? Für ein gehaltvolles „Produkt“ sollte eine effektive und zielgruppenorientierte Kampagne möglich sein. Gesagt, getan – eine erste Projektbeschreibung wurde verfasst und diese den Verantwortlichen an der WU Wien vorgelegt. Das Projekt fand tatsächlich Gefallen und auch ausreichend Zustimmung unter den Studierenden. Ein erster und schöner Erfolg!

Im Rahmen eines englischsprachigen Masterseminars wurde 2021 eine österreichweit einheitliche Werbestrategie für Langlatein ausgearbeitet. Zwei Gruppen von je sechs Studierenden widmeten sich der Frage, was getan werden kann, um die Anmeldezahlen zu steigern bzw. zu stabilisieren.

Der Ablauf des Projekts

In zwei vorbereitenden Sitzungen fühlten sich die Studierenden schnell in die Thematik ein und erkannten bald ein vordergründiges Problem: „What people fail to realize is that Latin has far more to offer than it might seem at first glance and that Latin programs in Austrian schools have evolved and been modernized over time.“¹ Im Laufe des Semesters baten die motivierten Studierenden um unterschiedliche Materialien wie Lehrpläne, Überblicke über unsere Module, Anzahl der österreichischen L6-Schulen etc. Im Juni 2021 war es dann endlich so weit: Die beiden Grup-



Esther und Mia, zwei Schülerinnen des BG Klosterneuburg, vor dem Werbebanner

pen präsentierten ihre Strategien. Die Ergebnisse waren zwei sehr unterschiedliche Konzepte, die eine umfassende analoge wie digitale Bewerbung von Langlatein vorsehen. Eine Gruppe punktete mit dem Slogan „Sprich die Sprache der ...“ und dem herausragenden Design der Plakate und Broschüren.

„The campaign is aimed at creating a link between studying Latin in middle as well as high schools and the pupils' future. We want to show children that Latin can help them become more structured in their work, acquire new skills, and get the confidence they need to aim for positions of responsibility.“

Die zweite Gruppe arbeitete unter dem Titel „Latein lebt lange – Lang lebe Latein“. Sie versuchte, die Idee mit einer Plattform umzusetzen: „The platform aims to attract students to Latin through fun and engaging quiz games which test their knowledge of fun facts about the language.“

Die Vorzüge beider Pläne wurden über den vergangenen Sommer zu einem Gesamtkonzept unter dem Titel „Sprich die Sprache der ...“ zusammengeführt, das die Werbung mit Broschüren, sechs verschie-

denen A2-Plakaten, einem Riesenbanner, Kurzvideos und Quizzes vorsieht.

Die erste Auflage (20.000 Broschüren, 1.000 A2-Plakate, 100 Riesenbanner) der Printmaterialien wurde bereits gedruckt und herausgegeben und in den Herbstferien in Österreich verteilt – rechtzeitig vor den Tagen der offenen Tür an Gymnasien.

Wie läuft die Kampagne nun jedes Schuljahr ab?

Neben den neuen Materialien ist eine gewisse Vorgehensweise essenziell: Am Schulanfang soll das durch seine Größe und Farbigkeit recht auffällige Riesenbanner im Schulhaus kommentarlos installiert werden und für Neugierde sorgen. Das Konzept sieht vor, dass die Kinder Selfies machen und dann am Foto so aussehen, als würde sie in das Megafon schreien (siehe Abb. oben). Über die sozialen Medien wie Instagram etc. sollen die Fotos verbreitet werden.

Etwa im Oktober werden die Plakate mit den sechs verschiedenen Persönlichkeiten bzw. Sujets, die mit den im Unterricht behandelten Lehrplanmodulen korrespondieren, ergänzend im Schulbereich aufgehängt:

¹ Hier und im Folgenden entnommen aus den Seminararbeiten, die die Studierenden am Ende des Semesters abgeben mussten.

SPRICH DIE SPRACHE DER

POLITIKER:INNEN

SCHRIFTSTELLER:INNEN

MEDIZINER:INNEN

KOMIKER:INNEN

WELTENBUMMLER:INNEN

WISSENSCHAFTLER:INNEN

Zum Design hatten die Studierenden folgende Gedanken: „[...] the overall colour scheme was put together based on colours that would get the attention of our main target group [i. e. 12-Jährige]. With vibrant, contrasting, and eye-catching colours (bright yellow, pink, light green, orange, light blue and purple) the program should receive a new and fresh ‚coat of paint‘.“

Auf den Plakaten wird das Konzept, Altes und Neues zu verbinden, klar und gelungen aufgenommen. Im Fokus steht die Zielgruppe der Zwölfjährigen.

Beim Elternabend, beim Tag der offenen Tür und bei anderen Veranstaltungen wird die Broschüre verteilt. Sie nimmt farblich und inhaltlich das Gesamtkonzept auf und liefert nähere Informationen zum Fach Latein – auch hier findet man die sechs Persönlichkeiten bzw. Sujets wieder. Digital sollte die Broschüre stets verfügbar sein – etwa im Lateinerbereich der Schulhomepage oder als Mailanhang, wenn das Verschicken von elektronischer Post am Schulstandort üblich ist. Auf der österreichischen Latein-Homepage des BMBWF sind die Unterlagen immer abrufbereit (siehe QR-Code). Den gesamten Werbeflyer finden Sie am Ende des Beitrags.

Selbstredend ist es nötig, auch nach der Fächerwahl präsent zu sein und durch Berichte in der Schülerzeitung, auf der Schulhomepage und im Social-Media-Auftritt der Schule etc. in den Köpfen der Schulgemeinschaft zu bleiben.

Dabei werden uns auch die geplanten Quizzes und Kurzvideos helfen. Diese dritte Säule wird als nächstes umgesetzt werden. Fun facts, Wissenswertes über Latein und interessante (berühmte zeitgenössische) Persönlichkeiten sollen hier unser Lieblingsfach niederschwellig für 12-Jährige und deren Eltern zugänglich machen und attraktiveren. Über QR-Codes auf Broschüre und Plakaten können die

Quizzes dann leicht erreicht werden. Mit sechs Schüler*innen werden schließlich kurze Werbevideos à la Tiktok gedreht. Im offiziellen Projektbericht heißt es dazu:

„To tailor the campaign even more to children’s media consumption habits, a third pillar was added. Six videos – one per persona – provide real-life evidence and insights into how Latin has played a role in the lives of the representatives of each persona group. These short, dynamic, and entertaining clips resemble the current video trends that can be observed on social platforms such as TikTok and Instagram.

Since the given budget does not allow for professional video production, we would recommend introducing a video creation contest for senior pupils studying Latin. Their knowledge on the subject and their advanced social media skills function as the ideal basis for creating these assets. Depending on the curriculum, the regulatory circumstances, and the willingness of the individual schools, the project can be realized in various ways. For instance, designated workshops can be hosted – either during the regular lessons or as an extracurricular activity. Course credit as well as amazon vouchers for the winning videos can be used as incentives. (...) In the end, after introducing the competition concept and connecting pupils with potential persona representatives from their extensive network, Sodalitas chooses the six winning videos, which will then be presented at events and published on their own as well as the schools’ websites. Moreover, the clips can be accessed by scanning a QR code placed on the leaflet. This code will directly lead to Sodalitas’ webpage that will feature the video material as soon as the production is finished.“ (Report, Nr. 3.3)

Die Sodalitas und die Amici Linguae Latinae konnten die erste Auflage finanzieren und ermöglichten den Gratisbezug der Unterlagen. *Gratias maximas!* Je mehr Mitglieder diese beiden fördernden Vereine zählen, desto leichter fällt ihnen auch die Unterstützung solcher Projekte. Fördern bitte auch Sie das Projekt durch Ihre Mitgliedschaft und werben Sie dafür an Ihrer Schule. Auch Spenden sind herzlich willkommen. Eines ist klar: Nur viribus unitis können wir den Erfolg, die L6-Anmeldezahlen zu steigern bzw. zu stabilisieren, erreichen. ■

Wünsche und Fragen bzgl. der Werbekampagne richten Sie bitte entweder an clara.ledermann@bildung.gv.at oder an peter.glatz@eduhi.at.

As an abstract please read the Executive Summary of the project in the official report.

COMMUNICATION CHALLENGE FOR THE SUBJECT LATIN ‘SPEAK THE LANGUAGE OF’: A THREE-PILLAR STRATEGY

This report proposes a communication campaign for Sodalitas, the Austrian Latin teacher association.

The subject Latin is suffering from an unjustified negative image fueled by outdated prejudices of Latin teachers and Latin classes. What people fail to realize is that Latin has far more to offer than it might seem at first glance and that Latin programs in Austrian schools have evolved and been modernized over time. The objective of the proposed campaign however is not only to change the mental image people, namely parents, legal guardians, and children, hold about Latin in their minds but to achieve a higher share of pupils signing up for the 6-year Latin program as opposed to the 4-year program, which is taught in certain Austrian grammar schools.

Our proposed in-school communication campaign called ‘Sprich die Sprache der’, including its own hashtag #sprichlatein, comprises three different tools, which each serve their own purpose but are simultaneously interconnected within the campaign’s strategy: the 3-pillar strategy. The tools in question are six posters and one viral poster, one leaflet and six short videos. Every communication tool was carefully created by following the same thought process and aesthetic: Showcasing Latin’s multiple unique ‘selling’ propositions in a colorful and playful but realistic way through developing personas that parents and especially children can empathize with. Finally, a short section on how to measure the campaign’s success is included next to a fully developed media and budget allocation plan.

QR-Code zu den Unterlagen und dem Projektbericht

Via the QR Code you’ll reach the project material and the report
<https://bit.ly/L6-report>





WISSENSCHAFTLICHE MEDIZINER

#SPRICHLATEIN



Redaktion/Produktion: Mag. Clara Ledermann,
Mag. Peter Glatz | Finanzstelle Unterstützung:
Amt für Linguae Latinae/Aufgabe: 20.000
Druck: Druckerei Halder, 4274 Schönau
Erscheinungsort: Klosterneuburg

Impressum
Herausgeberin: Dr. Renate Oswald, SODALITAS
Bundesarbeitsgemeinschaft Klassischer
Philologen und Altertumswissenschaftler
Osterreichs, Baumgasse 5, 8045 Graz

SPRICHLATEIN MEDIZINER

SCHRITTSPEL



Warum Latein?

Lateinlernen bringt viele Vorteile mit sich. Ob im schulischen Alltag oder in deinem späteren Leben – die erlangten Fähigkeiten werden dir nützen. Unglaublich, aber wahr: Latein kann dir helfen, die Matura besser zu meistern. Durch Latein trainierst du logisches Denken, Textverständnis und strukturiertes Lösen von Problemen.

Mit Latein wirst du auch ein:e Sprachexpert:in: Andere Fremdsprachen zu lernen, z.B. Französisch und Spanisch, wird dir leichter fallen, da diese Sprachen aus dem Lateinischen entstanden sind. Auch im Deutschunterricht wirst du punkten, weil Latein dein Sprachgefühl entscheidend verbessert.

Außerdem steht dir mit Latein die Berufswelt offen: Ärzt:innen, Anwält:innen, Wissenschaftler:innen, Schriftsteller:innen, Historiker:innen oder auch Politiker:innen begnügen in ihrem Arbeitsalltag immer wieder der lateinischen Sprache. Auch für viele Universitätsstudien brauchst du Latein.

Ist Latein schwierig?

Nicht schwieriger als andere Fremdsprachen. Das Lernen von Vokabeln und Grammatik kennst du aus dem Englischunterricht, aber Aussprache und Rechtschreibung werden in Latein nicht bewertet.

Darüber hinaus ist Latein die einzige Fremdsprache, in der du in der Oberstufe ein Wörterbuch verwenden darfst, auch bei Schularbeiten.

Was spricht für Latein ab der 3. Klasse?

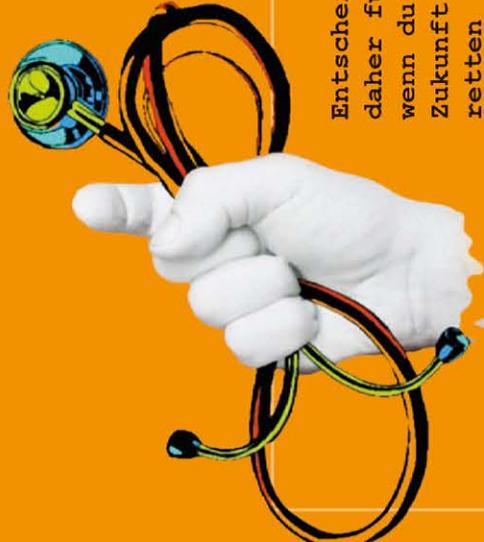
Mit Latein ab der 3. Klasse hast du einen klaren Vorteil gegenüber deinen Mitschüler:innen, wenn du dich in der Oberstufe für eine weitere lebende Fremdsprache entscheidest. Im Laufe der sechs Jahre haben wir dann auch genug Zeit für lustige Aktivitäten wie Lehrausgänge, Reisen, Projekte und vieles mehr. Außerdem wird der Unterricht immer entspannter, je näher du der Matura kommst.

Was passiert im Lateinunterricht?

Latein ist ganz anders als all die Fächer, die du bisher kennengelernt hast. Im Unterricht lesen wir hauptsächlich lateinische Texte.

Das mündliche Mitarbeiten läuft im Lateinunterricht auch anders ab: Wir unterhalten uns meistens auf Deutsch. Wichtig ist uns, dass du mit uns in die antike Welt eintauchst und verstehst, wie sich diese auf unser heutiges Leben auswirkt.

Gesundheitspersonal und Ärzt:innen leisten Großartiges und das nicht erst seit der Pandemie. Wusstest du, dass sich viele Medizinstudent:innen oft am Anfang ihres Studiums mit lateinischen Begriffen und Definitionen plagen müssen, um den menschlichen Körper und seine Krankheiten erst richtig verstehen zu können? Wenn du jedoch Latein in der Schule wählst, bist du den meisten deiner Studienkolleg:innen bereits voraus. Durch den Lateinunterricht hast du auch gelernt, logisch zu denken und Probleme durch Nachdenken zu lösen – das hilft dir beim Erkennen von Krankheiten.



Entscheide dich
daher für Latein,
wenn du in
Zukunft Leben
retten
möchtest!

SPRICH DIE SPRACHE DER MEDIZINER:INNEN

SPRICH DIE SPRACHE DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHER:INNEN

Was haben bekannte Personen wie Albert Einstein und Stephen Hawking gemeinsam mit Serienhelden wie Phineas und Ferb oder Jimmy Neutron? Sie alle sind Wissenschaftler. Nicht

nur das: Ihre Fähigkeit, Texte zu verstehen, hat sie so bekannt und erfolgreich gemacht. Mit Latein hast du die Nase vorne! Du wirst mit Selbstvertrauen an wissenschaftliche Fragestellungen herangehen, weil du bereits geübt bist im Lösen dir unbekannter Probleme.



Wolltest du schon immer mehr zum Hintergrund der Filme über Percy Jackson, Herkules und Asterix & Obelix erfahren? Solche Geschichten konnten erst entstehen, weil sich deren Autor:innen mit griechischen Mythen und römischer Geschichte beschäftigt haben. Im Laufe von sechs Jahren Latein erfährst du Genaueres über unzählige mythologische Gestalten und historische Persönlichkeiten. Latein hilft dir auch, bewusster mit Sprache umzugehen und so Wortwitze und Worte mit mehreren Bedeutungen auch in anderen Sprachen schneller wahrzunehmen.

SPRICH DIE SPRACHE DER SCHRIFFSTELLER:INNEN



Ist dir im Alltag manchmal langweilig?

Mit Latein lernst du, die Lachmuskeln zu kitzeln. Lerne anhand von Beispielen aus der lateinischen Literatur, wie man das richtige Gleichgewicht zwischen Humor und Feinsinnigkeit findet. Im Lateinunterricht werden dir immer wieder unterhaltsame Texte begegnen, und in deinen Übersetzungen kannst du ver-

suchen, die-
sen Humor ins
Deutsche zu
übertragen.
Sei der Hit
unter
deinen
Freund:innen
und mach
die Welt
ein bisschen
fröhlicher!



SPRICH DIE SPRACHE DER KOMMUNIKATIONEN



SPRICH DIE SPRACHE DER WELTBÜMLER:INNEN

Warst du schon immer vom Leben von Weltenbummlern wie Marco Polo, Amerigo Vespucci oder Christoph Columbus fasziniert? Während ihrer Reisen mussten sie auch von der Fähigkeit, Menschen aus fremden Kulturen zu verstehen und mit ihnen zu reden, Gebrauch machen. Latein unterstützt dich dabei, die Sprachen von Menschen aus aller Welt zu verstehen und nachzuvollziehen. Zusätzlich liest du die abenteuerlichen Geschichten der Weltenbummler genau so, wie sie gedacht wurden. Pack deinen Koffer und mach dich bereit, die Welt zu bereisen!

SPRICH DIE SPRACHE DER POLITIKER:INNEN

Bekannte Politiker:innen wie Barack Obama, Angela Merkel und Alexander Van der Bellen sind Profis, wenn es darum geht, mit ihren Reden Menschen zu erreichen und deren Meinung zu beeinflussen oder zu stärken. Schon immer wurde von Politiker:innen verlangt, dies zu können. Im Zuge des Lateinunterrichts erfährst du, wie bereits in der Vergangenheit Propaganda und Manipulation betrieben wurden und wie Politiker:innen die Menschen beeinflussen. So lernst du auch, psychologische Verhaltensweisen von Menschen in ihrem Alltag zu verstehen. Zu guter Letzt bist du mit Latein im Vorteil, da viele Fachausdrücke in der Politik aus dieser Sprache stammen – z.B. „Republik“, „Präsident“, „Partei“, ...



Lateinisches in der Kulturhauptstadt 2024 Bad Ischl

Eva Gottwald

Die Idee

In einem ECHA¹-Kurs zur Förderung begabter Schüler/innen am BG/BRG Bad Ischl begannen wir im Jahr 2020 zu dokumentieren, an welchen lateinischen Texten die täglichen Schulwege der Schüler*innen vorbeiführen.

Die Vermutung war, dass da nicht viele sein könnten, ist Bad Ischl doch nicht wie Salzburg oder Linz Landeshauptstadt, ja nicht einmal Bezirkshauptstadt. So zwei, drei Denkmäler werde es geben, und halt die Kirche, davon gingen die Kursteilnehmer*innen aus. Doch bald wurden sie immer wieder fündig. Dass sie an vielen „monumenta“ jahrelang unbenutzt vorbeigegangen waren, sorgte einigermaßen für Verblüffung. 21 Stationen in Bad Ischl sind es geworden, an denen Passant*innen Lateinischem begegnen.

Die älteste Inschrift stammt aus der Römerzeit, als Bad Ischl eine Poststation war. Segenssprüche über Hauseingängen, barocke Bauinschriften und solche aus der jüngeren habsburgischen Vergangenheit auf zentralen Plätzen und der Esplanade spannen den Bogen bis ins 20. Jahrhundert, in dem eine Inschrift am Bezirksgericht eine Mahnung erhob, ein New Yorker Anwalt einen Brunnen stiftete und im Pfarrheim die Begriffe „dare“ und „sumere“ künstlerisch dargestellt wurden. Eine Versicherung lässt ihr lateinisches Konzernlogo auch heute noch im Eingangsbereich des Gebäudes sehen und wer zum Libro (sic!) geht, sieht gegenüber eine Nachbildung des „Salve“-Mosaiks, das schon Johann Wolfgang von Goethe in seiner Bibliothek hatte.

¹ <https://www.echa-oesterreich.at/cms/index.php>



Logo der Generali Versicherung



Lateinische Inschriften am Ludovika-Stollen

Die Motivation

Melanie (15): Heuer war das erste Jahr, in dem ich Latein-Unterricht hatte, und schon von Anfang an hat es mir voll Spaß gemacht. Wie ich dann gehört habe, dass ein Projekt dazu geplant wäre, war ich begeistert, denn ich dachte, mit anderen, die Latein auch sehr interessiert, zusammenzuarbeiten würde sicherlich lustig werden, und das war es auf jeden Fall!

Florian (16): Ich finde die lateinische Sprache sowohl interessant als auch schön, dazu kommt außerdem der Fakt, dass ich die Mythologie der Römer und Griechen als extrem spannend empfinde. Aus diesen Gründen habe ich am Kurs teilgenommen. Luke (16): Ich wollte dabei sein, weil ich mehr über die Kultur von Bad Ischl lernen

und auch ein bisschen Latein nebenbei üben möchte. Da ich neu bin (Anm.: Luke hat bisher in Südafrika gelebt), interessiert mich die Geschichte von Bad Ischl und es war auch eine gute Chance, meine Mitschüler*innen außerhalb des Klassenraumes besser kennen zu lernen. Ich freue mich schon auf dieses Jahr.

Ayse (18): Viele von uns bemerken die Spuren der Antike im Alltag nicht. Zu erfahren, dass es so viele Inschriften und Spuren von früher allein nur in Bad Ischl gibt, hat mein Interesse an diesem Kurs geweckt.

Paul (18): Ich habe an diesem Kurs teilgenommen, weil ich mich sehr für die Antike interessiere, insbesondere für die lateinische Sprache. Durch dieses Projekt habe ich die Chance bekommen, zu lernen, wo sie bis heute weiterlebt, sowie mehr über meine eigene Heimat zu erfahren.



Die engagierte Projektgruppe



Salve-Mosaik

Die Dokumentation

Der Plan war, lateinische Texte zu fotografieren, zu transkribieren und zu recherchieren, in welchem historischen Kontext sie verankert sind, und das Ergebnis für Schüler*innen ansprechend darzustellen.

Im Folgenden stellvertretend einige Beispiele:

Römerstein an der Südseite des Turms der katholischen Pfarrkirche gegenüber der Trinkhalle

D(is) M(anibus)
 ROMANVS
 MATERNI
 F(ilius) VI(v)VS SI(bi)
 ET ROM(a)NAE
 ARGENTO
 NIAE CON(iugi)
 Θ(bitae) AN(norum)
 LXXX
 B(ene) M(erenti)

Den Göttern der Unterwelt (erbaute diesen Grabstein) Romanus, ein Sohn des Maternus, zu Lebzeiten für sich und seine Frau Romana Argentonia, die im Alter von 80 Jahren verstorben ist. Sie hat verdient, dass man sich an sie erinnert.

Dieser römische Grabstein ist das einzige antike Schriftzeugnis in Bad Ischl. Er stammt aus dem frühen 3. Jh. n. Chr. Ischl war damals in der Provinz Noricum ein Teil des Imperium Romanum. Der Stein



Haussagen Esplanade 10

zeigt, dass Mischehen zwischen Einheimischen und römischen Bürgern durchaus möglich waren. Wenn du genau hinsiehst, kannst du den römischen Mantel (sagum) bei Maternus erkennen und bei seiner Frau eine Kopfbedeckung. Diese norische Mütze gehörte zur Landestracht.

Die beiden Figuren unterhalb sind eine Dienerin und ein Diener und tragen einen Krug und einen Becher. Vielleicht ist es auch so, dass die linke Figur eine gesenkte Fackel hält (als Zeichen, dass die Frau gestorben ist) und die rechte eine erhobene Fackel als Symbol für den Mann, der ja noch lebte, als er den Stein machen ließ. Romana Argentonia hat ein hohes Alter erreicht, wenn du bedenkst, dass die Lebenserwartung damals noch nicht besonders hoch war.

Warum ist der Grabstein eigentlich nicht am Friedhof? Tja, Romanus und seine Frau waren keine Christen, wie du am Text „Götter der Unterwelt“ erkennen kannst.

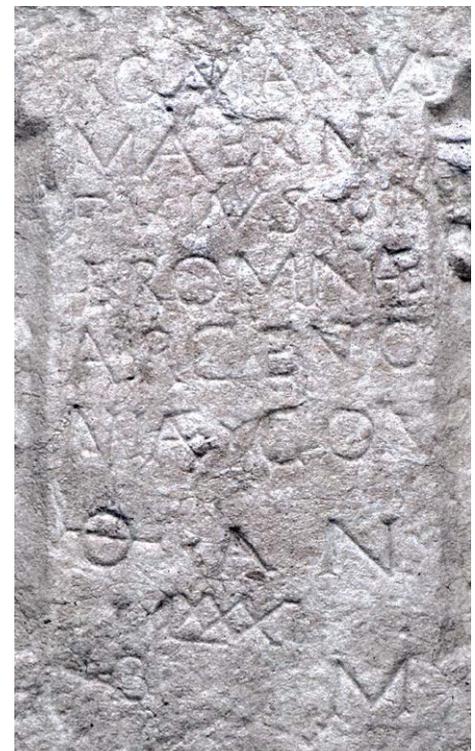
Haussegen Stadtmuseum Esplanade Nr. 10

PSAL CXXVII
 NISI DOMINVS AEDIFICAVERIT
 DOMVM IN VANVM LABORAVE
 RVNT QVI AEDIFICANT EAM

Psalm 127
 Wenn nicht der Herr das Haus gebaut hat, arbeiteten die umsonst, die es bauen.

Dieser Psalm ist einer aus der Gruppe der sogenannten „Wallfahrtspsalmen“ und hängt als Haussegen über der Eingangstür des heutigen Stadtmuseums an der Esplanade.

Das Museum befindet sich dort seit ca. 40 Jahren, vorher war es das Hotel Austria. Noch früher hatten die Eltern des Kaisers Franz Josef das Gebäude im Sommer bewohnt. Der Kaiser wiederum feierte in diesen Räumen die Verlobung mit Elisabeth von Bayern (Sisi).



Grabstein für Romanus und Romana Argentonia, Pfarrkirche Bad Ischl, (Fotos: O. Harl, <http://lupa.at/597>)



Bei der Arbeit ...



Links: das frühere Hotel Austria, heute Stadtmuseum

Stadtpfarrkirche St. Nikolaus – Portal
Lateinische Inschrift 1 (Abb. S. 13)

PIETATE
ET MUNIFICIEN
TIA
CAESAR

In Frömmigkeit und Freigebigkeit die
Kaiserin

Lateinische Inschrift 2

SALVE VIRGO, COELI REGINA, O
CLEMENS, PIA, DULCIS MARIA

Gegrüßet seist du Jungfrau, Königin des
Himmels, oh gütige, milde, süße Maria

Die römisch-katholische Stadtpfarrkirche Bad Ischl existiert seit mehr als 700 Jahren. Ihr heutiges Erscheinungsbild erhielt sie aber erst während der Umbauarbeiten von 1771 bis 1780, bei denen alles bis auf den gotischen Kirchturm abgerissen wurde. Die Arbeiten wurden unter Maria Theresia, die auch Herrin des Salzkammergutes war (aber niemals Kaiserin), durchgeführt und von dieser finanziert. Daran erinnert heute noch Inschrift 1,

welche sich von einem Doppeladler umschlungen über dem Hauptportal befindet. Im Fensterrahmen direkt über dem Hauptportal befindet sich Inschrift 2. Die Kirche ist dem heiligen Nikolaus geweiht, da die Traun eine wichtige Salzschiifffahrtsroute war und St. Nikolaus der Schutzpatron der Wanderer und Schiffsleute.

Onderdonkbrunnen Bahnhofstraße

MEMORIAE PARENTVM QVONDAM
HOSPITVM ISCHLENSIVM ERECTVM
MCMII
AB ANDREA JOSEPHO ONDERDONK
A B² CVM LAVDE II B³ HARVARD
NOVO EBORACI AMER SEPT
TEMPVS FVGIT DVM STARE VIDET-
VR

VERITAS

2 A B als Abkürzung für ARTIUM BACCALAUREUS – Bachelor of Arts
3 II B als Abkürzung für LEGUM BACCALAUREUS – Bachelor of Law

Zur Erinnerung an die Eltern erbaut, die einst Gäste der Ischler waren 1902 von Andrew Joseph Onderdonk Bachelor of Arts mit Erfolg Bachelor of Law Harvard New York Amerika September Die Zeit vergeht, während sie stillzustehen scheint

Wahrheit (Wappen der Uni Harvard)

Ein New Yorker Rechtsanwalt namens Andrew Joseph Onderdonk stiftete diesen Brunnen als Andenken an seine Eltern. Das Brunnenbecken ist aus Schwarzensee-Marmor mit Muranoglas und es befindet sich dort, wie Ihr wahrscheinlich auf dem Foto gut erkennen könnt, auch eine Frauenstatue, doch die kleinen Details seht Ihr Euch am besten in echt an. (Abb. S. 13) Noch ein kleiner Funfact für Euch: Er ließ diesen Brunnen eigentlich weniger für



Der Gedenkstein mit der Ehreninschrift für Erzherzogin Sophie, die Mutter des Kaisers Franz Josef, ist unten an der Kaimauer der Esplanade zu sehen.



Die sogenannte Wirerquellnymphe befindet sich hinter dem Ischler Stadtmuseum.

seine Eltern, sondern als Trinkstelle für seinen Hund Peggy bauen. Ein kleiner Tipp: Wenn Ihr an einem heißen Sommertag schon einmal hier seid, könnt Ihr problemlos den Brunnen als angenehme Abkühlungsmöglichkeit nutzen.

Brunnen für die Eltern des Kaisers Franz Josef, Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, am Schröpferplatz

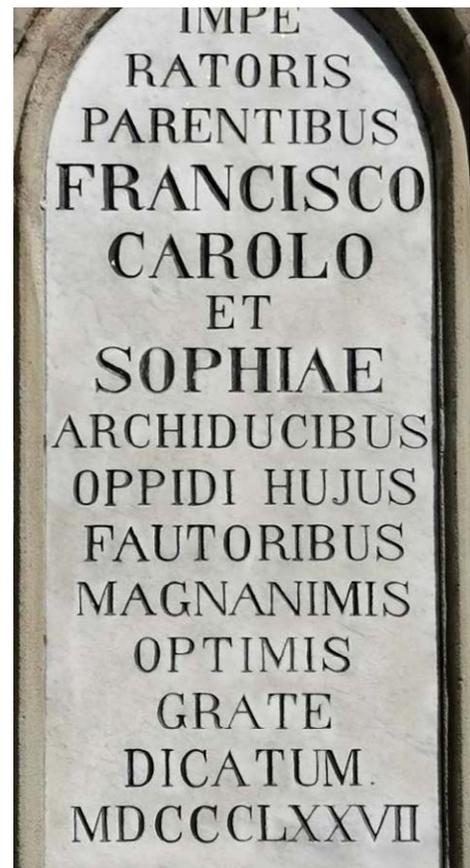
Den Eltern des Kaisers Franz Karl und Sophie Erzherzögen großzügigen und besten Gönnern dieser Stadt dankbar geweiht
1877

Die Kooperation

Der Obmann der Ischler Heimatvereins, Johannes Eberl, gab uns die Möglichkeit, auch die Bibliothek als Erinnerungsschatz zu nutzen. Dabei stießen die Schüler*innen auf ein beeindruckendes digitales Projekt, das seit Jahren aufgebaut wird – die Ischler Kulturpfade⁴. Ein interaktiver Stadtplan führt Besucher*innen dort auf verschiedene Rundgänge. Unter den Menüpunkten „Literaten“, „Künstler & Musiker“, „historische Persönlichkeiten“, „Villen“, „Salz“, „Kaiserzeit“, „religiöse Denkmäler“, „profane Denkmäler“ und „Museen und Gästetipps“ finden sich dort mehr als 300 Objekte mit Bildern,

⁴ <https://www.kulturpfade-badischl.at/>

Beschreibung und Standort. Diesen eine zehnte Kategorie hinzuzufügen und so die Arbeiten der Schüler*innen in großem Rahmen sichtbar zu machen, war eine verlockende Idee. Dictum, factum. Bis jetzt sind unter dem Menüpunkt „Lateinsche Inschriften“ sechzehn der einundzwanzig lateinischen Stationen in Ischl dort abrufbar. Das Projekt wird fortgesetzt. Venite et videte! ■



Brunnen am Schröpferplatz



Inscription über dem Hauptportal der Ischler Stadtpfarrkirche



Einsatz pur am Turm der Pfarrkirche



Onderdonkbrunnen über dem Hauptportal der Ischler Stadtpfarrkirche

Zielsprachenorientierte Lateindidaktik

Theoretische Grundlegung und ein methodisches Konzept für erfolgreichen Spracherwerb

Bernhard Söllradl

Grammatik-Übersetzungsmethode, oder: der Ist-Zustand des Lateinunterrichts

Der österreichische Lehrplan für allgemeinbildende höhere Schulen definiert zwei zentrale Bildungs- und Lehraufgaben des Lateinunterrichts:¹ (1) „Der Lateinunterricht öffnet den Zugang zur europäischen Sprachenlandschaft“ und (2) „Latein eröffnet durch intensive Auseinandersetzung mit Schlüsseltexten Europas vielfältige Zugänge zur europäischen Geisteswelt“ – ein hehres Ziel, das den umfassend allgemeinbildenden Anspruch des Faches widerspiegelt. „Intensive Auseinandersetzung mit Schlüsseltexten“ kann freilich nur stattfinden, wenn Lernende über entsprechende Sprachkenntnisse verfügen. In den Unterkategorien zu (1) ist hierzu ausgeführt, der Lateinunterricht führe „über den Spracherwerb zum Übersetzen und Interpretieren von Originaltexten“. Durch „modellhafte Sprachbetrachtung“ und „Sprachreflexion“ werde außerdem das Erlernen weiterer Fremdsprachen erleichtert, der Blick für die eigene Muttersprache geschärft, ein Einblick in wissenschaftliche Fachsprachen gegeben und daher die aktive und passive Sprachkompetenz gesteigert.²

1 Gesamte Rechtsvorschrift für Lehrpläne – allgemeinbildende höhere Schulen, Fassung vom 22.02.2022, 149 (<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnumm=10008568>, eingesehen am 22.02.2022).

2 Abgesehen vom Verweis auf Spracherwerb handelt es sich hierbei um eine Auflistung bildungspolitischer Argumente von unterschiedlicher Güte. Unstrittig ist, dass der Lateinunterricht sprachanalytische Fähigkeiten schult und so (auch) zur Ausbildung muttersprachlicher Kompetenzen beiträgt (vgl. Große 2014; Bracke/Bradshaw 2017; Beyer et al. 2021, 106–110). Mit dem „Einblick in wissenschaftliche Fachsprachen“ ist wohl die unterstützende Funktion des Lateinunterrichts beim Entschlüsseln wissenschaftlicher Termini gemeint – ein schwaches Argument, da Studierende und Wissenschaftler*innen zur Aneignung ihrer jeweiligen Fachterminologie auch ohne Vorbildung im Lateinischen wohl problemlos in der Lage sein dürften. Das Argument, Lateinkenntnisse würden das Erlernen weiterer Fremdsprachen erleichtern (oder – wovon im Lehrplan glücklicherweise nicht die Rede ist – das logische Denken schulen), ist leicht anfechtbar und lässt sich nicht empirisch nachweisen (vgl. Adema 2018, 43; Gerhards et al. 2019, 311–315). Meine Zustimmung zur faktisch korrekten Beschreibung der Datenlage in Gerhards et al. ist übrigens nicht mit meiner Zustimmung

Es ist zweifellos ein Vorzug (und wohl auch Alleinstellungsmerkmal) des Lateinunterrichts, sprachanalytische und sprachreflexive Fertigkeiten zu vermitteln.³ Aber der Fokus auf dieses Nebenziel verstellt häufig den Blick auf das zentrale Ziel: *Spracherwerb als Basis einer intensiven Auseinandersetzung mit den Schlüsseltexten Europas*. Sprachkenntnisse werden in der – seit etwa 1850 – üblichen Form des Lateinunterrichts im Wesentlichen durch explizite Grammatikinstruktion, entkontextualisierte Grammatikübungen und Übersetzungen trainiert: die sogenannte ‚Grammatik-Übersetzungsmethode‘.⁴ Die Methode ist in der Anwendung einfach, das Unterrichtsgeschehen ist leicht plan- und kontrollierbar, und nicht zuletzt sind die Leistungen der Schüler*innen leicht quantifizierbar: Antworten auf Vokabel- und Grammatiküberprüfungen bzw. Übersetzungen sind entweder ‚richtig‘ oder ‚falsch‘.⁵ Neben diesen Vorzügen hat die Methode einen entscheidenden Nachteil:

zu den Schlussfolgerungen dieses Artikels zu verwechseln: Die Prämissen, es ergebe sich aus dem Erwerb alter Sprachen „kein unmittelbarer kommunikativer Nutzen“ und die „primäre Funktion“ des Fremdspracherwerbs bestehe darin, „mit anderen Menschen, die nicht die eigene Sprache sprechen, kommunizieren und interagieren zu können“, sind grob verkürzend und zeugen von Unkenntnis: Menschen lernen Sprachen aus einer Vielzahl von Gründen; Kommunikation gibt es nicht nur in mündlicher, sondern auch in schriftlicher Form, etwa als Kommunikation zwischen Autor und Leser.

3 Friedrich Gedike (1754–1803), der Begründer der Theorie der ‚formalen Bildung‘, führte solche außerhalb der Sprache und ihrer Literatur liegenden Metaziele (Lateinlernen forme als analytisch-kognitive Denkschule den Geist und habe deshalb einen praktischen Nutzen) im 18. Jhd. ins Treffen, um den unter erheblichen Rechtfertigungsdruck geratenen Lateinunterricht – Bedeutungsrückgang des Lateinischen als europäische lingua franca durch das Erstarken der Volkssprachen – zu legitimieren. ‚Formale Bildung‘ als primärer Zweck des Lateinunterrichts nach 1750: Fritsch 1990, 32–37; Bommel 2015, 121–125. Erstarken der Volkssprachen und Rückgang des Lateinischen als internationalen Kommunikationsprache ab dem 17. Jhd.: Fritsch 1990, 6–37; Leonhardt 2013, 245–276; Korenjak 2016, 74–88.

4 Charakterisierung der Grammatik-Übersetzungsmethode: Richards/Rodgers ³2014, 6–8.

5 Man vergleiche hiermit die vom Council of Europe ausgearbeiteten CEFR-Beurteilungsraster für den Sprachunterricht (<https://www.coe.int/en/web/common-european-framework-reference-languages/the-cefr-descriptors>, eingesehen am 22.02.2022).



Bernhard Söllradl
(©Tobias Steinmaurer)

Grammatik- und Übersetzungstraining trägt zum nachhaltigen Spracherwerb allenfalls indirekt bei und ist in dieser Hinsicht nur von limitierter Wirksamkeit.⁶ Gewohnheitsmäßig beklagt man sich in der Fachgemeinschaft vom Gymnasiallehrer bis zum Universitätsprofessor hinter vorgehaltener Hand darüber, dass das Sprachniveau seit Jahren sinke. Das stimmt nicht. Richtig ist, dass sich die im Lateinunterricht erzielten Ergebnisse seit der flächendeckenden Einführung der Grammatik-Übersetzungsmethode rasch auf das (damals wie heute) oft beklagte Grundniveau eingependelt haben. Wenn Talent und Begabung auf Disziplin und engagierte Lehrende treffen, mag es einzelnen Schülerinnen und Schülern gelingen, jene Sprachkenntnisse zu erwerben, die zur flüssigen Originaltextlektüre notwendig sind. Die überwiegende Mehrheit erreicht ein zufriedenstellendes Textverständnis (wenn überhaupt) indes nur unter erheblichem Zeitaufwand, in unverhältnismäßiger Abhängigkeit von Hilfsmitteln wie dem Wörterbuch und dank gezielter (schriftlicher und mündlicher) Verständnishilfen. Der früheste mir bekannte Nachweis hierfür ist die Zirkularverfügung des preußischen Kultusministeriums vom 10. April 1856.⁷ Spätere Einschätzungen

6 Siehe unten Anm. 12 und 13.

7 Zitiert in Bölling 2009, 1.

unterscheiden sich hiervon nur mehr graduell.⁸ Das Urteil der Spracherwerbsforschung über die Grammatik-Übersetzungsmethode ist vernichtend.⁹ Sie mag zur Dekodierung zielsprachlicher Texte befähigen (sofern entsprechende Hilfsmittel vorhanden sind) und zu sprachlichem Metawissen führen – sie führt aber nicht zu Spracherwerb.

Spracherwerbsforschung: Zentrale Erkenntnisse

Wenn lateinischer Sprachunterricht zum sicheren Textverständnis befähigen soll, ist es notwendig, dass zentrale Einsichten der Spracherwerbsforschung ihren Niederschlag in der Unterrichtspraxis finden.¹⁰ Es gibt einen fundamentalen Unterschied zwischen implizitem und explizitem (bzw. prozeduralem und deklarativem) Sprachwissen: Es nicht dasselbe, eine Sprache zu können und etwas über eine Sprache zu wissen.¹¹ Als überholt gilt das mechanische Konzept, wonach zum Spracherwerb erst explizites Wissen (etwa in den Bereichen Lexik, Morphologie, Syntax) aufgebaut werden müsse, das sich dann automatisch in implizites Wissen umwandle.¹² Das Problem ist die Vorstellung einer ‚Umwandlung‘, für die es in der Neurolinguistik und -psychologie weder Theoriemodelle noch empirische Nachweise gibt. Implizites und explizites Sprachwissen erscheinen vielmehr als unterschiedliche Wissenssysteme mit wohl hauptsächlich indirekter wechselseitiger Beeinflussung.¹³ Explizite

Sprachvermittlung funktioniert, ist effizient und führt zu messbaren Ergebnissen. Doch die mittels expliziter Instruktion erzielten Ergebnisse sind trügerisch: Die Fähigkeit zur richtigen Benennung von Formen und syntaktischen Phänomenen ist nicht mit globaleren sprachrezeptiven Fähigkeiten zu verwechseln. Echter Spracherwerb bedeutet, graduell implizites Sprachwissen aufzubauen, wobei zunächst rezeptive Fähigkeiten ausgebildet werden: Daher ist implizites Sprachwissen schwieriger messbar als explizites.

Gegen einen starken Fokus auf explizite Grammatikinstruktion spricht die Einsicht, dass Spracherwerb dem Gesetz einer natürlichen, unveränderlichen Progression gehorcht.¹⁴ Der Reihenfolge der natürlichen Erwerbsstufen kann durch explizite Instruktion vorgegriffen werden – das auf diesem Wege angelesene Sprachwissen bleibt aber deklarativ. Es wird nicht in das mentale Repräsentationssystem von Sprache¹⁵ eingegliedert und kann daher nicht nachhaltig ‚gespeichert‘ werden. Die Vorstellung, es sei der ‚natürliche‘ Weg, erst alle Konjugationen, dann alle Deklinationen, dann schrittweise komplexere syntaktische Strukturen zu lernen, widerspricht dieser Einsicht. Festzuhalten ist aber auch, dass es für die Unterrichtspraxis nicht notwendig ist, die einzelnen Stufen der Spracherwerbsprogression genau zu kennen und definieren zu können. Wenn kommunikativ eingebetteter Input angeboten wird, interagieren Lernende permanent mit Elementen, die der Ausbildung der mentalen Repräsentation der Zielsprache zuträglich sind: Sie sind in der Lage, aus kommunikativ eingebettetem Input das Passende herauszufiltern und in ihr mentales Sprachsystem zu integrieren.¹⁶

Damit neue lexikalische, morphologische und syntaktische Elemente angeeignet werden können, muss der zielsprachliche Input leicht über dem bereits erworbenen Sprachniveau liegen. Dies ist dann der Fall, wenn wir Texte lesen oder Gesprächen folgen, die unbekannte Elemente enthalten und uns deshalb fordern, aber nicht überfordern – damit Spracherwerb erfolgen kann, muss die inhaltliche Verständlichkeit immer erhalten bleiben.¹⁷ In der Leseforschung wurde diese Hypothese quantifiziert: Für erfolgreiche Leseprozesse müssen 95–98% der lexikalischen Elemente bekannt sein, damit der Rezeptionsprozess (und damit die schriftliche Kommunikation) gelingen und Spracherwerb stattfinden kann.¹⁸

Die Grammatik-Übersetzungsmethode fokussiert in ihrer traditionellen Ausprägung ausschließlich auf explizite Sprachinstruktion, wobei kein implizites Sprachwissen aufgebaut und das Gesetz der natürlichen, unveränderlichen Spracherwerbsstufen umgangen wird. Zielsprachlicher Input erfolgt in schriftlicher Form und liegt schnell (spätestens ab der ‚Lektürepräphase‘) weit über dem Kompetenzniveau der Schüler*innen, die als Bewältigungsstrategie auf explizites Sprachwissen, den exzessiven Einsatz von Hilfsmitteln und Hilfestellungen zurückgreifen: Der zielsprachliche Input wird analysiert, dechiffriert, entziffert, geknackt und dekodiert, aber nicht als kommunikativ bedeutsam wahrgenommen – ein Umstand, der Spracherwerb verhindert. Die Voraussetzungen für Spracherwerb sind dann erfüllt, wenn zielsprachliche Inputs (1) einen kommunikativen Zweck erfüllen, (2) für die Lernenden verständlich sind und (3) leicht über dem Kompetenzniveau der Lernenden liegen.

Spracherwerbsforschung und die klassischen Sprachen – Suche nach dem *missing link*

Die Gültigkeit der modernen Spracherwerbsforschung für die klassischen Sprachen ließe sich nur dann bestreiten, wenn man zwischen lebenden Fremdsprachen (wie Italienisch) und fixierten Sprachen (wie Latein) einen starken qualitativen Unterschied ansetzen würde. Die Rede von Latein als Code, Modellsprache oder gar analytisch-kognitiver Denkschule mag das altbewährte (?) Rezept rechtfertigen, ist

2021, 295–298.

17 Vgl. Lichtman/VanPatten 2021, 295: ‚We acquire by understanding language that contains structure a bit beyond our current level of competence (i + 1).‘ Beschreibung und Kritik von Stephen Krashen ‚i+1-Hypothese‘: Lichtman/VanPatten 2021, 295f.

18 Vgl. Hirsh/Nation 1992; Hu/Nation 2000; Waring 2012; Lichtman 2018, 25–27.

8 Eine Auswahl: Judd/Buswell 1922, 3f.; Campbell 1988, 245–250; Fritsch 1990, 77–79; Krell 2006 (hier 109: ‚Das Defizit der Lektürefähigkeit vieler Lateinschüler geht sogar so weit, dass nach dem korrekten Übersetzen eines Sinnabschnitts ins Deutsche die Frage nach dem Inhalt dieses Abschnitts nicht beantwortet werden kann.‘); Florian 2015; Florian 2018.

9 Vgl. Richards/Rodgers 2014, 7: ‚though it may be true to say that the Grammar-Translation Method is still widely practiced, it has no advocates. It is a method for which there is no theory. There is no literature that offers a rationale or justification for it or that attempts to relate it to issues in linguistics, psychology or educational theory.‘

10 Klassische Philologinnen und Philologen dürfen zufrieden zur Kenntnis nehmen, dass Autoren wie Quintilian, Augustinus und Comenius zentrale Erkenntnisse der Spracherwerbsforschung in anekdotischer Form bereits vorweggenommen haben: Quint. inst. 10,1,1–2; Aug. conf. 1,14; Comenius, opera didactica omnia (1657), 1,129.

11 Unterscheidung von explizitem und implizitem Sprachwissen: Lichtman/VanPatten 2021, 285–289.

12 Die hauptsächliche Funktion von explizitem Sprachwissen besteht darin, sprachliche Äußerungen – eigene und fremde – als ‚Monitor‘ analysieren und bei Bedarf korrigieren zu können (am nützlichsten ist es daher in der schriftlichen Produktion). Häufiger, gewohnheitsmäßiger oder gar exzessiver Rückgriff auf explizites Wissen verlangsamt oder verunmöglicht Kommunikation: vgl. VanPatten/Williams 2015, 26.

13 Vgl. Lichtman/VanPatten 2021, 289. Neben den Extrempositionen (‚zero interface-position‘: explizites und implizites Wissen als separate Systeme [Krashen 1982, 83–89; Rebuschat 2015] bzw. ‚interface-positi-

on‘: explizites Wissen wird in implizites Wissen umgewandelt [DeKeyser 2007]) vertreten Forscher wie Ellis (z. B. Ellis 2011) eine ‚soft interface position‘, wonach explizites Wissen unter bestimmten Voraussetzungen den Erwerb impliziten Sprachwissens begünstigt. Ein Schlüsselbegriff ist ‚noticing‘: Explizites Wissen helfe Lernenden, auf bestimmte zielsprachliche Elemente im Input aufmerksam zu werden, was deren Erwerb erleichtere (vgl. Schmidt 1990; Schmidt 2001). In dieser Auffassung kann Grammatik- und Übersetzungstraining für nachhaltigen Spracherwerb nur dann eine unterstützende Funktion haben, wenn Schüler*innen mit ausreichend kommunikativ eingebettetem Input konfrontiert werden.

14 Sogenannte ‚natural order hypothesis‘ bzw. ‚ordered development‘: VanPatten/Lichtman 2021, 290–295.

15 Die linguistische Theorie postuliert, dass Sprache im Gedächtnis als komplexes und abstraktes System (sogenannte ‚mentale Repräsentation‘) erscheint, das sich nicht durch das bewusste Lernen von ‚Sprachregeln‘ aufbaut, sondern graduell durch die Verarbeitung zielsprachlicher Inputs, die für Lernende inhaltlich weitestgehend verständlich sind und somit einen kommunikativen Zweck erfüllen: sogenannter ‚kommunikativ eingebetteter Input‘ (vgl. VanPatten/Benati 2015, 62f; Lichtman 2018, 4).

16 Sogenannte ‚input hypothesis‘: Lichtman/VanPatten

aber sachlich falsch und inhaltlich problematisch. Trotzdem wird die Behauptung, Latein sei keine Sprache im eigentlichen Sinn, immer wieder – auch und gerade in aktueller fachdidaktischer Literatur – erhoben und mit bedenklichen Argumenten unterfüttert:¹⁹ Im Lateinischen gebe es keine Kommunikationsprozesse – Was ist mit der Kommunikation zwischen Autor und Leser? –; wir wüssten nichts über die lateinische Aussprache – Hat nicht Sidney Allen längst das entsprechende Standardwerk vorgelegt?²⁰ –; wir wüssten nicht, wie man sich auf Latein „situativ angemessen“ ausdrücke und noch weniger über die lateinische Umgangssprache – als ob im Lateinunterricht eine „Umgangssprache“ (und nicht die Literatursprache) im Zentrum stünde; als ob wir uns im jahrelangen Sprachstudium kein grundlegendes Sprachgefühl aneignen könnten. Natürlich gibt es Unterschiede zwischen lebenden und fixierten Sprachen: Letztere verfügen in der Regel über keine Muttersprachler und sind in ihrer Kommunikations- und Funktionsbreite eingeschränkt. Von diesen grundsätzlichen Merkmalen abgesehen unterscheidet sich – ein fast immer übersehener Punkt – die *Zielsetzung* des Unterrichts fixierter und lebender Fremdsprachen aber nur insofern, als im Unterricht lebender Fremdsprachen die Sprachproduktion und -rezeption, im Unterricht fixierter Fremdsprachen die Sprachrezeption ausgebildet wird. Trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzung ist in beiden Fällen erfolgreicher Spracherwerb das Ziel. Dieser kann von der Grammatik-Übersetzungsmethode nicht oder nur als Nebenprodukt geleistet werden. Es muss also auch für den Lateinunterricht eine Methode gefunden werden, die implizites Sprachlernen ermöglicht, das Gesetz der natürlichen, unveränderlichen Spracherwerbsstufen berücksichtigt, ausreichend kommunikativ eingebetteten zielsprachlichen Input bereitstellt und dabei zum Erreichen des zentralen Unterrichtsziels – der Texterschließung – beiträgt.

LPQR

Die Methode, die ich in meiner Schola Latina Vindobonensis anwende und bei Fortbildungen präsentiere, bezeichne ich als LPQR (*lectio-paraphrasis/quaestiones-repetitio*). Ausgangspunkt ist immer ein lateinischer Text, der zuerst gelesen (*lectio*) und dann im Dialog paraphrasiert wird, wobei die Lehrenden gezielte Fragen stellen, um die Inhalte des Lesestücks zu ‚erfragen‘. Die Schritte *paraphrasis* und *quaestiones* sind eng miteinander verschränkt: Siehe das

¹⁹ Beyer et al. 2021, 95–97.
²⁰ Allen ²1978.

Beispiel: Ovid, met. 6, 5–7 (Arachne)

(Texterschließungssequenz mit LPQR. L = Lehrperson; S = Studierende)

Maeoniaeque animum fatis intendit Arachnes,
quam sibi lanificae non cedere laudibus artis
audierat.

- L: Maeoniaeque animum fatis intendit Arachnes – Animum convertit ad Arachnen. Quis animum convertit ad Arachnen?
S: Minerva.
L: Certe! Minerva animum *fat*is (ut dicit poeta) Arachnes intendit. Ubi habitat illa?
S: (...)
L: Facitne poeta nos certiores, ubi Arachne habitat?
S: (...)
L: Vocatne eam „Arachnen“ tantummodo?
S: Minime.
L: Quibus igitur verbis eam inducit?
S: Maeoniae Arachnes.
L: Ita res se habet! Haec verba ostendunt atque elucent illam in Maeonia habitare, quae est regio in Lydia sita. Pergamus! Minerva animum atque oculos ad Arachnen convertit, *quam sibi lanificae non cedere laudibus artis audierat* – Quid dea audierat?
S: (...)
L: Dea rumores quosdam audivisse videtur. Quos tamen rumores? Quid scripsit poeta?
S: Audiverat eam *sibi lanificae non cedere laudibus artis*.
L: Bene dicis! Sed dic tuis ipsius verbis. Enodanda atque explicanda videntur haec Ovidii verba. Quid enim significat *alicui lanificae artis laudibus non cedere*?
S: Minerva audivit Arachnen credere se optimam esse in arte lanifica.
L: Optime! Bene explicasti! Minerva igitur audiverat, comperuerat, certior facta erat Arachnen sibi – id est Minervae – summam laudem lanam faciendi non tribuere. Immo putare videtur se esse deae anteponendam. Estne supplex an superba?
S: Superba.
L: Ita videtur! Laudatne an contemnit deam?
S: Contemnit.
L: Recte dicitis. Transeamus nunc ad versum septimum. (...)

Anschauungsbeispiel im Kasten. Jede mit LPQR erarbeitete Textsequenz eignet sich als Inhalt einer Wiederholungssequenz (*repetitio*), die direkt im Anschluss (zur Festigung) oder zu einem späteren Zeitpunkt (zur Überprüfung, als Rückmeldung für die Lehrenden) erfolgen kann. Natürlich spricht nichts dagegen, nach der *repetitio* schwierige Vokabel zu erklären, ausgewählte Formen bestimmen

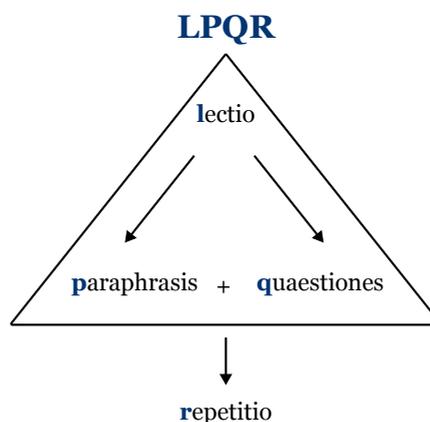
zu lassen, die Syntax zu analysieren oder einen Teilabschnitt übersetzen zu lassen. Ich kann mir eine Minimalvariante der LPQR-Methode vorstellen, bei der Lernende den Text still lesen und die durch gezielte Fragen gelenkte Paraphrase in der Ausgangssprache erfolgt. In der Maximalvariante findet die gesamte Sequenz in der Zielsprache statt, wodurch sich der Anteil des kommunikativ eingebetteten Inputs beträchtlich erhöht und der Beitrag zum Spracherwerb deutlich größer ist.

Zwei Einwände

Seit der Publikation meines zweiteiligen Aufsatzes „Nunc est loquendum“²¹ habe ich die im erwähnten Beitrag dargelegten Überlegungen und meine LPQR-Methode zu unterschiedlichen Anlässen, meist im Rahmen von Fortbildungen, vorgestellt.²²

²¹ Söllradl 2019; Söllradl 2020.

²² Bei der 6. Tagung zur Didaktik der alten Sprachen in Österreich an der Universität Salzburg (29.02.2020), an der PH Niederösterreich (22.–23.01.2021 und 12.–13.07.2021) und an der PH Steiermark (18.01.2022).





Diego Velázquez, *Las Hilanderas* (1655), Museo del Prado, Paris

Es spricht für die Leidenschaft und das Engagement der Fachgemeinschaft, dass die meisten Teilnehmer*innen rückmelden, sie seien inspiriert und würden gerne das Experiment wagen, im Unterricht Latein als wirklicher Sprache größeren Raum zu geben. Es werden aber regelmäßig zwei hauptsächliche Einwände geäußert: Der erste ist, dass Lateinlehrer*innen keine Ausbildung im Lateinsprechen erhalten und keine Übung darin haben, die Zielsprache im Unterricht anzuwenden. Sollte die Fachdidaktik zur Einsicht gelangen, im Unterricht sei größerer Wert auf kommunikativ eingebetteten zielsprachlichen Input zu legen, müsste das freie Lateinschreiben und -sprechen in der Lehramtsausbildung fest verankert werden.²³ Schwieriger auszuräumen ist der zweite Einwand: Die theoretischen Ausführungen und die Unterrichtsbeispiele seien überzeugend, aber nicht praxistauglich, da die Schüler*innen eben auf die geltenden Prüfungsformate vorbereitet werden müssten. Offenbar herrscht der Eindruck vor, eine optimale Vorbereitung auf Prüfungssituationen könne nur gewährleistet werden, wenn explizite Sprachunterweisung und Sprachanalyse im Unterricht Priorität haben. Was die Fachgemeinschaft braucht, ist ein ernsthafter, grundsätzli-

²³ Im Moment wird dieser Bereich weitgehend privaten Anbietern überlassen, die für ein- oder mehrtägige Sommerkurse Teilnahmegebühren von bis zu mehreren tausend Euro einheben. Im Sinne der Demokratisierung von Bildung wäre es wünschenswert, wenn es auch an öffentlichen Bildungsinstitutionen entsprechende Angebote gäbe.

cher und ergebnisoffener Dialog darüber, ob Prüfungsformate sinnvoll sind, bei denen ein hauptsächlich auf Spracherwerb und Textverständnis zielender Unterricht Schülerinnen und Schülern zum Nachteil gereichen würde. Worum soll es also gehen, heruntergebrochen auf Schlagworte: Sprachkompetenz – oder Sprachreflexion?

Und jetzt? Ausblick auf mögliche Forschungsprojekte

Sollte die Fachdidaktik den Spracherwerb, also die Aneignung impliziten bzw. prozeduralen Sprachwissens, zum primären Ziel des Lateinunterrichts erklären (und die – auch im Lehrplan genannten – Metaziele an sekundärer Stelle nachreihen), wären die Universitäten als Vorreiter gefordert, den Studierenden theoretisch fundiert und methodisch handfest solide Fertigkeiten im freien (nicht: übersetzenden) Lateinschreiben und -sprechen mitzugeben. Dann hätten wir Absolventinnen und Absolventen, die Übersetzungskompetenz und Sprachreflexion vermitteln können, aber auch das implizite Sprachwissen und die nötige Sicherheit mitbringen, um jenen kommunikativ eingebetteten zielsprachlichen Input für ihre Schüler*innen zu produzieren, den die Forschung als Hauptelement für effizienten, sicheren, nachhaltigen Spracherwerb erkannt hat.

Bis dahin ist es noch ein weiter Weg – auch deshalb, weil grundlegende Forschungsarbeit erst zu leisten ist. Ich möchte diesen Beitrag daher nicht mit dem üblichen Resümee, sondern mit einem Ausblick abschließen. In der fachdidakti-

schen Literatur zum Lateinunterricht gibt es im Bereich der empirischen Studien eine empfindliche Leerstelle.²⁴ Beschwichtigungsversuche sind fehl am Platz.²⁵ Die Fachgemeinschaft sollte die bestehende Forschungslücke als Chance für junge Klassische Philologinnen und Philologen erkennen, im Bereich der Fachdidaktik verlässliche theoretische Grundlagen für eine wissenschaftlich fundierte Unterrichtspraxis zu erarbeiten.

Zukünftige Studien sollten die Erkenntnisse der Spracherwerbsforschung systematisch miteinbeziehen und aus dieser Perspektive beispielsweise (1) die Geschichte des Lateinunterrichts (insbes. vor 1750) aufarbeiten, (2) aktuelle Lateinlehrwerke und besonders die Funktion expliziter Grammatikinstruktion und des Übersetzens in Feldstudien empirisch evaluieren, (3) Formen und Funktionen der Textparaphrase (in antiker und nachantiker Kommentierungstradition, in antiken und nachantiken Unterrichtsmaterialien, in den *editiones in usum delphini*) untersuchen, (4) die humanistischen Schülergespräche als Beispiel einer aus den Klassikern geschöpften ‚Umgangssprache‘ analysieren und die Funktion der Schülergespräche im Spracherwerbsprozess beleuchten, (5) den Zusammenhang zwischen kommunikativ eingebettetem Input und Rezeptionsfähigkeit am Beispiel des Lateinunterrichts untersuchen, (6) schriftliche Performanzen (etwa von Studierenden in universitären ‚Grammatik-Kursen‘ bzw. ‚Stilübungen‘) in Hinblick auf das Gesetz der natürlichen, unveränderlichen Spracherwerbsstufen auswerten, (7) valide Prüfungsformate für die Überprüfung und Beurteilung impliziten Sprachwissens erarbeiten (ein Schlüsselparameter könnte der Grad der Abhängigkeit von Hilfsmitteln zum Sprach- und Textverständnis sein). Ein weiteres Desiderat ist (8) ein monolinguales Handwörterbuch für den Unterrichtsgebrauch, das Wortdefinitionen, Synonyme, Antonyme, Kollokationen und Konstruktionsmöglichkeiten samt Stellennachweisen verzeichnet (Ausgangspunkte könnten die Wörterbücher von Forcellini und Wagner bieten). ■

Der QR-Code führt zu Bibliographie.



²⁴ Vgl. Florian 2015, 11: „In der lateinischen Fachdidaktik hat sich im Gegensatz zu anderen Fachdidaktiken die empirische Forschung jedoch noch nicht etabliert.“; Adema 2019, 35: „Empirical research on the learning and instruction of Latin still seems scarce.“

²⁵ Verfehlt: Beyer et al. 2021, 96.

Global Classics in Challenging Times

Christian Laes



If we were to think of Classics as a corporate business, we would have to recognise that we are now faced with a competitor or even an enemy within. Such has to be the only possible conclusion after acknowledging the uncomplaining views of Princeton Professor Dan-el Padilla Peralta on the field of Classics (NY Times, Sunday Magazine, February 7, 2021, p. 38). Do not be fooled. His views are not about turning our focus to silenced minority groups of the past, about broadening the canon or taking a different approach towards it, or about inclusion of those who previously could not be bothered by studying the ancient world. All this, according to Padilla Peralta, would not really help. To him, Classics is so profoundly entangled with white supremacy and patronising colonisation that it finally has to disappear. Or, in Stanford Professor Walter Scheidel's words in the same NY Times article: "I don't think it should exist as an academic field."

How should classicists respond to this? For more than one reason, I would not opt for an outspokenly defensive stance. First, because the claims and concerns of the advocates of this 'cultural turn' are at least partly justified. Indeed, history has known many forms of domination and subjugation in need of unraveling and disentangling. Moreover, opening up the field of Classics to a much broader study of the ancient Mediterranean world with its many other fascinating cultures and civilisations is a true enrichment for all those who want to study relationships between peoples and cultures.

Second, and more importantly, because Padilla's radical attack does not pertain to classics only. In fact, the very same arguments could be induced against the study of all European literatures and languages, of art, history, philosophy, psychology, even western approaches to medicine – the list could be expanded almost *ad infinitum*. If Classics has to fight back or rather continue the dialogue, it is definitely not the only field that has to take up the challenge. Much more is at stake. Padilla's uncompromising stance is part of a 'woke' movement roused from sleep, which has, as it were, turned into a new religion, with its selected and enlightened few who see the 'fallen world of Western civilisation' as it really is, with its own concept of origi-

nal sin: white privilege.¹ A third reason for resistance with moderation is because I would be wary of new associations or institutions exclusively dedicated to this cause. That would mean further institutionalisation and close involvement with politics. For sure, we can use all the help we can get and we should never be afraid of speaking out in public or approaching politicians. In fact, classicists have never ceased to do so and Euroclassica is most happy to support the joined effort by the ministers of education of Cyprus, France, Greece and Italy in support of the study of Classical Civilisation (see next page). But in the rest of this article, I would rather focus on a wide range of promising and inspiring initiatives – 'open projects' as it were, which invite us time and again to rethink the value of Classics and the ancient world.

Such projects now flourish on the internet as never before. **History from Below. Musings on Daily Life in the Ancient and Early Medieval Mediterranean** by Iowa Professor Sarah Bond is to be situated at the progressive side of approaches to ancient history. At the same time, it is a wonderful resource of always thought-provoking and stimulating posts and podcasts, truly inspirational for genuine classroom discussions. On the other side of the ocean, **Antigone. An Open Forum for Classics** is a site run by an international team of scholars. It seeks to make Classics open to all and encourages "open enquiry, robust debate and the unfettered exploration of ideas" from "whatever your knowledge and interests, whoever and wherever you are". The very rich and regularly posted articles are devoted to all aspects of the Ancient Greek and Roman worlds. In more than one way, such initiatives go back to individual endeavours, such as Durham Professor **Edith Hall's** exciting studies (lectures) on mainly, but by no way exclusively, Greek Antiquity – a work of a lifetime paralleled by Mary Beard's continuous stream of publications, broadcasts and opinions on the Roman world, a sample of which can be gleaned

1 J. McWhorter, *Woke Racism. How a Religion Has Betrayed Black America* (New York, 2021). The author is a Columbia University Professor of linguistics, who describes himself as a black, democrat-voting and liberal intellectual.

from the TLS website **Mary Beard: A Don's Life**. As the teaching of classical languages is concerned: the last decade has seen amazing achievements in 'active' and spoken approaches to both Ancient Greek and Latin, now accessible via the internet in a way they have never been before. I can only mention here (doing injustice to many others): **Accademia Vivarium Novum** (Italy), **Elliniki Agogi** (Greece), **Paideia Institute** (USA), and **Polis Institute** (Israel) – a quick look at their websites not only shows what has been achieved already, but also how unfair and untrue it is to regard knowledge of the ancient languages as a threshold for those wishing to embark on classical studies. By necessity, I have focused on resources in English, but one can safely say that classicists of regions and countries all over the world have put together inspiring initiatives for their own communities. As a native speaker of Dutch, I cannot miss the opportunity to mention the wonderful **Klassieken Nu** by the Dutch Association of Classicists VCN, or the brand new and ever-inspiring **Hic et Nunc. De oudheid in jouw leven** run by Flemish classicist Patrick De Rynck. All such initiatives will be brought together in **EuroClassica in Europe** – a map which is to become a forum and an inspirational tool for years to come.

The conclusions of all this can and must be realistic, yet at the same time positive. Realism protects us from naivety. I refer to the wonderful burlesque play *Herr Biedermann und die Brandstifter* by Max Frisch from 1953 – a play which is ended by a choir that reminds us of Greek tragedy. In boundless confidence, Herr Biedermann takes two somewhat strange guests into his house. Their radical opinions clash with his views and they openly announce his demise, but Biedermann wants to be listening, benevolent and compliant. Curious about the outcome? Here – at the risk of spoilers: Biedermann's house is set on fire by the guests. Nothing is left of it. Optimism should unite all those who love Classics. After all, the debate about the value of Classics has been going on ever since the Industrial Revolution. So many of our predecessors have tackled similar issues. For sure, the statement that "a humanist generally lives in a period that is going to the dogs. While he is arraigning

the age, humbler folk congratulate the age on having such as he” by leading American classicist and mediaevalist Edward Kennard Rand (1871–1945) should be considered tongue-in-cheek. We would perhaps rather relate to “classics are always dying, but they never die” by British ancient historian Richard Edward Smith (1910–1978). *Sed haec olim fuerunt*. On a much more contemporary note, I would like to

end with a mention of Roderick Beaton’s recent brilliant volume. It is an encompassing book, which brings its readers from the Minoan age up to present-day Greece. Time and again, it shows how Greek civilisation extended from, at least (!), Massilia in the West to Georgia in the East. How “Greece”, however understood or misunderstood, has always been part of the modern identity of Europe too”. *The Greeks*.

A Global History (London, 2021) – the title could not have been chosen better. In much the same way, Classics as a global discipline faces a bright future, indeed. ■

QR-Code:
English version
of the declaration



Déclaration conjointe des ministres européens chargés de l'éducation visant à renforcer la coopération européenne autour du latin et du grec ancien

Les ministres français, grec, italien et chypriote chargés de l'éducation, ci-après « les signataires »,

Convaincus que le latin et le grec ancien sont l'héritage vivant et structurant d'un socle commun de culture européenne et méditerranéenne, et la sève de chacune de leurs langues,

Conscients que ces racines communes favorisent et densifient le rapprochement ainsi que les échanges entre les peuples, et que la connaissance des langues anciennes est un atout précieux et tangible pour maîtriser les langues vivantes, pour poursuivre des études supérieures et pour s'accomplir dans la vie sociale, civique, culturelle et professionnelle,

Persuadés que l'apprentissage des langues et des cultures de l'Antiquité, la pratique de la traduction ainsi que l'appréhension d'une culture humaniste permettent de développer les savoirs fondamentaux et les outils amenant à la réflexion, à la compréhension synthétique du monde et de la société modernes, à l'esprit critique et au recul nécessaires à l'émancipation des élèves, à la citoyenneté européenne et à la défense de leurs valeurs communes,

Soucieux de construire, par les ponts entre les peuples que constituent la latinité et l'hellénisme, un nouvel axe structurant et un nouvel élan culturel dans la construction de l'espace européen de l'éducation,

Affirmant leur volonté commune de mettre les humanités au cœur de l'École, de montrer l'actualité et la modernité du latin comme celles du grec ancien, de promouvoir leur renouveau et de développer leurs enseignements pour contribuer à affermir l'avenir de l'Union européenne,

S'engagent à renforcer leurs coopérations autour du latin et du grec ancien, en encourageant tout en développant des partenariats bilatéraux et multilatéraux ainsi que des échanges et des mobilités d'élèves ou de professeurs, de façon à créer une dynamique globale autour de projets communs nouveaux, ouverts vers tous les publics et toutes les voies de formation, dans une démarche inclusive, en phase avec les aspects les plus modernes et les plus innovants de la civilisation contemporaine.

Les signataires mettent en place un groupe international d'experts de haut niveau chargé de réfléchir à une stratégie globale, internationale, de promotion, de développement du latin et du grec ancien, et de faire de nouvelles propositions concrètes dans ce sens. Les pays signataires inviteront, chaque année à tour de rôle, les pays partenaires à participer à leurs travaux de réflexion à distance et en présentiel.

Jean-Michel Blanquer,
ministre de l'Éducation nationale,
de la Jeunesse et des Sports

Niki Kerameos,
ministre de l'Éducation et des
Cultes de la République grecque

Patrizio Bianchi,
ministre de l'Instruction
de la République italienne

Prodomos Prodomou,
ministre de l'Éducation, de la Culture,
du Sport et de la Jeunesse
de la République de Chypre



Situation de l'enseignement du latin et du grec ancien en France

Florence Turpin

Étant donné que ces matières ne sont qu'exceptionnellement abordées à l'école primaire (6-10 ans), nous consacrerons cette étude à l'enseignement secondaire (collège et lycée) et à l'enseignement supérieur.

Enseignement secondaire

L'enseignement des langues et cultures de l'Antiquité (LCA), puisque c'est désormais ainsi qu'on désigne ce qu'on appelait naguère l'enseignement des langues anciennes, est encore suivi par un nombre important d'élèves (11-18 ans), même s'il a diminué ces dernières années, en particulier à cause des réformes du lycée et du baccalauréat en 2019 ainsi que de la pandémie, qui a limité les moyens de faire connaître ces disciplines. Il est encore impossible de connaître les effectifs exacts de cette année, mais on sait qu'entre la rentrée 2018 et la rentrée 2020, en classe de seconde (premier niveau du lycée), les effectifs ont baissé de 25 % en grec et de 13 % en latin. L'ensemble des effectifs a probablement diminué dans les mêmes proportions mais le nombre global doit se situer autour de 450 000 élèves.

Le latin n'est plus obligatoire depuis plus d'un siècle, mais pendant longtemps les filières sans latin ont été dévalorisées et le choix se faisait dès la 6^e (11 ans). Dans les années 50, la moitié des élèves avaient 5 heures par semaine de latin et le grec était commencé deux ans plus tard pour les volontaires. Progressivement le latin n'a plus été enseigné qu'à partir de la 5^e (2 h par semaine en option, puis 3 h en 4^e et en 3^e) et le grec à partir de la 3^e (3 h). Les options pouvaient être poursuivies en seconde, 1^{re} et classe Terminale avec un horaire de 3 h pour chaque matière et pour chaque niveau.

Aujourd'hui la situation est difficile à analyser, non seulement parce que les réformes se succèdent sans cesse, mais aussi parce qu'elles ne sont pas appliquées d'une façon rigoureuse ou parce que leurs effets, même quand ils pouvaient paraître favorables, aboutissent en réalité à un affaiblissement des possibilités offertes aux élèves.

Au collège (11-15 ans), la réforme de 2015 avait considérablement réduit les heures de latin. Théoriquement, l'horaire

a été presque rétabli en 2017 : 1 heure par semaine en 5^e (au lieu de 2), 3 en 4^e et en 3^e avec la possibilité de répartir autrement les heures sur le cycle. L'horaire officiel de grec (3 heures en 3^e) n'avait pas changé. Mais pratiquement, dans la plupart des collèges, les horaires de l'option LCA latin n'ont pas été revus et celui de l'option LCA grec est le plus souvent réduit. Ajoutons qu'il n'est pas possible de faire du latin dans tous les collèges et, dans beaucoup moins encore, du grec. D'autre part, une nouvelle disposition introduit un enseignement facultatif en 6^e « Français et culture antique », totalement indépendant des choix d'option postérieurs, mais il n'est offert qu'à un très petit nombre de collèges selon des critères opaques. Enfin, le brevet des collèges qui évalue les élèves à la fin du cycle ne prend en compte qu'une option (latin ou grec).

Au lycée (16-18 ans), les instances ministérielles prétendent favoriser les options de langues et cultures de l'Antiquité : 3 heures pour chacun des 3 niveaux (seconde, 1^{re} et classe Terminale) et pour chaque langue ; mais trop souvent les prétendues difficultés de la confection des emplois du temps ou les effectifs réduits conduisent à des horaires amputés, des classes regroupant des élèves de plusieurs niveaux, des heures de cours placées à des heures dissuasives. Plus grave encore, on vient de supprimer la valorisation préférentielle de ces options au baccalauréat. Sans doute, grâce à la dernière réforme du lycée, les élèves ont, en principe, la possibilité de choisir en 1^{re} une « spécialité » intitulée « Littérature et Langue et Culture de l'Antiquité » (LLCA), latin ou grec, en même temps que deux autres (« Mathématiques », « Arts », « Humanités, littérature et philosophie » etc.) et de la poursuivre en terminale avec une seconde spécialité. Mais LLCA est offerte dans très peu de lycées et, quand elle est ouverte, trop souvent le chef d'établissement n'accorde pas l'horaire requis par les textes officiels, c'est-à-dire 4 heures en 1^{re} et 6 heures en Terminale, alors que les autres spécialités ont toujours leur dotation horaire. Cette situation désavantage les élèves qui présentent LLCA au baccalauréat sans avoir bénéficié

de l'horaire convenable puisqu'ils sont évalués non pas, comme pour les options, par un contrôle continu, mais par une épreuve écrite nationale qui ne peut s'adapter aux conditions de leur apprentissage.

En outre, il existe au collège et au lycée un dispositif expérimental d'enseignement conjoint des langues anciennes (ECLA), dont l'objectif est d'assurer que le grec soit enseigné plus largement.

Programmes

Comme pour les autres disciplines, les programmes de LCA (voir <https://eduscol.education.fr/>) sont élaborés par le Conseil Supérieur des programmes et ils sont réactualisés à chaque réforme. Ils sont censés être appliqués dans tous les établissements, qu'ils soient publics ou privés, et des inspecteurs sont chargés en particulier de vérifier que les professeurs suivent les instructions.

- **Au collège**, les « compétences travaillées » en latin ou en grec visent à acquérir des éléments de culture littéraire, historique et artistique, à lire et à comprendre, traduire et interpréter les textes, à comprendre le fonctionnement de la langue. On attend en effet des élèves qu'ils soient capables non seulement de traduire un texte latin authentique mais aussi de situer les textes littéraires dans leur contexte historique et culturel ainsi que de les interpréter. En grec (au bout d'une année d'enseignement), ils devraient pouvoir repérer des indices signifiants pour émettre des hypothèses de lecture portant sur un énoncé court et accessible et traduire des phrases simples. Ils doivent savoir aussi, entre autres, « circuler entre les textes et entre les systèmes de langue ».

- **Au lycée**, les programmes sont fondés sur la confrontation entre mondes anciens et monde moderne, sur une pratique renouvelée de la traduction et sur une approche interdisciplinaire propre aux langues et cultures de l'Antiquité. Dans l'enseignement optionnel, les élèves sont principalement invités à réfléchir, en seconde, sur l'Homme lui-même, en première, sur l'environnement politique et religieux de l'individu, et, en classe terminale, sur la place de l'homme dans l'univers. L'acquisition progressive des

connaissances linguistiques est strictement encadrée à chaque niveau. Dans l'enseignement de spécialité de littérature et langues et cultures de l'Antiquité, les exigences sont évidemment plus élevées que dans l'enseignement optionnel et, pour ne parler que de la classe terminale, le programme comporte l'étude et la confrontation de deux œuvres (renouvelées tous les deux ans) relevant, pour l'une, de l'Antiquité et, pour l'autre, de n'importe quelle époque et de n'importe quel pays, pourvu que les deux œuvres soient liées par leur thématique. Ainsi pour les années prochaines, en LLCA latin, le chant VI de *l'Énéide* de Virgile et *L'Âge de fer* de John Maxwell Coetzee seront étudiés à travers les thématiques de la descente aux enfers et de la promesse d'une ère nouvelle, tandis qu'en LLCA grec seront mis en regard deux chants de *l'Odyssée* d'Homère (XIX et XX) avec le livre de Jean Giono, *Naissance de l'Odyssée* (Voir <https://www.education.gouv.fr/bo/22/Hebdo13/ME-NE2207851N.htm>).

De plus, trois objets d'étude sont traités pendant l'année (l'homme, le monde, le destin ; croire, savoir, douter ; Méditerranée : présence des mondes antiques), à partir de nombreux axes : par exemple, pour le troisième objet d'étude, la connaissance des grands repères géographiques et culturels par la confrontation des espaces antique et contemporain.

Ce rapide aperçu montre que les programmes sont très ambitieux et ne tiennent pas compte des conditions dans lesquelles

l'enseignement est dispensé le plus souvent. Des manuels existent à tous les niveaux de l'apprentissage, mais une large place est faite à l'innovation pédagogique souvent initiée ou pilotée par des associations régionales coordonnées par la CNARELA (Coordination nationale des associations régionales de langues anciennes), qui produisent des analyses, des projets, des méthodes, des vidéos, des cours sur tous les aspects de l'Antiquité classique (mythologie, histoire, littérature, langue etc.), que l'on peut retrouver sur leurs sites, sur celui de la CNARELA et sur le site <https://eduscol.education.fr/odysseum/>.

Ces associations diffusent évidemment l'ECCL d'EUROCLASSICA, mais elles organisent elles-mêmes des concours, des festivals, des visites de sites archéologiques, des conférences, des cafés littéraires, des journées d'étude... qui promeuvent auprès d'un large public les langues et les cultures de l'Antiquité. Il existe aussi des groupes de travail au niveau des académies, en particulier à Besançon pour l'ECLA.

Enseignement supérieur

Sans doute les langues anciennes sont encore enseignées dans de nombreuses universités (environ 35), mais trop peu d'étudiants suivent les cursus de spécialistes. Beaucoup d'entre eux commencent l'étude d'une langue ancienne et souvent de deux en première année de licence parce qu'ils n'ont pas pu le faire dans l'enseignement secondaire. Leur travail est considérable puisqu'il leur faut mener

de front l'étude du latin et du grec et celle de la littérature française. Il est encore alourdi, pour les étudiants qui veulent se présenter au CAPES (Certificat d'Aptitude Professionnelle à l'Enseignement Secondaire), par des stages, qui ont sans doute l'avantage de leur montrer en quoi consistent les tâches pratiques des enseignants, mais qui réduisent leur temps d'apprentissage des disciplines. D'autre part, les concours de recrutement nationaux (CAPES et Agrégation, après cinq années d'enseignement supérieur) ne tentent plus beaucoup les étudiants. La pénurie touche toutes les disciplines parce que le métier d'enseignant devient de plus en plus difficile et qu'il est de moins en moins rémunéré ; mais les concours de lettres classiques sont particulièrement déficitaires, notamment parce que les épreuves du CAPES, réforme après réforme, semblent inaccessibles aux rares étudiants qui auraient l'intention de s'y présenter. Ces concours qui, comme les études qui y préparent, comportent des épreuves de latin, de grec et de français, permettent à leurs titulaires d'enseigner les trois disciplines au collège et au lycée. Pour pallier le déficit de professeurs de lettres classiques (moins de 200 enseignants recrutés chaque année), il a été décidé par le ministère de permettre aux titulaires d'autres CAPES ou agrégations d'enseigner une langue ancienne à condition qu'ils passent une « certification », ce qui n'a pas vraiment résolu le problème. ■

Abstract

Secondary education (11-18 years old)

Courses in the Languages and Cultures of Antiquity (*langues et cultures de l'Antiquité* LCA) are still followed by a large number of pupils (around 450,000).

In middle school (*collège*, 11-15 years), the official timetables for the LCA options (one hour of Latin per week in 5th, three hours in 4th and 3rd, with the possibility of distributing the hours differently over the cycle and three hours of Greek per week in 3rd) are very often reduced, under various pretexts, by the headteachers¹.

In high school (*lycée*, 16-18 years), the ministerial authorities claim to favour the options of Languages and Cultures of

Antiquity: three hours for each of the three levels (2nd, 1st and final class) and for each language; but timetables are often cut, despite official guidelines. In fact the pupils are, in principle, able to choose in 1st year a «special option» entitled «Literature and Language and Culture of Antiquity» (LLCA), Latin or Greek, given 4 hours per week and continuing it in the final year (*terminale*) with a timetable of 6 hours. But the LLCA option is offered in very few schools and, when it is available, often the headteacher does not give all the required hours.

As for the other disciplines, the national LCA programs (see <https://eduscol.education.fr>) are drawn up by the national Higher Council for Programs. In middle and high school, they aim to enable students to translate an authentic Latin or Greek text and place it in its historical and cultural context. Textbooks exist at all levels of learning, but a large place is given to

educational innovation (see <https://eduscol.education.fr/odysseum/>), often initiated or piloted by the regional associations coordinated by CNARELA (the national coordination of regional associations of ancient languages). These associations also distribute the ECCL of EUROCLASSICA, but they themselves organize all kinds of competitions which promote the teaching of the Languages and Cultures of Antiquity.

Higher Education

Ancient languages are still taught in many universities (about 35), but few students follow specialist courses. Their work is considerable since they have to combine the study of Latin and Greek with that of French literature. In addition, the national recruitment competitions (*CAPES* and *Agrégation*, after five years of higher education) no longer attract large numbers (less than 200 teachers recruited each year).

¹ In the French system the years of secondary education are numbered from 6th (11-12 years) to 1st (16-17 years) with the final year named terminale.

Crescunt in Bulgaria studia Latina

Demetrius Dragnev



Schola aestiva in Lyceo XVII Damiano Gruev habita

Ineunte mense Septembri anni MMX-XI administer instructionis publicae in Bulgaria programmata sive curricula ad linguam Latinam ediscendam approbavit et in sede eius retiali omnibus divulgavit¹. Talia curricula primitus post Bellum universale alterum nostra in terra apparent. Hic nuntius non parvum gaudium linguae Latinae faventibus rerumque humaniorum studiosis attulit, quoniam cum ea uni tantum Lyceo destinata non sint, iam et alia instituta quae scholas linguae Latinae obligatorias suis discipulis praebere velint, multo facilius hisce curriculis adhibitis id efficere possunt.

Origo harum rerum a Lyceo sub numero XVII et a Damiano Gruev nuncupato Serdiciae (in urbe maxima Bulgariae) sito² ducitur. Nam anno MMXVII Antoano Tonev regente haec schola media linguam Latinam inter disciplinas praecipuas posuit primosque discipulos in classem admisit. Quorum magister factus est anno post Demetrius Dragnev, alumnus facultatis philologiae classicae Universitatis Serdicensis et Academiae Vivarii Novi, cuius munus non erat tantum pueros puellasque docere, sed etiam curricula ad linguam perdiscendam apta necnon accomodata regulis in lege instructionis publicae nuper lata conscribere. Multis consiliis magistrorum professorumque (inter quos Yoana Sirakova et Lyba Radulova et Tsvetan Vasilev, qui linguam Latinam in Universitate Serdicensi profitentur³) propositis, ut

supra demonstravimus, tria documenta a ministerio instructionis publicae approbata et divulgata sunt.

Materies rerum in tres gradus distributa est, qui gradibus A.1. et A.2. et B.1.1. illius CEFR⁴ respondeant. Discipuli hisce curriculum a classe nona usque ad classem duodecimam (ultimam) uti possunt. Non erat facile singula capitula grammaticae vel varia argumenta, quae ad cultum Romanorum pertinent, per eos gradus ordinare. Attamen secundum legem secundumque haec curricula necesse est discipulos operam dare linguae non tantum legendo, sed etiam audiendo, scribendo, loquendo. Hoc modo in curriculo ad gradum A.1. perdiscendae sunt – exempli gratia – declinationes et coniugatio praesentis thematis verborum, sed etiam variae locutiones, quae ad colloquia vel ad commercium epistolarum pertinent. Per gradum A.2. percensentur reliquae partes verbi necnon nonnullae res, quae ad syntaxin attinent. Multo plura sunt argwvumenta in gradu B.1.1., nam in eo numerus scholarum multoties augetur et in variis quidem modis. Secundum legem curriculum in quattuor partes distribuitur, quarum nomina Latine „Ars dicendi“, „Ars scribendi“, „Lingua atque animi cultus“, „Exercitia linguistica“ interpretantur. Varia nimirum sunt, quae in hisce partibus tractantur. Praeter res grammaticas, quae ad meliorem et perpolitam linguae notitiam adducere queant, opera Caesaris et Ciceronis perscrutanda sunt necnon monumenta Latina, quae ad historiam rerum gestarum Bulgariae antiquam et recentiore pertinent, utpote

inscriptiones Latinae in Bulgaria repertae (quarum multa milia numerantur) ac fontes historiae Bulgariae media quae dicitur aetate scriptae. Non praetermittendi sunt textus ad litteras temporis nascentium artium vel ad naturae investigationem pertinentes. Secundum regulas, si gradus ille B.1.1. tractatur, necesse est etiam quintam partem addere quae voluntate magistri ac consensu discipulorum nuncupatur et ordinatur. Sic Lycea, quae linguam Latinam in sua curricula inducere volunt, non minus quam 288 scholas per quattuor annos discipulis proponere possunt vel ad summum 671 necnon alias optivas addere queunt.

Primus grex discipulorum, qui secundum haec curricula operam dat, iam in ultima classe studiorum versatur. Iis dabitur, si forte voluerint, facultas subeundi periculum maturitatis linguae Latinae, quod quoque prima vice post Bellum universale alterum occurrit. Alii discipuli post eos sequuntur.

Lyceum a Damiano Gruev nuncupatum una cum Lyceo linguis et cultibus antiquorum destinatum⁵ iam aliquot annos et parvulos discipulos (11 et 12 et 13 annos natos) linguam Latinam docet non sine magno fructu, quae alia quaedam novitas in Bulgaria est. Ceterum hoc Lyceum Serdiciae situm annoque MCMLXXVII conditum sub nomine Sancti Constantini Cyrilli Philosophi solum totius terrae remanet, quod iure meritoque „classicum“ nominari possit, nam in eo tantum omnes linguae, quas classicas vocare solemus – Latinam

¹ Qui ea curricula conspiciere vult linguamque Bulgariae callet hos nexu adire possit: gradus A.1., gradus A.2., gradus B.1.1.

² Vide in sede retiali (Bulgarice) www.17su.bg

³ Vide in sede retiali instituti (Anglice) <https://kkf.proclassics.org/en/academic-staff/>

⁴ Anglice: Common European Framework of Reference for Languages

⁵ Vide in sede retiali (Bulgarice) <https://ngdek.com/>



Primum Lyceum linguae Anglicae

nempe, Graecam ac Palaeobulgaricam – fusius et uberius tractantur. Olim, ante annum MCMXLV multa Lycea classica fere in singulis civitatis oppidis exstabant, quae pro dolor ab novo regimine magna cum cura fere statim abolita erant ideoque linguis antiquis nonnisi pusillus locus in scholis mediis praeter illud Lyceum classicum in Bulgaria hucusque reservabatur.

In ultimo saeculo summum locum in studiis classicis Facultas philologiae classicae Universitatis Serdicensis a Sancto Clemente Achridensi⁶ obtinuit, quae nunc

6 Vide in sede retiali (Anglice) <https://kkf.proclassics.org/en>

Abstract

Study of Latin is growing in Bulgaria

In the beginning of September 2021 the Minister of Education of Bulgaria approved new school curricula, which allow all the secondary schools in Bulgaria (if they want) to offer obligatory classes of Latin. This is the first good possibility of this kind in our country after WWII.

The origin of this event is coming from 17th School “Damian Gruev” in Sofia, which introduced Latin for its students in early 2017 and then admitted its first class of students. Their teacher Dimitar Dragnev was also charged with the developing of corresponding curricula and after advices of many teachers and university professors three documents were approved.

The material is distributed into three levels – A.1., A.2., and B.1.1. according to the CEFR (Common European Framework of Reference for Languages). The schools can use these curricula from the 9th till the 12th (and last) grade. These documents allow not only the teaching of grammar, but also introduce some spoken and written elements into class. Level B.1.1. has vast

centesimum suum annum celebrat. Inter professores huius facultatis numerantur viri docti magni nominis, qui maximam operam litteris classicis totique cultui animi navabant. Ultimis hisce annis tamen in aliis quoque Lyceis Serdicae sitis studia Latina crescunt ut in Lyceo linguae Francogallicae ab Alphonso de Lamartine nuncupato⁷ et in Primo Lyceo linguae Anglicae⁸. Auctore et moderatore Demetrio Dragnev iam octo annos in variis locis Bulgariae Schola aestiva linguarum classicarum⁹ celebratur ad quam centeni discipuli, magistri, professores cum praesertim e Bulgaria tum ex aliis terris frequentare solent, qui et tempore subscisivo studiis totos sese dare atque altiora assectari volunt. In hisce scholis nobis quoque proponimus quam plurimum Latine et Graece loqui ac textus antiquos non tantum in sermonem patrium vertere, sed potius sua lingua interpretari, carmina autem Latina et Graeca voce diversisque instrumentis canere conamur. Inter annum vero scholasticum scholae retiales¹⁰, quae ab omnibus

7 Vide in sede retiali (Francogallice) <https://www.feg.bg/category/lire-en-francais/>

8 Vide in sede retiali (Anglice) <https://www.fels-sofia.org/en/>

9 Vide in sede retiali (Latine) <https://schola.bg/latine-2/>

10 Vide e. g. in sede retiali instituti, c. n. „Officina

amount of horarium and therefore is divided into four obligatory modules, which bear the names “Oral communication”, “Written communication”, “Language and culture”, “Linguistic practice”. Furthermore, the teacher has to choose a fifth module in which he/she is entirely free to organize the program.

The schools, which want to choose Latin as an obligatory subject, must provide the students with at least 288 hours throughout the four years, which could grow up to 671 and some more optive.

The first class of students using these curricula is now in the last year of school and could apply also for a State Maturity Exam in Latin, which also occurs for the first time after 75 years.

The abovementioned 17th School “Damian Gruev” has been teaching Latin also some younger pupils (11, 12, or 13 years old) for some years now. This has been also the case in the National High school for Ancient Languages and Cultures, founded in 1977, today the only High School in Bulgaria which could bear the name “Classical Lyceum”, because it provides instruction

frequentari possunt, iam exstant. Societas ARUKO¹¹, quae interea hoc quoque anno Euroclassicae membrum facta est, ad has omnes res laborem suum impendit.

Primum Lyceum classicum in Bulgaria conditum erat AD MDCCCLXXIX, antequam primum gubernaculum hodiernae civitatis constitutum esset, cuius rei adhuc magna admiratio nos tenet idemque non tam praeclarum – ut Ciceronis verbis utar – nobis videtur, nam linguae quae classicae vocantur iam antiquitus in cultu atque humanitate huius terrae insitae erant. In deceniis inde sequentibus studia classica cum maximi aestimabantur tum omnino neglecta iacebant propter fortunam variabilem eorum qui praesertim post eversionem rerum AD MCMXLIV factam ad gubernaculum sedebant. Lustrum proxime praeterito ea absque dubio varie, ut iam demonstratum est, adaucta sunt, quod nos meliora de iis sperare sinit ita ut ista varietas in constantiam commutetur. ■

doctrinae“ est (Bulgarice): <https://www.rabotilnicazvananie.com/>
11 Vide in sede retiali (Anglice) <https://aaduce.wordpress.com/en/>

of all the classical languages – Latin, Greek and Old Bulgarian (Old Church Slavonic).

The pillar of Classics in Bulgaria has been the Faculty of Classics at Sofia University, which now celebrates its 100th anniversary. In the last years there has been steady interest in lessons of Latin also in 9th High School of French Language “Alphonse de Lamartine” and in First English Language High School in Sofia. From 2014 onwards, every year there was an edition of the Summer School for Classical Languages, an event organized also by Dimitar Dragnev. One of the newest members of Euroclassica, the ADUCE (Association for the Development of the University Classical Education) has been also making its contributions to Classics in our country.

These last developments bring new hope for perseverance in the good efforts for a brighter path for Classics in a profoundly classical country, Bulgaria.

Dimitar Dragnev, Sofia University “St. Clement of Ochrid” (PhD student), 17. SU “Damian Gruev” – Sofia (Latin teacher), dimitar.dragnev@gmail.com / dvdragnev@uni-sofia.bg

Classics in Croatia

Šime Demo



Classical languages and culture have a long and rich history on the territory of present-day Croatia, ever since around 400 BCE, when the Greek colonists from Syracuse established Ἴσσα on what is now the Dalmatian island of Vis. A while later, the Romans conquered the whole region and established Latin as the main literary language for the next millenium and a half. Because of a specific political situation, it would remain the official language of Croatia deep into the nineteenth century. Apart from that, Croatia boasts one of the largest Neo-Latin literature, relatively to the size of its population. Until eighteenth century, when the absolutist Habsburg monarchs incorporated it in the civil education regulated by the state, teaching of classical languages was almost exclusively run by the Roman Catholic Church, the dominant religious institution in the country. After some dramatic ups and downs owed to the turmoils of the twentieth century, the country entered a stage of increasing political stability, and classicists are now busy with creating the best environment for opening the treasures of the past to new generations.

The ongoing reform of Croatian primary and secondary education – comprising, naturally, teaching of the classical languages – has taken a more definite shape in the last few years. New programs have been introduced in all schools, and teachers are made familiar with compulsory and optional content, as well as with the available methods, textbooks, and other materials. The use of digital technology has been eagerly promoted by the educational authorities, even before the COVID-19 pandemic made it inevitable. In teaching classical languages, the main stress has been put on working with an original text as a starting point for all activities, as opposed to the traditional focus on grammatical rules. Additionally, possibilities have opened for the introduction of a variety of didactic approaches, such as immersion method, which has been adopted by an increasing number of teachers. Finally, in secondary schools, Latin classes include material related to medieval and early modern Latin literature produced by Croats.

In Croatia, the administration of primary and secondary education is rather centralised and overseen by the Education and Teacher Training Agency (*Agencija za odgoj i obrazovanje*), which is closely linked to the Ministry of Science and

Education (*Ministarstvo znanosti i obrazovanja*). Many practical questions can be dealt with at county or city level, but the state is responsible for approving the content of what is taught. Although there are private schools (including religious ones), they all conform to unique regulation. The school network consists of primary schools (*osnovne škole*, 7-14 year olds) and secondary schools (15-18 year olds); the latter are divided in grammar schools (*gimnazije*), vocational schools (*strukovne škole*), and art schools (*umjetničke škole*); the grammar schools can in turn put emphasis into mathematics and science (*prirodoslovno-matematička gimnazija*), modern languages (*jezična gimnazija*), classics (*klasična gimnazija*), or general education (*opća gimnazija*).

Among primary schools, only a few offer classes in Latin and Ancient Greek. In such schools, if parents opt for the stream containing such classes, they become a compulsory part of the children's education. Most of the students attend classical language classes at the secondary level. In classical grammar schools -- about a dozen of them exist in the country -- students have compulsory Latin and Greek through all four years, while in other grammar schools (about 160 of them) and in about 30 vocational medical schools they have to take Latin in the first two grades. Here is a tabular sketch of weekly classes of Latin and Greek:

School type	Subject	Student age	Hours per week
Primary school with classical program	Latin	11-14	3
	Greek	13-14	
Classical grammar school	Latin	15-18	
	Greek		
Other grammar schools	Latin	15-16	2
Medical school			

At the end of grammar school, students take the state maturity exam (*državna matura*), which is, together with the grades achieved during secondary school, used for student ranking in the process of the admission to universities. Obligatory subjects are Croatian language, Mathematics, and a foreign language, while six additional subjects are selected among the remaining

ones (including classical languages). Additionally, in grammar schools with Classics program it is possible to take Latin or Greek as an obligatory foreign language. In 2021, a total of 31,779 students took the exam: among them, only 53 students took Latin, while no more than 15 decided to select Greek.

Three universities in Croatia (Pula, Zadar, Zagreb) offer bachelor and master degrees in Latin, the last two also in Greek; they are necessarily combined with another major or with each other. The enrolment has dropped significantly with respect to earlier decades (in 2021, only 16 students enrolled in Latin and 5 in Greek program out of the pool of 30,467 in the whole country, although there were 61 places for Latin and 31 for Greek available). Consequently, some stakeholders are not willing to uphold these programs, and one Latinist university department has even been closed two years ago. Classical languages are also taught as compulsory or optional course within many other programs in the field of humanities and social sciences (e. g. history, archaeology, philosophy, theology, and Romance languages).

A great majority of classicists in Croatia teach Latin or Greek at schools, while some work at universities, research institutes, museums, archives, and other cultural institutions. Their professional association is Philologorum classicorum societas Croatica (*Hrvatsko društvo klasičnih filologa*),

which cooperates with the educational authorities in organising school competitions in classical languages.

Most of the handful of trained classicists who have ended up in research institutions focus on topics related to Croatian people or territory (e. g., ancient Greeks colonies and Roman provinces, or medieval and early modern Latin and Greek writings

authored by Croats). Among the many challenges that the classicists in Croatia encounter, some are shared with many countries, the others being more specific to the region. In the first place, public budget expenditures for education in Croatia are insufficient. At the moment, they are not low in relation to the EU average, but catching up with more advanced countries requires more substantial investments. One of the consequences of this are low teacher wages, which results in discontent, lack of motivation, and leaving profession. Lastly, putting constant emphasis on immediately applicable knowledge (e.g. negatively contrasting humanities against STEM disciplines) in public discourse makes professions like Classics take a back seat, which reduces student interest in such programs. On the other hand, some facts encourage optimism about the future of the Classics in Croatia. First, increased possibilities of exchanging experiences with international classicist community make useful ideas spread around faster and more efficiently.

These ideas can now more easily influence our teaching because the current educational reform enables the teachers to take a more active role in shaping their classes, thus making teaching more flexible and open. Finally, one is confident that they will make a good use of this opportunity, because a new generation of energetic young colleagues thrive, being engaged in a wide range of outreaching activities such as social networking, publishing research and translations, as well as organising public lectures, language courses, and summer schools. It is our responsibility to help create fair conditions for their work.¹ ■

¹ Sources: https://narodne-novine.nn.hr/clanci/sluzbeni/full/2019_01_7_143.html (school program for Latin), https://narodne-novine.nn.hr/clanci/sluzbeni/2019_01_7_144.html (school program for Greek), https://narodne-novine.nn.hr/clanci/sluzbeni/full/2011_06_70_1515.html (school network), <https://www.srednja.hr/matura/smanjen-broj-maturanata-koji-izlaze-na-najpopularnije-ispite-doznali-smo-koliko-pristupnika-izlazi-na-svaki/> (state maturity exam), <https://www.srednja.hr/faks/prazno-ostalo-11-tisuca-mjesta-neki-od-vecih-fakseva-nisu-popunili-kvotenu-drugom-roku/> (university enrolments).



Philologorum classicorum societas Croatica
<https://bit.ly/3so4e99>

Institute for Classical Languages Latina & Graeca
<http://latina-et-graeca.hr/>



A popularising blog
<https://www.facebook.com/LinguaLatinaNivesque/>



Ein Bruderkampf um Troja

Die griechische Götterwelt in Ritual und Literatur der Freimaurer

Heinz Sichrovsky

Die freimaurerische Literaturforschung ist eine wenig entwickelte und entsprechend ergiebige Disziplin. Texte von Freimaurern sind da nach Chiffren, Ritualbestandteilen und philosophisch-mythologischen Konnotationen zu durchsuchen. Und dem Kundigen winken bei der Lektüre von Goethes *Wahlverwandtschaften*, Matthias Claudius' *Asmus*, Zacharias Werners Dramen, Friedrich Rückerts oder Rudyard Kiplings Gedichten markante Erkenntnisse.

Umgekehrt hat sich die Freimaurerei, deren philosophisch-ideologische Grundlagen erst im frühen 18. Jahrhundert ernsthaft formuliert wurden, an einer Vielzahl von Mythologien und Weltreligionen bedient. Dass die griechische Kultur als Fundament der Aufklärung dabei überragenden Rang einnahm, versteht sich von selbst. Die Verbindungen sind derart vielfältig, dass ihnen der Verfasser dieses Berichts ein schmales Bändchen widmen konnte (*Ein Bruderkampf um Troja*. Innsbruck: Studienverlag 2018, s. S. 31).

Auf ihm beruhen die folgenden Ausführungen, beginnend mit den Versen 605–608 der *Ilias*, die den freimaurerisch Informierten vor eine reizvolle Herausforderung stellen. Im Olymp haben Göttervater Zeus und seine Gattin und Schwester Hera nicht zum ersten Mal darüber gestritten, wer den Trojanischen Krieg gewinnen soll. Der Feuer- und Schmiedegott Hephaistos – ein genialer Handwerker, aber sehr hässlich, hinkend und im Olymp mit nur bescheidenem Prestige ausgestattet – hat vermittelt. Es wird Abend, die Götter haben sich vom Mahl zurückgezogen und sind müde.

*Aber nachdem sich gesenkt des Helios
leuchtende Fackel,
Gingen sie auszuruhn, zur eigenen
Wohnung ein jeder,
Dort wo jedem vordem der hinkende
Künstler Hephästos
Bauete seinen Palast mit erfindungs-
reichem Verstande.*

Hephaistos und Hiram: Baumeister, Schmiede, Witwensöhne

Der Handwerker Gott Hephaistos, den man als zuständig für das Feuer und die Schmiedekunst kennt, ist also auch ein



Hephaistos, Oskar Stocker

Baumeister! Das verwirrt schon Nicht-Freimaurer, obwohl die von Hephaistos erbauten Paläste aus Metall sind. Aber Freimaurer, die ihre Loge „Bauhütte“ und Gott den „großen Baumeister aller Welten“ nennen, macht das Detail speziell hellhörig. Und zwar hinsichtlich einer Gestalt, die in der masonischen (d. i. freimaurerischen) Mythologie die höchste Reputation genießt: Hiram ist das, der angebliche

Baumeister des salomonischen Tempels, dem der maurerischen Legende zufolge ein geheimes Codewort abgepresst werden sollte; der aber bis in den Tod standhaft und verschwiegen blieb und damit zur Vorbildgestalt für jeden Bruder wurde. Seinen Opfertod stirbt im Verlauf eines Passionsspiels jeder Freimaurergeselle während des Erhebungsrituals in den Meistergrad.

Die Selbstdefinition der Loge als Handwerks- und Baubetrieb ist nicht nur metaphorisch begründet: Die ersten „freestone masons“ waren Werkleute der mittelalterlichen englischen Dombauhütten, die einander heimlich in Hinterzimmern von Gasthäusern trafen, um dem von ihrem eigenen Auftraggeber – der Kirche – dogmatisierten Aberglauben ihr besseres Wissen entgegenzusetzen. Da dies lebensgefährlich war, vereinbarten sie Chiffren und Codeworte. Aus dieser Ur-Maurerei entwickelte sich eine der Aufklärung verpflichtete, langlebige Gemeinschaft, die immer einflussreicher wurde und die historischen Rituale in der Tempelarbeit bis heute pflegt.

Im Lauf mehrerer Jahrhunderte entwarf man dazu den Stiftermythos vom Bau des salomonischen Tempels und seinem märtyrerhaften Architekten Hiram. Im Alten Testament (2 Chronik 2; 1 Könige 7) ist allerdings keine Rede davon, dass Hiram ein Baumeister wäre. Er ist vielmehr ein Schmied, ein beim Tempelbau beschäftigter Metalldesigner, der erst von den freimaurerischen Ritualisten zum Architekten befördert wurde.

Es scheint, als hätten sich die Freimaurer damit ihren eigenen Hephaistos erschaffen: zwei Baumeister, die auch Schmiede – zwei Schmiede, die auch Baumeister sind. Und es gibt noch mehr genetische Überschneidungen: Im Alten Testament wird Hiram als „Sohn einer Witwe“ benannt. Es ist offenbar, dass damit nicht einfach ein Kind mit früh verstorbenem Vater gemeint ist. Vielmehr hat man es – mythologisch durchgängig im Sinne eines Archetypus nach C. G. Jung – mit verschiedenartigen Zeugungsvorgängen unter mysteriösen Umständen zu tun. Der ägyptische Götterkönig Osiris wird von seinem Bruder Sethos ermordet und zerstückelt. Seine Schwester und Witwe Isis sammelt die Teile, und der Tote zeugt noch den gemeinsamen Sohn Horus, den Rächer, ehe er sich als Herrscher in die Unterwelt zurückzieht. Igraine, Königin von Cornwall, ist unwissentlich bereits Witwe, als Uther Pendragon in der Gestalt ihres gefallenen Ehemanns den nachmaligen König Artus zeugt. Bei der Verkleidung behilflich ist ihm der Magier Merlin. Der wird seinerseits in Robert de Borons Epos *Merlin, der Künster des Grals* als Knabe, den kein Mann gezeugt hat, ausgewiesen (seine Mutter wurde ohne ihr Wissen von einem Teufel geschwängert). Und selbst die Jungfrauenzeugung Jesu fällt peripher in diesen Bereich: Im Manichäismus, einer gnostischen frühchristlichen Sekte, wird Maria explizit als „arme Witwe“ tituliert –

offenbar, um das tendenziell Verdächtige und Anrühige der Zeugung des Erlösers zu umschreiben. „Sohn der Witwe“ ist also ein Sammelbegriff für die scheinbar oder tatsächlich vaterlos zur Welt Gekommenen der Mythologiegeschichte.

Hephaistos wird meist als eines der wenigen ehelichen Kinder Zeus' und Heras geführt. In Hesiods *Theogonie* allerdings ist er das Resultat einer Selbstzeugung: Hera hat, aus Wut über die nie endenden Fremdgänge des Zeus, ohne sein Zutun einen Sohn erzeugt. Das Experiment ist der Göttermutter allerdings nur partiell geglückt, denn Hephaistos kommt hinkend und dermaßen hässlich zur Welt, dass ihn die Mutter aus dem Olymp schleudert. Er landet im Meer vor der Insel Lemnos in der Nord-Ägäis, dem späteren Zentrum der Hephaistos-Verehrung. Dort wird er von den Meernymphen Thetys, nachmals Urgroßmutter des Achill, und Euronyme aufgezogen und entwickelt das Schmiedehandwerk.

Der Handwerksgott Hephaistos rückt damit als eine Art maurerischer Prototyp immer näher ins Zentrum der Aufmerksamkeit: Der „Witwensohn“, Schmied und Baumeister gibt sogar die Kleiderordnung im Freimaurertempel vor, denn er wird immer mit den Handwerksinsignien Schurz und Hammer dargestellt. Überdies betreten die Freimaurer hinkend den Tempel, offiziell, um sich die eigene Unvollkommenheit bewusst zu machen. Dieses archetypische, von der Norm abweichende Hinken kennzeichnet allerdings auch die Feuer- und Schmiedegötter durch alle Mythologien: Sie sind die innovativen und unberechenbaren Außenseiter. Ihr Prestige ist durchwachsen, obwohl sie mehr können als die Etablierten. So sehen sich auch die Freimaurer, deren Gründerväter in Hinterzimmern ihr besseres Wissen gegen das Diktat des Aberglaubens austauschten.

Aus dem Schmiedehandwerk kommt noch eine weitere prominente Gestalt der maurerischen Mythologie: Tubal Kain, einem Nachkommen Kains aus dem Alten Testament, kommt als historisches Code- und Erkennungswort größte Bedeutung zu. Er hat die Schmiedekunst erfunden und wird daher in der Mythenforschung oft mit Hephaistos gleichgesetzt.

Hephaistos ist zudem auf makabre Weise mit Pallas Athene verbunden, die im freimaurerischen Winkelsystem der Illuminaten identitätsstiftenden Rang einnahm: Der 1776 in Ingolstadt begründete und schon 1785 stillgelegte Geheimorden sah seine rationalistisch-radikalreformatori-



Hammer, Handwerksinsignie

schen Ziele in Athene (römisch: Minerva), der streitbaren Göttin der Weisheit, idealtypisch personifiziert. Der erste Illuminatengrad wurde „Minervalkirche“ benannt, die drei folgenden Einweihungsstufen entsprachen den freimaurerischen Graden Lehrling, Geselle und Meister. Hesiods *Theogonie* und Pindars 7. *Oymypische Ode* beschreiben Athenes Geburtsvorgang: Die Meergöttin Metis, die erste Paradeintellektuelle der griechischen Mythologie, wird von Zeus mit Zwillingen schwanger. Als allerdings dem Göttervater prophezeit wird, die Kinder würden ihn übertreffen, verschlingt er die Geliebte. Was aus dem zu erwartenden Knaben wird, bleibt ungeklärt. Die Tochter Athene jedenfalls reift im Kopf des Zeus heran. Als die Stunde der Niederkunft naht, droht das Haupt des Zeus zu zerplatzen. Da spaltet ihm Hephaistos mit einem Beil den Kopf. Als Gegenleistung will er die schon gepanzert hervorbrechende Athene entjungfern, doch sie entzieht sich ihm unerreichbar.

Prometheus und Luzifer, die Lichtbringer

Die (neben der Bau-Metaphorik) zweite mythologische Hauptkonstante der Freimaurerei ist der Weg vom Dunkel ins Licht. Er bezeichnet nicht nur den Vorgang der Aufklärung, sondern auch die konsequente Selbstveredelung jedes Bruders mit dem Tod als Vollendung im „ewigen Osten“. Deshalb sind nach Prometheus, einem Halbbruder des Zeus, wegen seiner Licht- und Fortschrittsaktivitäten viele Logen benannt. Er hat aus Asche den Menschen geformt.

Und im Gegensatz zu Zeus, der die Menschen nie mochte und sie als potenzielle Gefährder seiner Macht im Dunkel halten wollte, liebt Prometheus seine Geschöp-

fe. Gegen Zeus' Willen bringt er ihnen das Feuer, die kleine Version der Sonne und auch das Symbol der Erkenntnis, des Fortschritts und der Aufklärung: Wobei Aufklärung die Verweigerung des Kadavergehorsams gegenüber dem göttlichen Alleinherrscher bedeutet. Prometheus wird grausam gestraft: Zeus lässt ihn – übrigens von Hephaistos – an einen Felsen des Kaukasus schmieden, und täglich frisst ein Adler an seiner Leber. Aber er bleibt ungebrochen, bis ihn Herakles vom Felsen befreit.

Der Gott Prometheus, der Zeus trotzt, um den Menschen das Feuer der Erkenntnis zu bringen, ist in archetypischem Sinn ein mythologischer Zwilling des Engels Luzifer: des Lichtträgers, der Adam und Eva dazu ermuntert, sich Jehovas Verdikt zu widersetzen und vom Baum der Erkenntnis zu essen. Luzifer ist keineswegs in allen Religionen eine negative Gestalt. In der Gnosis ist er einer der Lichtengel, einer der Elohim, gleichrangig mit dem Lichtenengel Jehova. Und er unterliegt ihm in einem Machtkampf auf Augenhöhe, wobei Jehova der Gewaltherrscher und Luzifer der erste Aufklärer ist – so wie es in der griechischen Causa Zeus und Prometheus sind.

In Luzifers Gestalt vereinigt sich nun die Licht- mit der Schmiedemetaphorik, obwohl die auf Redlichkeit und Gottesfurcht bedachten Freimaurer mit dem Gottseibeiuns nichts zu schaffen haben wollen: In der gnostischen Philosophie ist Kain nicht etwa der Sohn Adams und Evas, sondern der Sohn Evas und Luzifers. Kain hat also göttliche Gene. Er ist kühn, erfinderisch und höchstbegabt, Jehova fürchtet ihn daher und bevorzugt den erdgeborenen, unterwürfigen Abel, bis es zur Katastrophe kommt. Die tendenziell außenseiterhaften Kainskinder sind die ersten großen Innovatoren der Kulturgeschichte – für Kains Sohn Henoch wird Henochia gebaut, die erste Stadt! Und einer seiner Nachkommen ist der freimaurerische Protagonist Tubal Kain, der Begründer der Schmiedekunst und mythologische Zwilling des Hephaistos.

Paris, das Opfer: Weisheit, Stärke, Schönheit

Eine im maurerischen Sinn erkundenwerte Gestalt ist Paris, der Auslöser des Trojanischen Krieges. Vorauszuschicken ist, dass die Götter speziell in der *Ilias* außer ihrer Unsterblichkeit wenig Göttliches an sich haben. Sie agieren haltlos, triebhaft und extrem unfair in ihren Parteinahmen. Ihre Macht ist begrenzt, denn über ihnen regiert die Moira, das allwaltende Schicksal, dem auch sie unterworfen sind. Aber immerhin eines steht ihnen frei: die Men-

schen auf ihren vorbestimmten Wegen zu drangsalieren und zu terrorisieren. Es kann also für den Menschen auch gefährlich werden, der Schützling eines Gottes zu sein, wenn man damit einem mächtigeren Gott in die Quere kommt.

Und genauso ergeht es dem trojanischen Königsohn Paris. Er wird in ein Zerwürfnis gezogen, das Eris, die Göttin der Zwietracht, gestiftet hat. Hera, Athene und Aphrodite wetteifern um den Preis für die Schönste. Als Juror erwählen die Göttinnen den Prinzen Paris, der sich nachvollziehbar für Aphrodite, die Göttin der Schönheit, entscheidet. Sie lässt ihm zum Lohn Helena zukommen – eine uneheliche Tochter des Zeus und zweifellos die schönste Frau der Welt, aber schon mit dem Spartenerfürsten Menelaos verheiratet. Worauf der Trojanische Krieg losbricht und die beiden mächtigen unterlegenen Damen der Stadt am Bosphorus keine Chance lassen.

Aus den neuzeitlichen Sagensammlungen – vor allem der des deutschen Romantikers Gustav Schwab – ist bekannt, dass Paris von den drei Göttinnen bestochen werden sollte. Und die Bestechungsmaterialien führen mitten in die freimaurerische Mythologie: Athene, die Göttin der Weisheit, verspricht ihm Weisheit. Hera, die Göttin der Macht, verspricht ihm Macht (also Stärke). Und Aphrodite, die Göttin der Schönheit, verspricht ihm Schönheit in der Gestalt der schönsten Frau der Welt. **Weisheit, Stärke, Schönheit** sind die drei Säulen im Freimaurertempel, die maurerischen Kerntugenden, die den Graden entsprechen: Weisheit für den dritten, den Meistergrad, Stärke für den zweiten, den Gesellengrad, und Schönheit für den ersten, den des Lehrlings. Entwickelt haben sich diese drei maurerischen Konstanten aus der Lehre Platons, die auf den Fundamenten des Wahren, Guten und Schönen ruht.

Den Zusammenhang zwischen dem Urteil des Paris und der masonischen Mythologie stellt expressis verbis August Wolfstiegher, der Vater der Freimaurerforschung. Er sitzt dabei einer christlichen Fälschung auf: Denn den griechischen Quellen – etwa der nur als Inhaltsangabe erhaltenen Epensammlung *Kypria* und den *Troerinnen* des Euripides – zufolge verspricht Athene dem Paris keine Spur von Weisheit, sondern vielmehr Sieg in allen Schlachten, also maximal taktische Schläue! Mit der freimaurerischen Weisheit, die Veredelung des Charakters und gelassenen Umgang mit dem Tod bedeutet, hat diese Errungenschaft nichts gemein.

Den Weg dieser christlichen Fälschung zu verfolgen, ist reizvoll. Den entscheidenden Hinweis gibt der deutsche Humanist Jacob Locher im lateinischen Drama *Judicium Paridis* (*Das Urteil des Paris*) aus dem Jahr 1502. Er beruft sich auf den Kirchenlehrer Fulgentius, Bischof im nordafrikanischen Ruspe, der im ersten Jahrhundert n. Chr. die Figur der Athene quasi umgedreht und moralisch in Geiselhaft genommen hat.

Fulgentius billigt dem Menschen freie Entscheidung über drei mögliche Lebensformen zu: Die höchste Entwicklungsstufe, die der Weisheit, verkörpert Athene, weil sie sich gegen Männer panzert und als jungfräuliche Göttin dem leibfeindlichen Ideal der Kirche entspricht.

Ihrem Beispiel folgt der **kontemplative**, der weise, philosophische, dem Materielle abgeneigte Mensch. Die niedrigste Stufe, die mit der Dummheit gleichgesetzt wird, repräsentiert der **voluptative**, der Sinnelust verfallene Mensch unter dem Einfluss der Aphrodite. Und dazwischen kämpft auf etwas avancierterem Niveau der **aktive** Mensch, dessen Repräsentantin die mächtige Göttermutter Hera ist. Paris wird im christlichen Drama wegen seiner Entscheidung für Aphrodite als triebgesteuerter Halbtrottel vernichtend qualifiziert. Und verblüfft stellt man fest, dass das Schema präzise der Freud'schen Lehre von Es, Ich und Über-Ich entspricht.

Die Riten von Eleusis

Einige identitätsstiftende griechische Quellen der Freimaurerei können in diesem Rahmen nur gestreift werden. Maurerisches Vorschulwissen verkörpert die Aufschrift „Erkenne dich selbst“ auf dem Apollo-Tempel in Delphi, die wörtlich der Erfordernis des Lehrlingsgrades entspricht. Diffiziler sind die Mysterien von Eleusis, die ab 1500 v. Chr. gefeiert wurden. Das waren Initiations- und Weiheriten um die Fruchtbarkeitsgöttin Demeter und ihre Tochter Persephone. Die musste den von Goethe beschriebenen Weg des „Stirb und Werde“, des ewigen Wechsels zwischen Dunkel und Licht, drastisch erleben: Der Todesgott Hades machte sie zu seiner Frau und holte sie zu sich in die Unterwelt. Ihre verzweifelte Mutter Demeter begab sich auf die Suche nach ihr und konnte einen Kompromiss erwirken: Persephone verbringt einen Teil des Jahres im Totenreich und den anderen Teil im Lichtland des Olymp. So entstanden die Jahreszeiten, und dieser ewige Kreislauf von Leben und Tod, der die Essenz des freimaurerischen Meistergrades ist, wurde in einem Ritual symbolisiert. Im Ort Eleusis 30 Kilometer nordwestlich von Athen wurde eine Masseneremonie

gefeiert. Fast alle Athener waren eingeweiht, auch Frauen, Sklaven und Auswärtige waren zugelassen, und die Initiation begann mit einem ekstatischen Festzug. Diese äußerst liberale Aufnahmepolitik ausgenommen, scheint die Freimaurerei vieles aus Eleusis importiert zu haben. Der zu Weihende, Myste genannt, musste das Haupt verhüllen und wurde symbolisch durch Luft und Feuer gereinigt wie der Initiand im historischen freimaurerischen Aufnahme-ritual.

Die über ihn gehaltene Getreideähre verweist auf „Schiboleth“, hebräisch für „Kornnähre“: das Passwort für den Gesellschaftsgrad, Symbol für die sich zu vollkommener Einheit formierende Vielfalt. Dem Mysten wurde ein Erkenntniswort ausgehändigt wie dem Freimaurer für jeden Grad. Die Menge versammelte sich im riesigen Telesterion, doch Zentrum des Rituals war das Anaktoron, ein länglicher, quadrischer Steinbau, den nur der Hierophant, der zelebrierende Priester, betreten durfte. Es war um einen natürlichen Felsen gebaut, was an den „rauen Stein“ erinnert, das zentrale freimaurerische Symbol für den unveredelten Menschen, der sich zum Baustein am Humanitätsgebäude behauen soll. Der Myste wurde von einem Mystagogen – dem unmittelbaren Pendant des freimaurerischen Bürgen – ins Telesterion geführt. Wie die dort mit ihm Wartenden wurde er mit dramatischen Szenen geängstigt – diese Aufgabe deutet beim maurerischen Initiationsritual bis heute der Frère Terrible an, der „fürchterliche Bruder“. Endlich öffnete sich das Anaktoron, ihm entstieg der Hierophant, und das „große Licht“ leuchtete auf. Dieser Terminus bezeichnet im maurerischen Aufnahme-ritual wörtlich den Augenblick, in welchem dem Probanden die Augenbinde abgenommen wird.

Das Anaktoron ist unmissverständlich eine Grabkammer, womit eine andere, höhere Ebene der Initiation erreicht ist: die des symbolischen Todes und der Auferstehung. Dieser rituelle Vorgang hat, quer durch die Mythologien, auch die Freimaurerei erreicht: Der zu erhebende Geselle stirbt symbolisch den Tod des Tempelbaumeisters Hiram, um veredelt als Meister aufzustehen.

Bruderkampf um Troja

Der letzte Teil des Buches behandelt den überproportionalen Beitrag freimaurerischer Dichter und Geisteswissenschaftler zur Homer-Rezeption. Der Dichter und evangelische Theologe Johann Gottfried Herder (er trat 1766 der Loge „Zum Schwert“ in Riga bei) erklärt sich in Schillers *Horen* als begeisterter Schüler Homers. Und die bedeutenden Homer-Über-

setzer des 18. und 19. Jahrhunderts waren in überragender Zahl Freimaurer.

Der erste von ihnen war der Brite **Alexander Pope** („Lodge No. 16, Goat at the Foot of the Haymarket“). Er übertrug die sechshebigen Daktylen der *Ilias* (1720) und der *Odyssee* (1726) mit bemerkenswertem Selbstbewusstsein frei, elegant und höchst amüsant in fünfhebige, paarig gereimte Jamben. In diesen „heroic couplets“ hatte er provokanterweise schon sein parodierendes Epos *Der Lockenraub* abgefasst.

*The wrath of Peleus' son, the direful spring
Of all the Grecian woes, O Goddess, sing!
That wrath which hurled to Pluto's gloomy reign
The souls of mighty chiefs untimely slain.*

Das Verfahren ist legitimierbar: Das Griechische lässt sich mit dem Englischen bzw. Deutschen nicht vergleichen, nicht im Satzbau und auch nicht in der Behandlung des Verses. Insgesamt entspricht der Jambus dem englischen und deutschen Sprachfluss eher als der Daktylus, und so entbrannte eine Grundsatzdebatte: Soll man die homerischen Epen möglichst glaubhaft und lesbar in die eigene Sprache übersetzen – so wie Pope es versuchte –, oder soll man das Griechische so authentisch wie möglich erhalten, auch auf Kosten der deutschen bzw. englischen Sprache? Jedenfalls war Popes Vorgehen für die seriöse deutsche Gelehrtenwelt ein Skandal, als träte Helene Fischer in Bayreuth auf. Man bezichtigte Pope, Homer zu veralbern und zu verniedlichen. Der Freimaurer Wilhelm Müller (1820, „Minerva zu den drei Palmen“, Leipzig), Dichter der von Schubert vertonten Zyklen *Winterreise* und *Die schöne Müllerin*, subsumiert Popes Übersetzung gar unter den „mehr oder weniger gelungenen Parodien“.

Im deutschen Sprachraum waren schon früh diverse Übersetzungsversuche vorgenommen worden: Zunächst übertrug der deutsche Humanist Eoban Hesse 1540 die gesamte *Ilias* in lateinische Hexameter, 1549 vertraute der Schweizer Simon Lemnius für die *Odyssee* demselben Verfahren. 1573 wagte der Sachse Simon Schaidenreisser die erste deutschsprachige Gesamtübersetzung der *Odyssee* in groben einleitenden Knittelversen, die alsbald in Prosa übergangen (von ihm ließ sich Hans Sachs zu den Spruchgedichten *Venus mit Marti gefangen* und *Die Merwunder Sirenes* anregen). Anfang des 17. Jahrhunderts folgte der Augsburger Meistersinger Johann Spreng mit der ersten *Ilias*-Übersetzung im Knittelversen.

Dann aber entdeckten der Schweizer Johann Jakob Bodmer und der Deutsche Friedrich Gottlieb Klopstock (*Der Messias*) den Hexameter für ihr eigenes Schaffen und brachten ihn damit in die deutsche Literatur ein. Assistent vom jungen Christoph Martin Wieland, der Jahrzehnte später in Weimar dem Freimaurerbund beitrug, experimentierte Bodmer ab 1755 mit den ersten Hexameter-Übersetzungen der Epen Homers.

Weitere, minder prominente folgten. Wilhelm Müller spricht von den einschlägigen Erzeugnissen allerdings pauschal als „rauen und unbehelflichen Versuche(n) in einem Versmaß, das mit dem griechischen Hexameter fast nichts als den Namen gemein hatte“.

Aus diesen Erwägungen vertraute auch der spätere Freimaurer **Gottfried August Bürger** (1775, „Zum goldenen Zirkel“ in Göttingen) dem fünfhebigen ungereimten Jambus, als er 1771 den ersten literarisch avancierten Anlauf zur deutschsprachigen Gesamtübersetzung unternahm und der Öffentlichkeit Passagen aus der *Ilias* vorlegte.

*Sing, Göttinn, den unsel'gen Groll Achills,
Des Sohnes Peleus, welcher tausend Weh
Auf die Achäer lud, in's Todtenreich
So vieler Starken tapffre Seelen trieb.
Nach kurzem Zuspruch seitens der Fachwelt dreht sich allerdings die Stimmung gegen den Jambus. Bürger (*Lenore, Das Lied vom braven Mann*) beginnt deshalb 1776 nochmals von vorn, diesmal in Hexametern. Da ist er schon ein Jahr lang Freimaurer.*

*Göttinn, singe den Zorn des Peleiden
Achilleus,
Jenen verderblichen, welcher den Griechen
unmennbares Weh schuf,
Viele tapfere Seelen der Helden dem Aides
zustieß,
Ihre Leichnam' aber den Hunden und all
dem Gevögel
Dar zum Raubmahl bot ...*

Bürger ist in den Vorarbeiten schon weit fortgeschritten, da kündigt der einflussreiche Aristokrat **Friedrich Leopold Graf Stolberg** (1774, „Zu den drei Rosen“, Hamburg) das Erscheinen seiner eigenen Hexameter-Übersetzung an. Der Schock für Bürger ist kein geringer: Nicht genug, dass beide Freimaurer sind, gehören sie auch beide dem renommierten Göttinger Hainbund an! Bürger gibt das Übersetzungsvorhaben enttäuscht auf, und Stolberg veröffentlicht eine Gesamtübersetzung, die schon sehr nahe an einer authentischen Hexameter-Version ist:

*Singe, Göttin, die Wut des Pälaiden Achilleus,
Welche verderbend den Griechen so vielen
Jammer bereitet,
Viele starke Seelen der Helden hinab zu
den Schatten
Sandte, ihre Körper zur Beute den Hunden
zurück ließ
Und dem Gevögel ...*

Da ereilt auch den Grafen Stolberg das Schicksal: Sein enger Freund und Logenbruder bei den „Drei Rosen“ in Hamburg, **Johann Heinrich Voß**, bringt 1881 seine eigene Gesamtübertragung der *Odyssee* heraus. 1793 veröffentlicht er die wesentlich überarbeitete *Odyssee* nochmals, diesmal gemeinsam mit der *Ilias*. Er verdrängt damit Stolberg aus der Wahrnehmung, seine Hexameter-Fassungen sind bis heute gut verbreitet. Unter Philologen sind sie allerdings umstritten: Voß greift auf der Suche nach authentischer Wiedergabe des Homer'schen Verses nicht selten in den Text ein. Diesem Verfahren fällt schon in der zweiten Zeile der *Ilias* der Akkusativ οὐλομένην („den unseligen“) zum Opfer, da er aus metrischen Gründen zu „entbrannt“ neutralisiert wird.

*Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiden Achilleus,
Ihn, der entbrannt den Achaiern unnennbaren
Jammer erregte
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais
Sendete, aber sie selbst zum Raub darstellte
den Hunden
Und dem Gevögel umher.*

Der begüterte Aristokrat Stolberg – auch sein leiblicher Bruder Christian war Dichter und Freimaurer – hatte dem bedürftigen Voß zuvor aus Freundschaft sogar die Einkünfte aus seiner eigenen Übersetzung geschenkt und die Niederlage in der Homer-Causa mit Langmut ertragen. Voß wiederum hatte den Freund gegen Kritik an dessen eigenen Homer-Übersetzungen verteidigt.

1800 aber konvertierte Stolberg zum Katholizismus, und der glühende Protestant Voß reagierte maßlos empört. Schon zuvor hatte er eine regelrechte Jesuiten-Paranoia entwickelt und sie so pauschal wie widersinnig auf den Freimaurerbund übertragen. Er bedrängte die Loge, von der er sich bald zurückzog, mit Unterwanderungs- und Verschwörungstheorien und forderte die Brüder Stolberg vergebens zum demonstrativen Austritt auf. Noch ein Jahr nach Stolbergs Tod schickte Voß dem Bruder eine 204 Seiten starke Polemik in den ewigen Osten hinterher.

Wolf, die homerische Frage und Bruder Goethe

Der Freimaurer **Friedrich August Wolf** (1783, „Zum goldenen Zirkel“, Göttingen) war der bedeutendste klassische Philologe seiner Zeit, und er beförderte Folgeschweres auf den Weg: Mit der Behauptung, die homerischen Epen wären nur Stückwerk und Collage aus dem Schaffen mehrerer Verfasser, warf er die sprichwörtlich gewordene „homerische Frage“ auf. In den von ihm herausgegebenen *Literarischen Analekten* veröffentlichte er auch eine angestrengt wirkende Übersetzungsprobe der ersten 100 Verse aus der *Odyssee*.

*Nenne den Mann mir, o Muse, den listigen,
welcher so vielfach
Irret' umher, seitdem er die heilige Troja
verheeret:
Viel Wohnstätt' auch sah er und mancherlei
Sitten der Menschen Heimkehrer ;
Viel in der Meerflut litt er des schmerzlichen
Leids im Gemüte,
Schaffend sich Rettung selbst, Heimkehr
auch seinen Gefährten:
Gleichwohl rettet' er nicht sein Volk, wie
begierig er strebte.*

Die Causa ist heute eher gegen Wolf entschieden, weil die Epen von großer Wucht und Geschlossenheit sind. Die Debatte entbrannte jedenfalls mit enormer Leidenschaft. Der mit Wolf persönlich bekannte Freimaurer **Johann Wolfgang von Goethe** (1780, „Anna Amalia zu den drei Rosen“, Weimar) brachte sich mit einem Epigramm zu Homer unfreundlich in die Debatte ein:

*Sieben Städte zankten sich drum, ihn
geboren zu haben.
Nun, da der Wolf ihn zerriss, nehme sich
jede ihr Stück.*

Goethe war von Homer zutiefst geprägt, seit er als Halbwüchsiger einer plumpen Prosa-Übersetzung der *Ilias* habhaft wurde. Später, er war da schon Freimaurer, fertigte er zwei Übersetzungsproben aus der *Odyssee* und konzentrierte seine Aufmerksamkeit auffallend auf Hephaistos in seiner Doppeligenschaft als Baumeister und Schmied.

Goethe wählt dafür eine humoristische Episode: Der sprichwörtlich hässliche Schmiedegott wurde im Sinne einer grausamen Pointe mit Aphrodite verheiratet. Die Göttin der Schönheit zieht allerdings den potenten Kriegsgott Ares vor, und Hephaistos stellt dem frevelnden Paar eine Falle in der Gestalt eines ehernen Netzes, das sich um das Lotterbett zusammenzieht.



Sonne, Symbol der Erkenntnis

Verraten wurden Aphrodite und Ares vom Sonnengott Helios, der auch Demeter über den Aufenthaltsort ihrer Tochter Persephone informieren konnte und nach dem viele Logen benannt sind. Der Topos der alles sehenden Sonne als „private eye“ wanderte durch viele Kulturkreise. Im Freimaurertempel ist das von einem Strahlenkranz umgebene „allsehende Auge“ – das Auge Gottes – eines der stärksten Licht- und Sonnensymbole. Es steht im Osten über dem Podest des Meisters vom Stuhl. Insbesondere im freimaurerischen Winkelsystem der Illuminaten verkörperte es identitätsstiftend die Aufklärung.

Goethe beschäftigte sich fortgesetzt und intensiv mit Homer und dem Hexameter. Sein Werther findet in glücklicher Zeit bei der Homer-Lektüre Erbauung, erst in Zeiten der Krise orientiert er sich am finsternen Werk des gar nicht existenten Bardens Ossian. Das Hexameter-Epos *Hermann und Dorothea* ist einer der erhellendsten Beiträge zu den Flüchtlingsdebatten aller Zeiten. Goethe versuchte auch die Weiterdichtung des 7. Gesangs der *Odyssee* im Dramenfragment *Nausikaa* und wollte mit einem Hexameter-Epos die Lücke zwischen *Ilias* und *Odyssee* bzw. zwischen *Ilias* und der *Aeneis* des Vergil füllen, insbesondere den Tod des Achill betreffend. Aber die *Achilleis* blieb Fragment und endet mit dem furiosen ersten Gesang.

Homer, der Freiheitsdichter, und ein griechisches Finale

Wenigstens zu erwähnen ist der überraschende Einfluss, den Homer auf die großen italienischen Freimaurerdichter an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ausübte. Italien war ein geteiltes, besetztes Land, und führende Freimaurer wie Giuseppe Garibaldi hatten sich gegen die Unterdrückung durch die Habsburger und den Vatikan erhoben. Die Antike stand

dabei symbolisch für die wieder herzustellende Größe Roms. Und die Freimaurer Giosuè Carducci, Nobelpreisträger des Jahres 1906, Giovanni Pascoli und Gabriele D'Annunzio verpflichteten sich als Exponenten einer zweiten Renaissance in ihrem literarischen Schaffen der Schönheit und Kraft der Antike.

Und 141 Jahre nach Goethes *Achilleis* schrieb der Freimaurer Nikos Kazantzakis (1907, Loge „Panhellinion“, Athen) seine eigene, moderne Version der *Odyssee*. Das Werk beschreibt einen einzigen Weg vom Dunkel ins Licht und umfasst 33.333 Verse, so durchdrungen war Kazantzakis (*Alexis Sorbas, Die letzte Versuchung Christi*) von der Symbolik.

Im Prolog bedient er sich unverhüllt freimaurerischer Terminologie:

Werft euer Handwerkszeug fort, ihr Meister, faltet euren Schurz und schüttelt ab das Joch der Not, die Freiheit ist es, die euch ruft. Die Freiheit, o ihr Brüder, ist kein Wein, sie ist kein süßes Weib, noch Güter in den Kellern, noch ein Sohn, der in der Wiege schläft. Sie ist ein einsam-stolzes Lied, das fern verklinget in den Lüften. ■

Heinz Sichrovsky, *Ein Bruderkampf um Troja. Die griechische Götterwelt im Ritual der Freimaurer*, in: *Quellen und Darstellungen zur europäischen Freimaurerei*, Bd. 21, 2018.

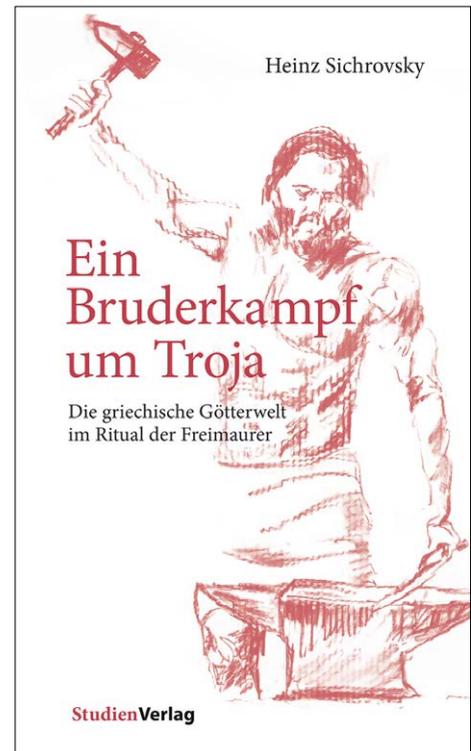


ISBN 978-3-7065--3

<https://www.studienverlag.at/produkt/5926/ein-bruderkampf-um-troja/>



Der QR-Code führt zur Bibliographie.



Amicus Heinz Sichrovsky

Heinz Sichrovsky ist Mitglied der Chefredaktion und Leiter des Kulturressorts beim Magazin „News“. Seit dem Jahr 2010 moderiert er äußerst kundig und mit einem steten Augenzwinkern die Literatursendung „erLesen“ in ORF III. Er ist eines der bekanntesten Gesichter im österreichischen Kulturbetrieb, derzeit ist er wieder verstärkt als Kritiker und Kolumnist tätig.

„Erwarten Sie nicht von mir, dass ich den wohlthätigen Einfluss des Latein- und des Griechischunterrichts auf das kognitionspsychologische „reasoning“ würdige. So wenig, wie ich mich in die durch Musik neuverknüpften zerebralen Nervenzellen verheddern will: Ich arbeite zu hart daran, mein (gottlob humanistisch geschultes) Gehirn im Regelbetrieb zu halten, als dass ich es mit soziologisch-psychologisch-neurologischem Pidgin vermüllen wollte. Nein: Ich fordere die Aufnahme des Latein-, des Griechisch-, des Literatur-, des Musik- und des Zeichenunterrichts unter die Grundrechte.“

Wenn wir bald schon Vorschulkinder verpflichtend in den Gebrauch des iPhones einweisen und nicht müde werden, die tägliche Turnstunde zu fordern: so verlange ich die tägliche Kulturstunde, die den Blick vom Handy auf die großen Zusammenhänge lenkt, denen wir unsere Menschenähnlichkeit verdanken.

Wer sich heute im Burgtheater Simon Stones Mythenverzweigungen ansieht, der wird meinen, „Medea“ sei ein Ehestreit zwischen New Yorker Bobos. Damit wird das Theater so anhaltend beschädigt wie die Kirche, deren Abstieg sich anbahnte, als der erste Kaplan mit fetten Haaren zur Gitarre griff und dafür das Erhabenheitsinstrument Orgel abschaffte. Beim Weltkulturerbe Euripides wird der nämliche Theaterbesucher lernen, wie die archetypischen Menschheitsverhängnisse den zivilisatorischen Gesamtzustand seit 2,4 Millionen Jahren zum Bösen beeinflussen. Das sollte für die Etablierung unter den Grundrechten reichen.“



Abzugskanäle statt Prunktheater

Plinius der Ältere und seine Naturgeschichte

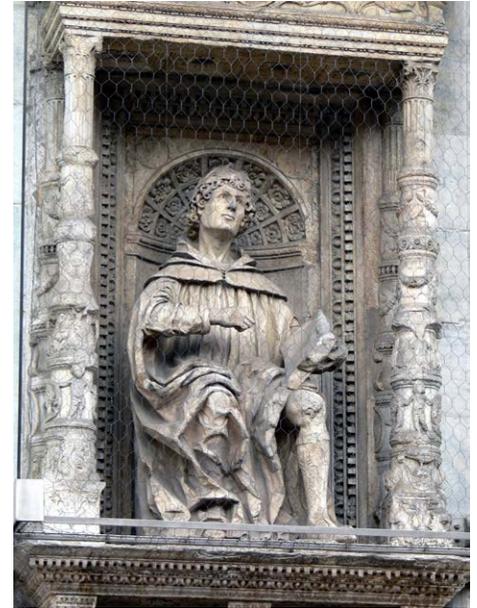
Marion Giebel

Im Juli und August fanden in Rom die Spiele statt, Gladiatorenkämpfe, Komödien und Tanzpantomimen – sehr beliebt, aber es gab lange Zeit noch keine festen Theaterbauten, sondern hölzerne Amphitheater, die nachher wieder abgebaut wurden. Doch auch diese konnten sehr luxuriös sein.

C. Scribonius Curio, ein Parteigänger Caesars, wollte alles Bisherige übertrumpfen und dadurch seine eigenen Interessen und die Caesars fördern. „Es lohnt sich zu erfahren, auf welchen Einfall er gekommen ist“, schreibt Plinius der Ältere mit merklicher Zurückhaltung in seiner *Naturgeschichte* (*Naturalis historia* 36, 117–121): „Er baute nebeneinander zwei sehr weiträumige Theater aus Holz, von denen jedes, im Gleichgewicht schwebend aufgehängt, in Angeln drehbar war. Wenn in beiden Theatern am Vormittag verschiedene Veranstaltungen stattfanden, waren sie voneinander abgewandt, damit die Bühnen sich nicht gegenseitig störten. Dann wurden sie plötzlich gedreht – wie man hörte, nach den ersten Tagen auch mit einigen Zuschauern, die auf ihren Sitzen geblieben waren – und indem sich die Flügel ineinander schlossen, machte er daraus ein Amphitheater und veranstaltete Gladiatorenkämpfe, wobei er das römische Volk noch mehr in Gefahr brachte als die Gladiatoren, indem er es im Kreis herumschwenkte. Was soll man dabei denn zuerst bewundern: den Erfinder oder die Erfindung, den Künstler oder den Auftraggeber? Es ist einfach „ein Wahnsinn aus Holz“.



Plinius der Jüngere, Sitzstatue in einer aedicula des Doms zu Como



Plinius der Ältere, Sitzstatue in einer aedicula des Doms zu Como

Curio will damit als Volkstribun natürlich das römische Volk beeindrucken und seine bzw. Caesars politische Pläne durchsetzen. Plinius ist nicht beeindruckt: Er will im Folgenden die Wunderwerke besprechen, die ihren wahren Wert haben – und das sind die römischen Wasserleitungen und die Abzugskanäle, die Cloaca maxima in Rom!

Hierbei lobt er den Erfindungsreichtum und die Kunst der technischen Umsetzung, die aber zum Nutzen der Allgemeinheit dienen. Wie etwa bei einem Aquädukt, der über mehrere Ebenen geführt wird (wie

der Pont du Gard von Nemausus/Nimes). Mit der Wasserversorgung hatte er selber zu tun: Als Flottenpräfekt von Misenum (bei Neapel) hatte er auch die Oberaufsicht über die Aqua Augusta, die Wasserleitung, die von weither kommend hier in einem großen unterirdischen Becken mündete und die umliegenden Städte wie Neapel versorgte. Über die technischen Zusammenhänge orientiert uns ja heute Robert Harris in seinem genau recherchierten historischen Roman *Pompeji*. Da heißt es, Plinius habe als erster eine Unregelmäßigkeit, eine Auffälligkeit bemerkt, die sich



Pont du Gard, Südfrankreich



Misenum und die Bucht von Neapel zur Zeit des Vesuvausbruchs 79 n. Chr. Die schwarze Wolke zeigt die Verteilung der Asche (heutige Küstenlinien).

beim Wasser zeigte. Er habe an Vorboten eines erneuten Erdbebens gedacht (nach dem von 62 n. Chr.). Wir wissen, was folgte: der Ausbruch des Vesuvs am 24. August 79 n. Chr. Sein Neffe Plinius der Jüngere, der mit seiner verwitweten Mutter bei seinem Onkel lebte und die dramatischen Ereignisse in Misenum miterlebte, hat uns aus Augenzeugenberichten das Ende des Plinius berichtet (*Epistulae* 6, 16). Wie er zuerst an ein bevorstehendes Erdbeben dachte und hinausfahren wollte, um Näheres zu beobachten, was er als einen Zusatz zu seiner umfangreichen *Naturgeschichte* verwenden wollte. Wie dann Botschaften kamen, in denen um Hilfe gebeten wurde vor Staub- und Ascheregen, Erdstößen und einer großen Meeresflut. Darauf rüstete Plinius zur Evakuierung ein Flottenschiff aus mit entsprechender Besatzung und fuhr in die bedrohte Gegend. Doch die starke Brandung erlaubte keine Landung. Schließlich machten Plinius und seine Leute an anderer Stelle halt und zogen sich in das Landhaus eines Freundes zurück. Bis auch dort Ascheregen und Bimssteinbrocken niedergingen. Plinius bewies seine in so manchen Schlachten erwiesene Kaltblütigkeit; er ging ins Bad und ließ zum Abendessen rüsten, um die Gefährten zu beruhigen. Doch die Vulkangase und der immer stärkere Ascheregen nahmen ihm, der Asthmatiker war, das Leben. Hätte er, da er doch schon früher etwas ahnte und dann sehr bald den Vesuv als Ursache des dramatischen Geschehens erkannte – hätte er, der 56-Jährige, nicht daheimbleiben und einen Jüngeren auf die verhängnisvolle Mission schicken können? Das hätte freilich seiner eigenen Überzeugung widersprochen. In seiner ebenso umfangreichen wie vielfältigen *Natur-*

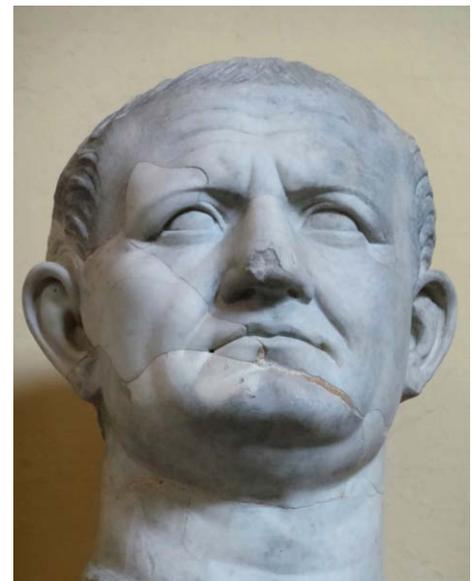
geschichte geht es auch um die Götter. Auch hier ist Plinius kritisch: Die mannigfaltigen Gottesvorstellungen grenzen doch an ziemlichen Unverstand: Da gibt es eine Göttin des Fiebers oder anderer Krankheiten, und den Göttern dichtet man Ehebrüche untereinander an, Zank und Streit. Oder man verehrt überhaupt nur noch Fortuna, wodurch sich das Göttliche freilich als eine höchst unsichere Größe erweist.

Plinius sagt: „Gott sein: Das heißt für einen Sterblichen, dass ein Sterblicher dem andern hilft, und dies ist der Weg zum ewigen Ruhm. *Deus est mortali iuvare mortalem, et haec ad aeternam gloriam via.* Ihn haben die Vorbildgestalten Roms beschritten, und diesen Weg geht nun unser Herrscher Vespasianus Augustus, der einer erschöpften Welt zu Hilfe kommt (2, 18).“

Vespasian, Kaiser 69–79, hatte die undankbare Aufgabe, nach der Herrschaft Neros und dem folgenden Bürgerkrieg das Reich wieder zu konsolidieren. Das betraf vor allem die zerrütteten Finanzen. Bis heute ist mit seinem Namen das Bonmot verknüpft: „*Pecunia non olet*“, Geld stinkt nicht. Das bezog sich freilich nicht auf eine Eintrittsgebühr für die öffentlichen Toiletten, sondern auf die Abgaben, die die



Münze des Vespasian, geprägt nach der Eroberung Judäas



Restauriertes Originalporträt des Vespasian, Vatikanische Museen

Gerber zu leisten hatten, die den wertvollen „Stoff“ nutzten. Die Kolossalstatue Neros hatte er, mit einem Strahlenkranz versehen, dem Sonnengott gewidmet, *colossus* nannte man sie, und das steinerne Amphitheater, das er in der Nähe erbaute, hieß bald das Kolosseum. Der Kaiser plante eine großzügigere Vergabe des Bürgerrechts, Erneuerung des Heeres, Neuordnung der Provinzen – Vespasian hatte sich viel vorgenommen, und Plinius, erfahrener in zivilen und militärischen Ämtern, unterstützte ihn dabei. Er war zwar selbst viel beschäftigt, aber er folgte seinem Wahlspruch *vita est vigilia*, Leben heißt Wachsein (1, 6). So fand er sich schon in aller Morgenfrühe beim Kaiser ein, der auch ein „Frühaufsteher“ war. Zuhause widmete sich Plinius seiner wissenschaftlichen und literarischen Tätigkeit. So war er nicht nur „Schöpfer der gigantischen *Naturalis historia*“ (Manfred Fuhrmann), sondern verfasste auch rhetorische und historische Schriften, so eine umfassende Geschichte aller Germanenkriege. Darin beweist er Ortskenntnis: So erwähnt er die warmen Quellen von Wiesbaden und die Donauquellen. Auch in Xanten, *Castra Vetera*, war er: Dort fand man eine bronzene *phalera*, eine Platte vom Pferdezaumzeug, mit der Inschrift *Plinius, Praefectus alae, Reiteroberst*. Plinius der Jüngere, selbst ein durchaus reger Autor, hat die erstaunliche Arbeitsweise seines Onkels beschrieben: Bei seiner Lektüre machte er sich ständig Notizen oder Exzerpte, denn kein Buch sei so schlecht, dass man nicht noch etwas daraus lernen könnte. Selbst beim Bad und beim Essen war ein Vorleser dabei und unterwegs in der Sänfte oder im Reisewagen ein Stenograph. Da kam es einmal vor, dass bei Tisch ein Freund den



Plinius (links) überreicht Kaiser Titus ein Schriftband mit der Widmung seines Werks. Buchmalerei in einer Handschrift der *Naturalis historia*. Florenz, Biblioteca Medicea Laurenziana, Plut. 82.1, fol. 2v (Anfang des 13. Jahrhunderts).

Vorleser unterbrach und ihn eine Stelle wiederholen ließ, die dieser fehlerhaft vorgetragen habe. Darauf Plinius: „Aber du hattest es doch verstanden, nun haben wir durch deine Unterbrechung Zeit verloren!“ Hatte er (wie so manche zu früh verstorbenen Dichter oder Musiker) das Gefühl, er werde keine Zeit des Ruhestands erleben, in der er geruhsam seiner literarischen Tätigkeit nachgehen könne?

Die *Naturalis Historia*, *Naturgeschichte*, oder eher *Naturkunde*, ist in 37 Bücher eingeteilt. Plinius hat sie dem Sohn Vespasians, dem späteren Kaiser Titus, gewidmet, mit dem ihn eine Kriegerkameradschaft verband. In seiner Widmung erwähnt er, wie viele beachtenswerte Gegenstände er aus der Lektüre zahlreicher Autoren zusammengetragen habe, dazu noch vieles aus eigener Forschung und Anschauung. Und er betont, dass er dies alles in seiner Freizeit verfasst habe, so dass nichts auf Kosten seiner Amtsgeschäfte gegangen sei. Und da er wisse, dass Titus sehr von seinen Regierungsgeschäften, dem *bonum publicum* gewidmet,

beansprucht werde, hat Plinius jeweils Inhaltsangaben zu den einzelnen Büchern verfasst. Und er meint – ganz zu Recht, dass dies auch anderen Lesern nützlich könne (bis heute). Und er betont noch, dass er seine Quellenautoren jeweils gewissenhaft angegeben habe. Das gehöre sich so – obwohl viele Schriftsteller dies keineswegs tun (bis heute).

Die Natur, das ist für ihn das Weltall mit allem, was es am Himmel, auf der Erde und unter der Erde gibt. Von ihr will er sprechen: „Die Natur, die das allumfassende Leben ist, wird geschildert“. *Natura, hoc est vita, narratur* (1, 13) Sie ist von einem göttlichen Geist durchwaltet, einer Weltvernunft im stoischen Sinn. An ihr hat der Mensch Anteil, mit der *ratio*, der planenden und schaffenden Vernunft. Die Erde wird ja Mutter genannt, obwohl man meinen könnte, sie sei eher eine Stiefmutter. Als hilfloses Wesen kommt der Mensch zur Welt [ein biologisches Mängelwesen], er bleibt im Gegensatz zu den Tieren lange Zeit hilfsbedürftig, ist so vielen Krankheiten und Gefahren ausgesetzt. Doch von allen lebenden Wesen gibt es bei ihm auch am meisten Begierden und Leidenschaften aller Art, wie Ehrgeiz und Habsucht, maßlose Lebensgier und rasende Wut. Die Tiere leben mit ihren Artgenossen friedlich zusammen, sie wenden sich nur gegen fremde Arten, doch die Menschen sind die einzige Gattung, die sich selbst gegenseitig ausrottet, die ihre Waffen auch noch mit Gift bestreicht. Wir vergiften die Flüsse und die Elemente der Natur, und selbst unser Lebelement, die Luft, verderben wir. „Ja wahrhaftig – der Mensch verdankt seine meisten Übel sich selbst.“ *At Hercule homini plurima ex homine sunt mala* (7, 5). Dieser sollte aber mithilfe seiner Vernunft die rechte Haltung gegenüber der Natur einnehmen, ordnend, planend, kultivierend, aber sie nicht maßlos und sinnlos ausbeuten. Ackerbau und Gartenanlagen, Weinbau, das Pflanzen von Bäumen, die Bienenzucht: Darin zeigt sich für Plinius eine harmonische Verbindung des Menschen mit der Natur. Gegenüber dem Bergbau, dem gierigen Wühlen in den Eingeweiden der Natur, hat er seine Vorbehalte. Das gilt vor allem für die rücksichtslose Gold- und Erzgewinnung, die aus Habgier und Machtstreben erfolgt. Plinius hat selbst in Spanien den Bergbau zur Goldgewinnung erlebt und schildert ihn in allen technischen Einzelheiten. Da wird durch einen Berg ein Stollen gegraben – wochenlang sehen die Arbeiter kein Tageslicht – und nach der Ausbeutung zum Einsturz gebracht. „Als Sieger blicken die Bergleute auf den Zusammenbruch der Natur.“ *Spec-*



Kolossalkopf des Kaisers Titus, Glyptothek München

tant victores ruinam naturae. (33, 66ff.) „Der menschliche Geist, der bis ins Leere hinaus spekuliert, sollte einmal Folgendes bedenken: Was wird das für ein Ende nehmen, wenn die Erde nach Jahrhunderten erschöpft und ausgebeutet sein wird? Bis wohin will er mit seiner Habgier dann noch vordringen?“ (33, 1ff.) Bis in den Weltraum, könnten wir antworten. Seine Kritik am zerstörerischen Luxus seiner Zeit weiß Plinius oft in unterhaltsamer Art, mit Anekdoten gewürzt, vorzubringen. Bei seiner Behandlung der Wassertiere kommt er auf den „Fischluxus“ in Rom zu sprechen, den auch Seneca anprangert (vgl. u. a. dessen *Naturwissenschaftliche Untersuchungen*, *Naturales quaestiones* 3, 17, 1–2; 18, 1–7).

Zu den Wassertieren (Buch 9) gehören auch die Perlmuscheln, die von den Perlentauern im Roten Meer und im Indischen Ozean unter Gefahren und Mühen an die Oberfläche gebracht werden. Wozu? Damit sich eine Lollia, ein Dämchen in Rom, dann mit Perlen schmücken kann. Überall hat sie Perlen; sie glänzen am Kopf, im Haar, an den Ohren, am Hals und an den Fingern. „Sie hatten einen Gesamtwert von 40 Millionen Sesterzen, und sie, Lollia, war sogleich bereit, den Preis durch Kaufurkunden zu belegen! Das war ererbter Reichtum, den ihr Großvater bei seiner Statthalterschaft durch Ausplünderung der Provinzen gewonnen hatte. Deswegen hatte ihm dann Gaius Caesar, der (Adoptiv-)Sohn des Augustus, die Freundschaft aufgekündigt und Lollia nahm daraufhin Gift. Und das alles, damit sich dann seine Enkelin mit einem Schmuck von 40 Millionen Sesterzen behängt im Lampenlicht



Plinius d. Ä., Nat. hist., Handschrift Florenz, Biblioteca Medicea Laurenziana, Plut. 82.4, fol. 3r (15. Jh.)

spiegeln konnte.“ (9, 117).

Doch dieses Beispiel von Verschwendungssucht wurde noch überboten durch Kleopatra. In ihrem „Club der unnachahmlich Lebenden“ in Alexandria erklärte sie, die kostbarste Mahlzeit aller Zeiten abhalten zu wollen. Antonius zweifelte an einer solchen Möglichkeit, man schloss Wetten ab, und als die Mahlzeit aufgetischt wurde, schien sie zwar prächtig, aber doch alltäglich. Kleopatra beteuerte, sie werde für zehn Millionen speisen, und ließ den Nachtsch servieren: ein Getränk mit Essig, in das sie eine Perle warf, die sie als Ohrschmuck trug und die als einzigartig, als ein Wunderwerk der Natur galt. Die Perle löste sich auf, und als Kleopatra getrunken hatte, wurde Antonius für besiegt erklärt, „ein ominöses Wort, das in Erfüllung gehen sollte.“ (9, 121). Zu dieser Perle gehörte als Ohrschmuck noch eine zweite, die ebenfalls berühmt werden sollte. Denn die Königin, in dieser Wette siegreich, wurde dann besiegt und gab sich den Tod. Die Perle aber kam nach Rom und wurde durchgeschnitten, um als Ohrschmuck zu dienen. „Und nun befindet sich die Hälfte von Kleopatras Mahlzeit in den beiden Ohren der Venusstatue im Pantheon in Rom!“ Auch die Medizin seiner Zeit sieht Plinius durchaus kritisch. Einen großen Teil seines Werkes widmet er den Heilmitteln pflanzlicher Herkunft, auf deren Wirksamkeit schon Cato der Ältere in seiner Schrift über die Landwirtschaft *De agricultura* ausdrücklich hingewiesen hatte. Wie dieser schätzt Plinius z. B. den Kohl in all seinen Arten und zu vielfacher Verwendung. Heute hat man nachgewiesen, dass die Kohllarten Phytohormone enthalten, Stoffe, die sich günstig auf den Organismus auswirken. Heilkräuter sind die Apotheke der Natur, doch Plinius' überzivilisierte Zeitgenossen wissen kaum noch etwas über Heilkräuter und ihre vielfachen Wirkungsmöglichkeiten. „Von der Methodik der alten Medizin, die wesentlich auf Heilpflanzenkunde beruht hat, ist man abgekommen. Die Ärzte sitzen lieber im Hörsaal und halten endlose Reden, statt durch Feld und Flur zu wandern und heilsame Kräuter zu suchen (26, 11). Sie sind Geschäftsleute und wissen durch ein exklusives Auftreten Patienten zu gewinnen. Es gibt ja genügend Leute, die glauben, wenn etwas nicht teuer sei, nütze es nichts. Plinius fährt fort: „Aber wir verdienen es ja gar nicht besser, solange niemand bei uns wissen will, was für unsere Gesundheit und unser Wohlergehen wirklich nötig ist. Wir glauben, dies sei die Aufgabe anderer, und die Ärzte seien schon auf unser Wohl bedacht. Wir gehen auf fremden Füßen, brauchen ein fremdes Gedächtnis, wenn wir Leute grüßen. Wir leben auf Kosten

der Bemühungen anderer; die Dinge der Natur haben für uns ihren Wert verloren und damit auch die Grundlagen des Lebens. Nichts anderes halten wir mehr für unser Eigentum als Luxus und Vergnügen“ (29, 19).

Man wusste in späterer Zeit dieses Wissen des Plinius jedoch durchaus zu schätzen: Es entstand die sogenannte *Medicina Plinii*, in der ein Anonymus im 3. Jh. ein Exzerpt verfasste, das „von Kopf bis Fuß“ die Krankheiten und Heilmittel und die Heilmethoden dazu auflistet, die bei Plinius genannt werden. Dieses Handbuch wiederum diente zur Vorlage bei den mittelalterlichen Schriften der Klostermedizin. Dass ein solch umfangreiches Werk wie die *Naturalis historia* in 37 Büchern die Stürme der Zeiten überdauerte und in allen Epochen ihre Interessenten fand, scheint fast ein Wunder zu sein. Alexander von Humboldt sah hierin „den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ und man fügte später hinzu, Plinius habe für seine Zeit das versucht, was Alexander von Humboldt für die Neuzeit anstrebte: durch Kenntnis der Welt zu ihrem Verständnis beizutragen. Heute wird man ihn auch sehen können als einen Sachbuchautor, der belehrend und unterhaltend zugleich erscheint. Plinius selbst schließt sein Werk mit einem Gruß an die Natur, die reiche Spenderin der Gaben für den Menschen: „Sei mir gegrüßt, Natur, du Mutter aller Dinge, und nimm es mit Wohlwollen auf, dass von allen Bürgern Roms ich allein dich in allen deinen Bereichen verherrlicht habe.“ (37, 205). *Salve, parens rerum omnium Natura, teque nobis Quiritium solis celebratam esse numeris omnibus tuis fave* (37, 205). Die Natur als Mutter aller Dinge zu ehren und Kritik zu üben am Missbrauch ihrer Gaben scheint heute ein durchaus aktuelles Anliegen.

Anordnung des Werkes und Inhalt der einzelnen Bücher:

1 Vorwort und Widmung an Titus, Inhalts- und Quellenverzeichnis
 2 Kosmologie mit Himmel, Erde, Gestirnen und Elementen, Meteorologie
 3–6 Geographie: Europa, Afrika, Asien mit Völkern, Flüssen, Bergen, Inseln und Städten und Entfernungen.
 7 Lebewesen, beginnend mit dem Menschen (Physiologie und Anthropologie), mit Erfindungen und Neuerungen und einer Liste mit Besonderheiten.
 8–11 Zoologie: Landtiere, beginnend mit dem Elefanten (8), Wassertiere, beginnend mit dem Wal (9), mit Fischen und dem zeitgenössischen Fischluxus sowie Perlen und Purpurgewinnung (mit Tadel am Luxus), dann Vögel (10) und Insekten, vor allem Bienen (11).

12–19 Botanik: Bäume und Stauden, mit Weihrauch und Myrrhe (12), Papyrusgewinnung (13), Weinbau (14), Ölbaum und Obstbäume (15), Waldbäume, Holz und andere Materialien, Wasserpflanzen, alte und berühmte Bäume (16), Baumzucht und -pflege, Pfropfen und Okulieren (17), Feldfrüchte und Ackerbau (18), mit landwirtschaftlichen Arbeiten und Wetterzeichen, Gartengewächsen und Gartenbau.
 20–27 Heilmittel aus dem Pflanzenreich, Pharmakologie, Heilmittel aus Gartengewächsen (20/21) und wildwachsenden Pflanzen und Feldfrüchten (22), Heilmittel aus Bäumen und Baumfrüchten (23), aus Waldbäumen, Sträuchern und Kräutern (24), berühmte Heilpflanzen und ihre Entdecker und Verwender, weitere Heilmittel aus Kräutern (25), spezielle Krankheiten und ihre Behandlung (26), sonstige Heilpflanzen (27).

28–32 Heilmittel aus dem Tierreich aus tierischen Erzeugnissen wie Milch (28), mit einer kurzen kritischen Geschichte der Medizin bei Griechen und Römern (29), mit Mitteln gegen Gifte und einer Geschichte der Magie und der Magier (30), dann die Heilwirkung von Wasser und Salz (31), Mittel aus Fischen und sonstigen Wassertieren (32).

33–37 Metallurgie und Mineralogie mit Gold und Silber und ihrer Gewinnung im Bergbau und der Verwendung von Edelmetallen, mit kritischer Bewertung (33), dann Erz, Eisen und Blei (34), die Gewinnung der Farben, Malerei (35), Marmor und andere Steine (36), mit berühmten Künstlern, Kunstwerken und Kunsthandwerk, Edelsteinkunde mit Erwähnung berühmter und besonderer Kostbarkeiten (37). Und schließlich ein Lob Italiens als einer zweiten Mutter der Welt (37, 201f.) und eine Schlusswendung an die Natur als die Mutter aller Dinge (37, 205).

Plinius der Ältere: Lebensdaten

C. Plinius Secundus, geb. 23/24 n. Chr. in Novum Comum/Como als Sohn eines römischen Ritters, erzogen in Rom, Militärdienst 47–52 in Germanien, dann forensische Tätigkeit, unter Nero Rückzug auf literarische Tätigkeit.
 Um 67/68 Heerführer in Judäa, hier Verbindung zu Titus. Unter Vespasian (ab 69) Tätigkeit als Procurator in den Provinzen. 76 wieder in Rom, enger Mitarbeiter Vespasians, dann Flottenpräfekt in Misenum, lebte dort mit seiner verwitweten Schwester Plinia und deren 18-jährigem Sohn C. Plinius Caecilius Secundus, den er adoptiert hatte. Dieser schildert die Lebensweise und die Werke seines Onkels (Epist. 3, 5; 5, 8, 5) sowie die Ereignisse des Vesuvausbruchs am 24. August 79 und den Tod bei einer Rettungsaktion (Epist. 6, 16; an

Tacitus). Die übrigen Werke des Plinius, wie die über die Germanenkriege oder rhetorische und zeitgeschichtliche Schriften sind nicht erhalten. ■

Marion Giebel (geb. 1939 in Frankfurt am Main) ist Altphilologin und Verlagslektorin, Autorin, Übersetzerin und Herausgeberin auf dem Gebiet der antiken griechisch-römischen Literatur. Nach dem Studium der Klassischen Philologie und Germanistik wurde sie (unter dem Namen Marion Müller) 1965 in Frankfurt bei Harald Patzer mit einer Dissertation über Athene als göttliche Helferin in der Odyssee promoviert. Anschließend Verlagsausbildung und als Verlagslektorin Herausgabe antiker und deutscher Literatur, dann freiberufliche Tätigkeit als Wissenschaftsautorin, Übersetzerin und Herausgeberin, regelmäßig begleitet von Rundfunksendungen und Vorträgen (vhs). Sie lebt bei München. Bekannt ist sie vor allem durch ihre sechs rowohlt-monographien „Cicero“, „Augustus“, „Vergil“, „Seneca“, „Ovid“ und „Sappho“. Editionen von u. a. Plutarch, Musaios, Livius, Cicero, Augustus, Velleius Paterculus, Seneca, Quintilian, Plinius d. Ä. und d. J., Sueton. Publikationen zu antiken Sachthemen wie antike Mysterienkulte, Orakel von Delphi sowie Florilegien (Vademecum). Sie erhielt den Alternativen Übersetzerpreis (2018) und die Pegasus-Ehrendnadel des Deutschen Altphilologenverbandes für ihr Lebenswerk (2019).

Literaturnachweise

Plinius der Ältere: *Naturalis historia*. Naturgeschichte. Lateinisch/Deutsch. Ausgewählt, übersetzt und herausgegeben von Marion Giebel. Stuttgart 2005 u. ö. Reclams Universalbibliothek Nr. 18335. – Die Übersicht über das Werk hier S. 5f. Gesamtausgabe: Plinius Naturkunde. Lateinisch-deutsch in 37 Bdn. herausgegeben und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler. Düsseldorf/Zürich 1973–96. Tusculum-Bücherei. Mit Registerband von Karl Bayer und Kai Brodersen 2004. Plinius der Ältere: *Historia Naturalis*. Eine Auswahl aus der „Naturgeschichte“ von Michael Bischoff. Nördlingen 1987 (Grenobler 10 20) *Medicina Plinii*: Plinius' Kleine Reiseapotheke. Lat.-dt. hrsg. von Kai Brodersen. Stuttgart. Steiner 2015.

Weiterführende Literatur

Borst, Arno: *Das Buch der Naturgeschichte*. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments. Heidelberg 1994. Giebel, Marion: *Dichter – Kaiser – Philo-*

sophen. Ein literarischer Führer durch das antike Italien. Kap. 9: Plinius der Ältere in Misenum. „Jeder Augenblick ist verloren, der nicht den Studien gewidmet ist“. Stuttgart (Reclam) 1995, 2007. Giebel, Marion: *Plinius und seine Tierkunde*. In: Marion Giebel: *Tiere in der Antike*. Darmstadt/Stuttgart 2003. Grüniger, Gerhard: *Untersuchungen zur Persönlichkeit des älteren Plinius*. Die Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit in seinem Denken. Freiburg i. Br. 1976. König, Roderich/Winkler, Gerhard: *Plinius der Ältere*. Leben und Werk eines antiken Naturforschers. München 1979. Anlässlich der Wiederkehr seines Todes beim Ausbruch des Vesuvus 79 n. Chr. Sallmann, Klaus: *Gaius Plinius Secundus – Die alternative Bildung*. In: Bernhard Kytzler/Joachim Latacz (Hrsg.): *Klassische Autoren der Antike*. Frankfurt a. M. 1992. Gudrun Vögler: *Öko-Griechen und grüne Römer?* Düsseldorf/Zürich 1997.

Literatur aus dem Verlag Reclam

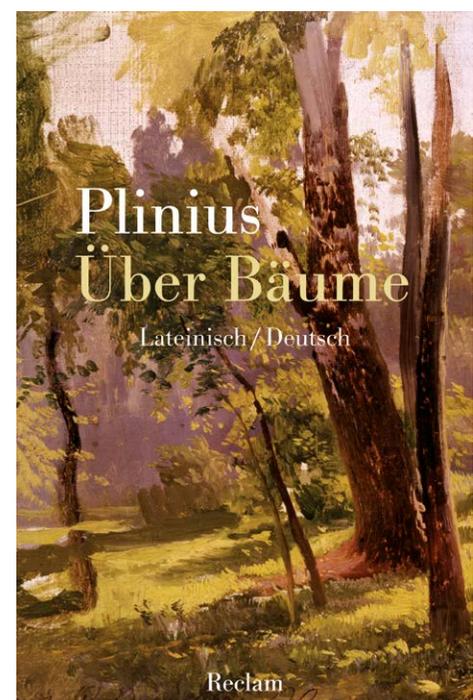
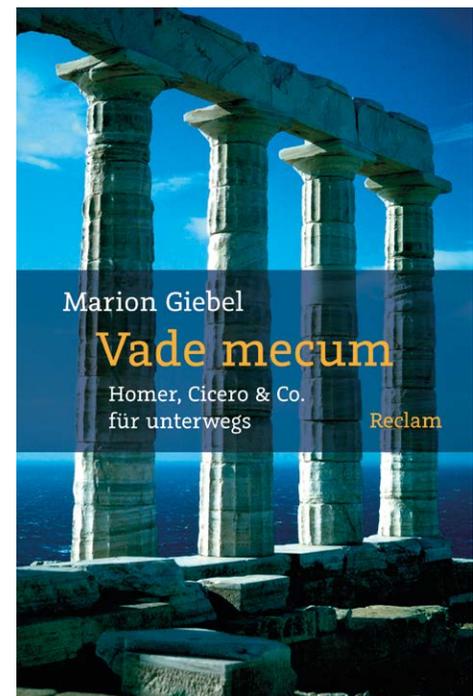
Marion Giebel, Plinius der Ältere. *Naturalis historia*. Naturgeschichte. Lateinisch/Deutsch. Ditzingen: Reclam 2005.

Marion Giebel, *Vade mecum*. Homer, Cicero & Co. für unterwegs. Ditzingen: Reclam 2015.

Bernhard Herzhoff, Plinius. *Über Bäume*. Lateinisch/Deutsch. Ditzingen: Reclam 2022.

Um Marion Giebels Ausführungen zum Älteren Plinius mit zusätzlichen lateinischen Texten illustrieren zu können, sei an dieser Stelle auf zwei Publikationen Giebels verwiesen, die bei Reclam erschienen sind: Einerseits ihre **Auswahl aus der *Naturalis historia***, die Texte zur Kosmologie, zur Fürsorglichkeit der Mutter Erde, vom Menschen und seiner Stellung in der Natur, zur Tierwelt, zu Heilmitteln und Heilkunst sowie zu Metallen enthält; andererseits widmet Marion Giebel dem Älteren Plinius auch ein Kapitel in ihrem sehr empfehlenswerten Bändchen ***Vade mecum*. Homer, Cicero & Co. für unterwegs**, das die wichtigsten griechischen und römischen Autoren so erfrischend und interessant vorstellt, dass damit bestimmt auch Leserinnen und Leser Freude haben, die sich bisher noch nicht mit antiker Literatur befasst haben. Zusätzlich hat der Reclam-Verlag in diesem Frühjahr einen Teilabschnitt der *Naturalis historia* eine eigene Publikation

gewidmet: Unter dem Titel ***Über Bäume*** hat Bernhard Herzhoff sämtliche Abschnitte zu diesem Thema aus dem Werk des Plinius übersetzt und reich kommentiert. Auch dieser Titel eignet sich hervorragend, um sich einmal im Rahmen einer Unterrichtsreihe mit dem Älteren Plinius zu beschäftigen.



Res publica restituta?

Augusteische Raummetamorphosen II: Die augusteische Transformation des Campus Martius

Michael Lobe

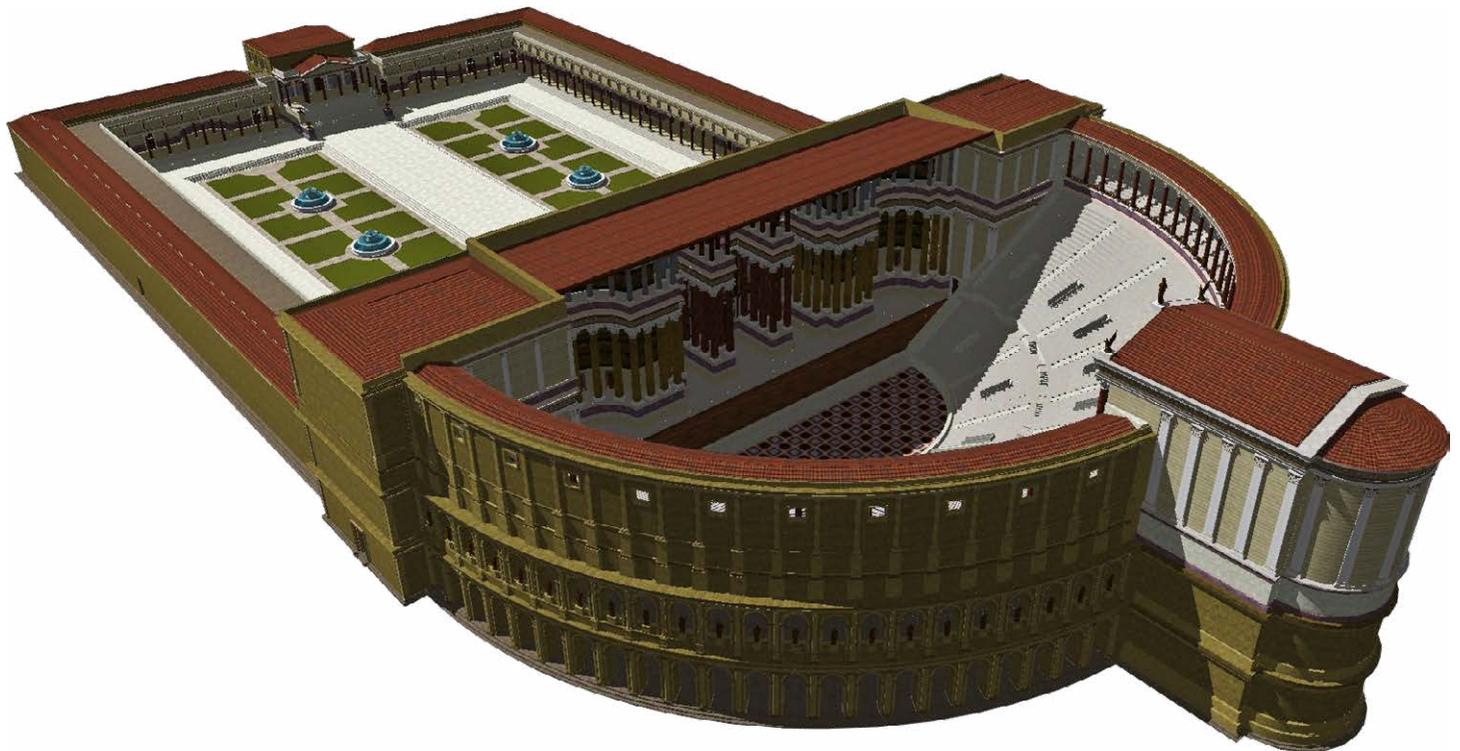


Abb. 1: Theater des Pompeius mit den Porticus Pompeianae und dem Tempel der Venus Victrix

I. Kurzabriss der voraugusteischen Entwicklung des Campus Martius

Der Campus Martius als Verehrungsort des Mars und militärisch genutztes Areal

Das Areal gehörte ursprünglich dem letzten König Tarquinius Superbus und wurde in der Republik zum öffentlichen Besitz.¹ Durch die Aufstellung der *Ara Martis* war das Gelände mit dem Kriegsgott verbunden und wurde entsprechend als militärischer Exerzierplatz genutzt. Auf dem Marsfeld fand etwa die Heerversammlung der bewaffneten Bürger (Zenturiatskomitien) statt², und am 15. Oktober, zum Ende der Kriegssaison, wur-

1 F. Coarelli: Rom. Ein archäologischer Führer, Mainz 2000, S. 260: „Aus der letzten Ernte (sc. des Tarquinius Superbus), die in den Tiber geworfen wurde, soll die Tiber-Insel entstanden sein. Diese Überlieferung hat nichts Unwahrscheinliches ...“

2 Befugnisse der Zenturiatskomitien waren Entscheidungen über die Besetzung hoher Staatsämter (Konsuln, Zensoren, Prätores), die Entscheidung über Krieg und Frieden, die allerdings im 2. Jh. v. Chr. an den Senat übergang, und die Verurteilung von Hochverrätern.

de der Krieg symbolisch auf dem Marsfeld getötet. Dazu wurde ein Wagenrennen mit Zweigespannen organisiert, nach dessen Ende das rechte Pferd des Siegers geopfert wurde (*October equus*). Es handelte sich lange Zeit also um ein weites Feld, eine Freifläche, die vorwiegend im Kontext kriegsbezogener Aktivitäten oder Rituale genutzt wurde.

Die hellenistische Gestaltung des Marsfeldes unter Pompeius

Seit der Zeit Sullas wurden Parzellen des Marsfeldes an wohlhabende Römer veräußert, die darauf Privatvillen oder Mietskasernen errichteten. Schließlich gelangte das Gebiet zum großen Teil in den Besitz des Pompeius, der nach einer These von Filippo Coarelli mit dem dreifach gegliederten Baukomplex seiner Privatvilla, dem angrenzenden Theater und dem Tempelbau der Venus Victrix nichts Geringeres vorhatte als die Nachahmung von Palastanlagen hellenistischer Herrscher (Abb. 1): „In Alexandria und Pergamon erhebt sich der Königssitz direkt neben dem Heiligtum der siebringenden Gottheit und dem Theater, das seinerseits dem Herrscherkult

dient. Der Tempel der Venus Victrix auf der Höhe der *cavea* des Pompeiustheaters nimmt dieselbe Stelle ein und erfüllt dieselbe Funktion wie das Heiligtum der Athena Nikephoros beim Theater von Pergamon.“³

Vor diesem Hintergrund mutet es als Ironie der Geschichte an, dass Pompeius vom Senat zum Verteidiger der alten Republik bestellt werden sollte – die Anlage seiner Bauten und seine Selbststilisierung als Alexandernachfolger mit dem Beinamen Magnus (Abb. 2/3) sowie seine Porträts mit der berühmten *anastolé*, der löwenhaft unbezähmbar wirkenden Haartolle Alexanders⁴, machen deutlich, wohin die Reise bei einem anderem Ausgang der Geschichte hätte gehen können – der Historiker Eduard Mayer sprach explizit vom Prinzipat des Pompeius.⁵ Tyche aber

3 F. Coarelli: Rom. Die Stadtplanung von Caesar bis Augustus, in Katalog „Kaiser Augustus und die verlorene Republik“, Berlin 1988, S. 73.

4 Plutarch, Vita Pompei 2, 1.

5 Vgl. den Buchtitel von Eduard Meyer: Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompeius, Stuttgart/Berlin, 1922. Vgl. auch Coarelli, op. cit. S. 74: „Die Tatsache, dass die Kurie, die den Senatssitzungen diente,

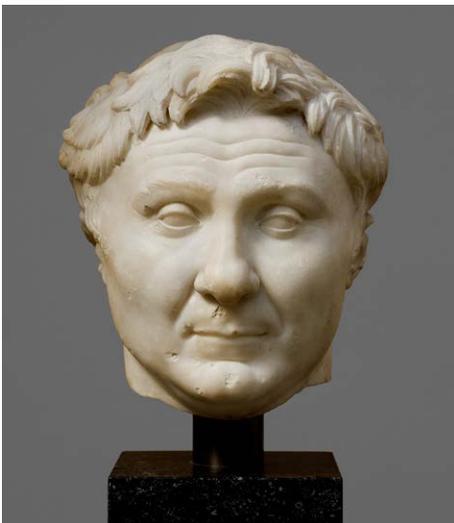


Abb. 2/3: Alexander der Große und Pompeius mit der anastolé, dem löwenhaft gesträubten Haupthaar

wollte es anders, und so wechselte der Besitz des Pompeius zu Caesar als großem Sieger des *bellum civile*, der seinerseits auf dem Marsfeld eine Hallenanlage zu bauen begann, die sogenannten *Saepta Iulia*, die er aber nicht vollenden konnte. Die Besitzungen des Marsfeldes gingen dann auf Antonius und nach Actium schließlich auf Agrippa über, den Flottenkommandanten Octavians und zweitmächtigsten Mann im Staate.

II. Die augusteische Neugestaltung des Campus Martius

Die Zweiteilung des Marsfeldes

Augustus und Agrippa führten das von Caesar und Pompeius auf dem Marsfeld

in die Bauten des Pompeius eingegliedert wurde, kann in einem solchen Zusammenhang nur die Bedeutung implizieren, dass sich das höchste Kollegium der Stadt dem neuen Herrscher unterordnete. Dieser Gedanke erinnert wieder einmal an politische Strukturen hellenistischer Monarchien.“

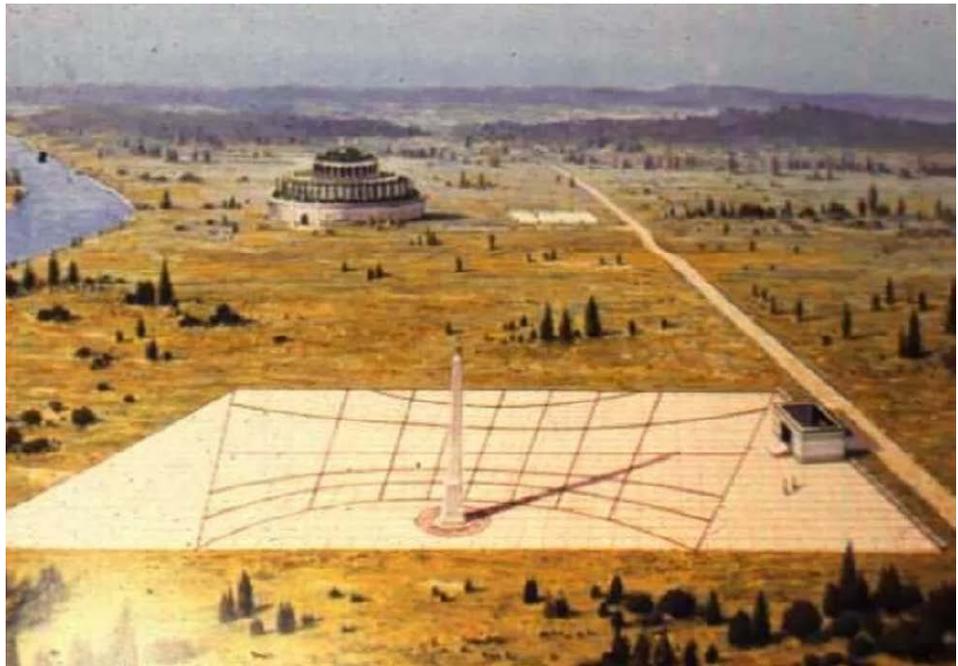


Abb. 4: Das Augustus-Ensemble des Campus Martius (Mausoleum, Horologium, Ara Pacis)

Begonnene auf ihre je eigene Weise fort. So kann man zwei Areale des Marsfeldes in augusteischer Zeit voneinander scheiden – ein dem Augustus vorbehaltenes und ein von Agrippa bebautes Terrain.

Das nördliche Marsfeld und die Bauten des Augustus

Im nördlichen Marsfeld ließ Octavian als Reaktion auf die Ankündigung des Antonius, sich in Alexandria bestatten zu lassen, das Mausoleum bauen; hinzu trat 10 v. Chr. das *Horologium Augusti* und ein Jahr später die *Ara Pacis*.⁶ (Abb. 4) Dieser Bereich kann als vielschichtiges Symbolkonglomerat angesprochen werden: Dem Mausoleum als Bestattungsort war in seiner Monumentalität und Nutzung als Grab der kaiserlichen Familie eine dynastische Aussage eingeschrieben, die durch weitere Mausoleen wie das des Hadrian ihre logische Fortsetzung fand. Durch die raffinierte Konzeption des Horologiums wurde mit der Aufstellung des Obelisken auf den Sieg über Ägypten, mit der auf ihm angebrachten Kugelspitze auf die Weltherrschaft unter Augustus angespielt, und mit der *Ara pacis* auf das neue goldene Zeitalter der *Pax Augusta* mit ihrem Wohlstand verwiesen – und das ausgerechnet auf dem Areal, das seit alters her dem Kriegsgott geweiht war. Die symbolische Deutung dieser baulichen Konstellation formuliert

6 Die Literatur dazu ist riesig – zur ersten Orientierung empfehlen sich die Beiträge von E. Buchner (*Horologium Augusti*, S. 240ff.), H. v. Hesberg (*Mausoleum Augusti*, S. 245ff.) und S. Settis (*Ara Pacis*, S. 400ff.) aus dem Katalog „Augustus und die verlorene Republik“.

Augustus selbst in seinem Tatenbericht im *Passus* über die *Ara Pacis: parta victoriae pax*.⁷ Auf militärischer Stärke basierte der Frieden. In einer glücklichen Formulierung bezeichnet Paul Zanker dieses Areal als „Apotheose-Landschaft“⁸, an dem die Divinisierung des toten Augustus in einem spektakulär choreographierten Verbrennungsritual vollzogen wurde. Wie durchdacht das intendierte Symbolgefüge war, erhellt aus der Tatsache, dass das Pantheon an der Stelle des Marsfeldes erbaut wurde, an der sich das Verschwinden und die Apotheose des Romulus zugetragen⁹ und überdies das Grab Caesars in der Nähe befunden haben soll – in diese Reihe zu Göttern gewordener Staatslenker wollte sich der Princeps gestellt wissen. Resümierend bezeichnet Freyberger diesen nördlichen Teil des Marsfeldes als „neues religiöse(s) Zentrum neben dem Kapitol“, das eine „Symbiose von aufgeklärtem Denken und religiöser Erlebnisfähigkeit“ dargestellt habe.¹⁰

Das südliche Marsfeld und die Bauten des Agrippa

In eine ganz andere Richtung weist Agrippas Bebauung des Marsfeldes. Es dürfte kein Zufall sein, dass der nach Tomi verbannte Ovid sich beim traurigen Zurückdenken an Rom v. a. an die Lustbarkeiten

7 RgdA 12f.

8 P. Zanker: Die Apotheose der römischen Kaiser.

Ritual und städtische Bühne, München 2004, S. 56

9 Liv. 1, 16 Apotheose des Romulus am palus Caprae, dem Ziegensumpf

10 B. Freyberger <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2005/rzanker.pdf>, S. 3



Abb. 5: Das Agrippa-Ensemble des Campus Martius (Pantheon, Basilica Neptuni, Thermen mit davorliegendem stagnum Agrippae)

des Campus Martius erinnert:

Nunc fora, nunc aedes, nunc marmore
 tecta theatra,
 nunc subit aequata porticus omnis
 humo,
 gramina nunc Campi pulchros spectan-
 tis in hortos
 stagnaque et euripi Virgineusque
 liquor.¹¹

„Bald begegnen die Foren (Forum Iulium, Romanum, Augusti), die Tempel, bald die mit Marmor verkleideten Theater (das des Pompeius, des Balbus und des Marcellus), bald die gesamte auf eingeebnetem Grund stehende Säulenhalle, bald die Grünflächen des Marsfeldes, die in die schönen Parkanlagen hineinschauen und die Teichanlagen, die Entwässerungskanäle und das Nass der Aqua Virgo.“

Große Parkanlagen mit See

Agrippa hatte weitflächige Parkanlagen anlegen lassen, die für die Öffentlichkeit frei zugänglich waren – bekannt als *nemus Agrippae* bzw. *horti Agrippae*. In ihnen befand sich ein großer See (*stagnum Agrippae*) mit einem Entwässerungskanal

11 Ovid, ex Pont. 1, 8, 35–38



Abb. 6: Doppelbildnis von Augustus mit Lorbeerkranz und Agrippa mit der corona navalis auf Münze



Abb. 7: Reste der Basilica Neptuni an der Rückseite des Pantheons mit typischen Seemotiven (Delphine, Dreizack, Muschel)

zum Tiber hin, dem sogenannten Euripus, ein überdimensionierter Stichkanal, wie er in den Gärten republikanischer Privatvillen wohlhabender Römer im bescheidenen Format gang und gäbe war.

Das Pantheon, die Basilica Neptuni und die Agrippathermen (Abb. 5)

Entlang eines langgestreckten Sees (*stagnum*) ließ Agrippa weitere Gebäude errichten: das Pantheon, die sogenannte *basilica Neptuni* und seine Badeanlagen (*thermae Agrippae*).

Das Pantheon wurde an der Palus Caprae, dem Ziegensumpf, erbaut, an der Stelle, wo der Stadtgründer Romulus verschwunden und in den Himmel aufgefahren sein soll. Livius beschreibt diese Apotheose im ersten Buch, das just in dem Jahr des Pantheonbaus (27 v. Chr.) veröffentlicht wurde, so dass den Zeitgenossen der Bezug zwischen mythenrächtigem Ort und Bauplatz durchaus geläufig gewesen sein dürfte. Agrippa wollte den Bau ursprünglich

als Augusteum bauen, was der Princeps aber letztlich ablehnte – zu dick aufgetragen erschien ihm wohl die direkte Konnotation des Baus mit seinem Namen und dem genius loci Romulus. Als Kompromisslösung wurde der vergöttlichte Caesar unter die Götterstatuen des nun Pantheon genannten Vielgöttertempels aufgenommen und in seiner Vorhalle gewissermaßen als Doppelspitze des Prinzipats die Standbilder des Augustus und Agrippa aufgestellt – ganz analog zu Münzprägungen, die beide einträchtig zusammen abbildeten.¹² (Abb. 6)

Daran schloss sich die 25 v. Chr. erbaute **Basilica Neptuni** an, bekannt auch als *στάια Ποσειδῶνος*¹³. (Abb. 7)

Der neue Poseidon war natürlich der Flottenadmiral Agrippa, aber auch Augustus konnte sich mitgehört fühlen: Auf einer Kamee von 30 v. Chr., also dem Jahr nach der Seeschlacht von Actium, war er als meeresbeherrschender Neptun mit Dreizack dargestellt worden.¹⁴

Agrippas Thermenanlage wurde von 25–19 v. Chr. erbaut und umfasste ein Schwitzbad (Laconicum), eine Palaestra und Gärten – zum allgemeinen Gebrauch für alle. Das war ja die bahnbrechende Idee des Agrippa: Bäderluxus und Kunstwerke sollten nicht mehr nur reichen Privatleuten vorbehalten und zugänglich sein, sondern dem gesamten römischen Volk zur Verfügung stehen. Berühmt ist sein bei Plinius d. Ä. überlieferter Ausspruch,

12 Münze mit Doppelbildnis unter http://www.vroma.org/images/mcmanus_images/aug_agrippa_croccoin.jpg

13 Cassius Dio 53, 27

14 Vgl. dazu M. Lobe: Neptunische Konnotationen der Augustusgestalt, in: *Forum Classicum* 2/2001, S. 106ff.



Abb. 8: Lysipps Statue des Apoxyomenos aus den Thermae Agrippae

wonach es besser sei, dass Kunstwerke in die Öffentlichkeit kämen anstelle in die uneinsehbaren Exile von Privatvillen verstoßen zu werden.¹⁵ Deshalb kaufte Agrippa Hunderte von Statuen an, mit denen er die Brunnenanlagen Roms schmückte – so erwies er sich als wohltätiger Spender und trug durch diese *publicatio artis* wesentlich zur Legitimierung der neuen Staatsform des Prinzipats bei, die er erst machte mit dem, was die Senatoren der Spätrepublik nur im Munde geführt, aber nie verwirklicht hatten: Partizipation am Wohlstand des Imperiums für das gesamte römische Volk, nicht nur die begüterten *happy few*. Getreu dieser Idee der *publicatio artis* stand vor der monumentalen Thermenanlage Lysipps Statue des Apoxyomenos, eines Athleten, der mit einer *strigilis* Schweiß und Schmutz vom Körper schabte.¹⁶ (Abb. 8).

Auch im Inneren der Thermen befanden sich zahlreiche Kunstwerke und Gemäl-

¹⁵ Plin., nat. hist. 35, 26: *exstat certe eius oratio magna et maximo civium digna de tabulis omnibus signisque publicandis, quod fieri satius fuisset quam in villarum exilia pelli. (...)*

¹⁶ Plin., nat. hist. 34, 62: *plurima ex omnibus signa fecit, ut diximus, fecundissimae artis, inter quae destringentem se, quem M. Agrippa ante thermas suas dicavit.*



Abb. 10: Terrakottalampe mit Delphinen als Rundenanzeiger im Circus Maximus (Antikensammlung, Staatliche Museen zu Berlin)

de.¹⁷ Wie sehr das Volk sich an diesen Luxus für alle gewöhnt hatte, zeigt eine Episode aus späterer Zeit: Tiberius ließ diese Statue des Apoxyomenos in seinen privaten Palast überführen; er hatte die kluge augusteische Idee der *publicatio artis* offenkundig nicht verstanden. Als das Volk sich darüber beschwerte, dass ihm dieses Standbild genommen wurde, lenkte Tiberius ein und ließ es wieder vor den Agrippathermen aufstellen.¹⁸

Gespeist wurde die Thermenanlage Agrippas vom gewaltigen, über das Marsfeld sich ziehenden Aquädukt der sogenannten **Aqua Virgo**, die Agrippa erbauen ließ. Das Areal des Trevi-Brunnens ist der monumentale Endpunkt der Aqua Virgo, die seit dem 16. Jh. bis heute unter dem Namen *Acqua Vergine* weitere Brunnen im nordwestlichen Rom speist. Die Legende der Namensgebung der Aqua Virgo ist die, dass dem von Actium zurückreisenden Agrippa, als er in den Sabiner Bergen nach Wasser suchte, eine Jungfrau erschienen sei und ihm einen Quell gezeigt habe.¹⁹

¹⁷ Plin., nat. hist. 35, 26: *in thermarum quoque calidissima parte marmoribus incluserat parvas tabellas, paulo ante, cum reficerentur, sublatis.*

¹⁸ Plin., nat. hist. 34, 62: *plurima ex omnibus signa fecit, ut diximus, fecundissimae artis, inter quae destringentem se, quem M. Agrippa ante Thermas suas dicavit, mire gratum Tiberio principi. non quivit temperare sibi in eo, quamquam imperiosus sui inter initia principatus, transtulitque in cubiculum alio signo substituto, cum quidem tanta populi Romani contumacia fuit, ut theatri clamoribus reponi apoxyomenon flagitaverit princepsque, quamquam adamatum, reposuerit.*

¹⁹ Frontin., 10, 1-4: *Virgo appellata est, quod quaerentibus aquam militibus puella virguncula venas quasdam monstravit, quas secuti qui foderant, ingen-tem aquae modum invenerunt. Aedicula fonti apposita hanc originem pictura ostendit.*

Noch heute kündigt ein Relief auf dem Trevi-Brunnen von dieser Episode. (Abb. 9, S. 42)

Die **Saepta Iulia** mit der **Porticus Argonautarum**

Die **Saepta Iulia** waren ein von Portiken umstandener großer Platz (310m x 120m), der in der Republik als Versammlungsort für die Tributkomitien diente. Von Caesar im Jahre 54 v. Chr. begonnen, wurden die Saepta nach Caesars Tod von Agrippa fertiggestellt und 26 v. Chr. zu Ehren des Augustus als **Saepta Iulia** eingeweiht. In der Kaiserzeit wurde das Gelände zur Erholung, als Markt für Bücher und Kunstwerke und zu Gladiatorenspokalen genutzt.²⁰ Innerhalb der Saepta befand sich die **Porticus Argonautarum**, so genannt entweder nach einer dort aufgestellten Statuengruppe oder einem Gemälde, das Jason mit den Argonauten zeigte.²¹

III. Fazit der Umgestaltung des **Campus Martius** durch Augustus und Agrippa

Agrippa hat auf dem **Campus Martius** einen riesigen Kanal, ein gewaltiges Schwimmbecken, die Thermen, einen Aquädukt, eine Halle für Neptun und eine Säulenhalle der seefahrenden Argonauten errichten lassen – und nicht zuletzt in Rom als *curator aquarum* hunderte Brunnen neugebaut oder restauriert. Diese auffällige Häufung von wassertechnischen

²⁰ Suet. Div. Aug. 43: *munera non in foro modo, nec in amphitheatro, sed et in Circo et in Saeptis, et aliquando nihil praeter venationem edidit*

²¹ Karte der Roma urbs, wo in der regio IX bzw. dem Planquadrat C5 Saepta wie Porticus Argonautarum zu finden sind: <http://www.gottwein.de/latine/map/rom01.jpg>



Abb. 11: Secutor (mit Fischhelm) und retiarius (aequoreus)

Anlagen sollte natürlich dazu dienen, das Andenken und den Ruhm des großen Flottenkommandanten der Seeschlachten bei Mylai, Naulochos und Actium auf ewige Zeit festzuschreiben – so wie seine Münzporträts mit der *corona navalis* diesen Aspekt des Seesiegers betonten und wie ihn auch Vergil in der Beschreibung der Schlacht von Actium zum bestimmenden Moment machte:

*Parte alia ventis et dis Agrippa secundis arduus agmen agens, cui, belli insigne superbum, tempora navali fulgent rostrata corona.*²²

„Auf der anderen Seite war zu sehen mit günstigen Winden und wohlgesonnenen Gottheiten Agrippa, hoch aufragend den Flottenverband anführend, dem, als stolzes Zeichen seiner Kriegsbefähigung, die Schläfen umzackt von der *corona navalis* blitzten.“

In den Bauten des Marsfeldes war auf monumentale Weise der Seesieger und neue Neptun Agrippa in Stein dokumentiert, was der große Flottenadmiral Jahre vorher nur zart hatte anklingen lassen, wenn er als Symbol seiner Seesiege sieben Delphine als Rundenanzeiger im Circus Maximus aufstellen ließ. (Abb. 10) Übrigens dürfte nach einer geistreichen Vermutung Junkelmanns der Gladiatortypus des *retiarius*, des Netzkämpfers als Fischer, *aequoreus* in dieser Zeit zum fortwährenden Symbol augusteischer Seesiege in die Arena gekommen sein.²³ (Abb. 11)

²² Vergil, Aen. 8, 683ff

²³ M. Junkelmann: Das Spiel mit dem Tod. So kämpften Roms Gladiatoren. Mainz, 2000, S. 125: „Dazu würde es passen, daß der *retiarius* wiederholt auch als *aequoreus* („Wassermann“) bezeichnet wird. (...) Rein hypothetisch könnte man annehmen, daß der *retiarius* erstmals bei Festlichkeiten in Erscheinung trat, die

Damit ist aber das Funktionengefüge des augusteischen Campus Martius noch nicht erschöpft:

Die auf ihm entstandenen Erholungs- und Unterhaltungsmöglichkeiten durch Balbus-, Marcellus- und Pompeiustheater sowie die Agrippa-Thermen machten das Gelände zu einem riesigen Freizeit- und Naherholungspark. Dazu trug wesentlich bei, dass das Marsfeld in eine für alle Bürger Roms frei zugängliche Parklandschaft transformiert worden war. Augustus hatte Spazierwege um das Mausoleum herum anlegen lassen, wo man der Würde des Bestattungsortes entsprechend in Ruhe flanieren konnte. Aus dem hektischen Gedränge der Stadt konnte man aber auch in die großzügigen Parkanlagen Agrippas mit ihren Teichen, Kanälen und Kunstwerken ausweichen. Die Üppigkeit der Vegetation inmitten der Metropole stellte den Bürgern Prosperität und Überfluss der Pax Augusta unmittelbar vor Augen, und das satte Grün bewies mitten auf dem kriegerischen Marsfeld, wozu das goldene Zeitalter unter Augustus in der Lage war – behagliche Ruhe und friedliche Idylle für die Einwohner des Imperium Romanum bereitzustellen. ■

mit maritimen Ereignissen zusammenhängen, wofür in augusteischer Zeit etwa Siegesfeiern zu den Schlachten von Naulochos (36 v. Chr.) und Actium (31 v. Chr.) in Frage kämen.“



Abb. 9: Relief mit der namensgebenden virgo (Aqua Virgo) auf dem Trevi-Brunnen

Die Genese der Gladiatorenspiele bis in die Zeit Julius Caesars

Christoph Ebner

Das Phänomen der Gladiatorenspiele sollte über Jahrhunderte die römische Gesellschaft, die Politik und nicht zuletzt auch das Recht prägen. Würden sie mit markigen Worten beworben, kamen die Menschen oft von weit her zusammen, um sich den in ein ausgefeiltes Unterhaltungsprogramm eingebetteten Kämpfen mit Faszination hinzugeben. Sie zogen also Arm und Reich gleichermaßen in ihren Bann und inspirierten selbst nach ihrem Ende zu Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. weiterhin die Schaffenskraft von Dichtern und Künstlern.

Wie bzw. über welche Umwege die Gladiatorenspiele nach Rom gekommen waren, lässt sich nur indirekt erschließen. Dass jedoch diese ursprünglich im Rahmen von Begräbnisfeierlichkeiten abgehaltenen Fechtkämpfe nicht von den Römern selbst „erfunden“ worden waren, war bereits in der Antike Gegenstand literarischer Diskussionen. Der populärsten Ansicht zufolge sollen es vielmehr die Etrusker gewesen sein, über deren Vermittlung die Römer schließlich mit den *munera* in Kontakt getreten waren.

Für die Beschreibung von Funktion und Organisation der Fechtspiele der frühen Republik muss man schließlich auf die Überlieferung einer späteren Epoche vertrauen. Es war nämlich der christliche Apologet Tertullian, der diesen Aspekt der römischen Geschichte an der Wende zum 3. Jahrhundert n. Chr. beleuchtete. In seiner katechetischen Schrift *de spectaculis* führt er unter anderem aus, dass die



Pollice Verso, Jean-Léon Gérôme, 1872 (Phoenix Art Museum)

Römer der Frühzeit mit diesen Kämpfen, den *munera*, ihren verstorbenen Verwandten einen pflichtgemäßen Dienst erweisen wollten. Als Protagonisten hätten zuerst *captivi vel mali status servi*, also Kriegsgefangene und Sklaven von schlechter körperlicher Verfassung, Verwendung gefunden.

**Tert. spect. 12, 2
nam olim, quoniam animas defunctorum humano sanguine propitiari creditum erat, captivos vel mali status servos mercati in exequiis immolabant.**

Denn einst opferten sie, weil man überzeugt war, die Seelen der Toten würden durch menschliches Blut versöhnt, bei Begräbnissen Kriegsgefangene oder Sklaven von schlechter körperlicher Gestalt, die sie dafür gekauft hatten.

Der Praxis des hier angedeuteten An- bzw. Verkaufes von für die körperliche Arbeit untauglichen Sklaven erscheint mit Blick auf die landwirtschaftliche Prägung der frührepublikanischen Gesellschaft erklärbar. So empfiehlt etwa auch noch Cato in seinem Werk *de agricultura* (2, 4–7), *servum senem, servum morbosum*, also alte bzw. kranke Sklaven zu verkaufen, um diese „unnützen“ Sklaven nicht auch noch durchfüttern zu müssen. In Ermangelung von Sklavenschutzgesetzen waren die Sklaven in der frühen Republik ihren Herren auch vollends ausgeliefert. Dazu traten Kriegsgefangene, die wohl mehr Unterhaltung versprachen und gleichzeitig ein potentiell aufrührerisches Element unter den Sklaven darstellten, das man auf diese Weise ebenfalls „sinnvoll“ nutzen konnte.

Diese frühen „Kämpfe“ waren demnach ein Blutbad, brutal und ohne Kampfkunst. Im Laufe der Zeit gelang es den Römern allerdings, diesen *munera* eine beinahe künstlerische Form zu verpassen, denn sie bildeten die Fechter immer besser im Gebrauch der verfügbaren Waffen aus.



Gladiatorengraffiti aus Pompeji mit Siegesstatistiken (CIL IV 10237) Lateinischer Text (ergänzt): Hilarus Ner(onianus) (pugna- rum) XIV, c(oronarum) XII, v(icit). Creunus (pugnarum) VII, c(oronarum) V, m(issus). Pri(n)ceps Ner(onianus) (pugnarum) XII, c(oronarum) X(II)?

Jedenfalls sei aus dem ursprünglichen „Abschlachten“ dadurch ein (wohl beinahe als stilvoll zu bezeichnender) Kampf auf Leben und Tod geworden.

Tert. spect. 12, 3
postea placuit impietatem voluptate adumbrare. itaque quos paraverant, armis quibus tunc et qualiter poterant eruditos, tantum ut occidi discerent, mox edicto die inferiarum apud tumulos erogabant. ita mortem homicidii consolabantur.

Später fand man Gefallen daran, diese Ruchlosigkeit durch die Aufwertung zum Vergnügen zu verschleiern. Daher opferten sie die Männer, die sie sich verschafft und die sie in der Handhabung der damals verfügbaren Waffen möglichst gut ausgebildet hatten – allein zu dem Zweck, damit sie lernten, getötet zu werden –, am alsbald festgesetzten Tag der Totenopfer bei den Grabhügeln. So trösteten sie sich mit Morden über den Tod hinweg.

Valerius Maximus beschreibt schließlich die vorgeblich ersten *munera* in Rom. Sie sollen im Jahr 264 v. Chr. stattgefunden haben:

Val. Max. 2, 4, 7:
Nam gladiatorium munus primum Romae datum est in foro boario App. Claudio Q. Fulvio consulibus. Dederunt Marcus et Decimus filii Bruti Perae funebri memoria patris cineres honorando.

„In Rom wurde das erste Gladiatorenspiel im Jahr des Konsulats von Appius Claudius und Quintus Fulvius auf dem Rindermarkt gegeben. Marcus und Decimus, die Söhne von Brutus Pera, gaben Leichenspiele, um das Andenken ihres Vaters zu ehren.“

Beide Autoren bestätigen die zeitliche und örtliche Verbindung der Kämpfe mit Begräbnissen. In Anlehnung daran wurden die Kämpfer, die hier in Aktion traten, auch *bustuarii* genannt. Valerius Maximus bezeugt allerdings, dass sie bald weg von den Leichenzügen und zwar dorthin verlegt wurden, wo sie von einer möglichst großen Menschenmenge verfolgt werden konnten – zumeist wohl auf freie Plätze innerhalb der Stadt, wie im geschilderten Fall auf den Rindermarkt. Damit zeigt sich auch eine gewisse Bedeutungsänderung: Sie wurden zu einer Möglichkeit (und dann sogar zu einer gesellschaftlichen Verpflichtung), um Wohlstand, Macht



Amphitheater in Capua

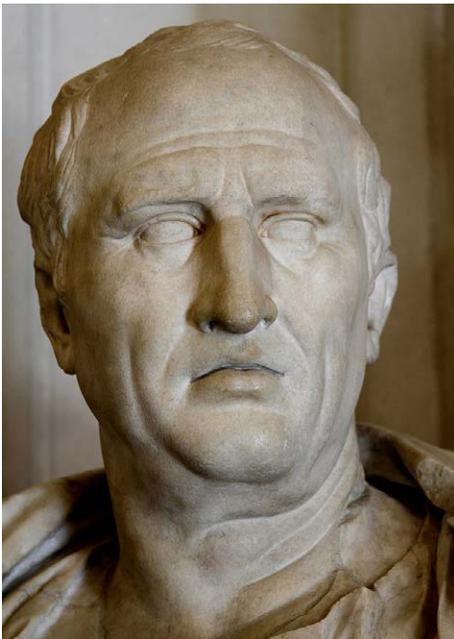
und Verdienste des Verstorbenen dem Volk noch einmal vor Augen zu führen und dadurch entsprechend zu würdigen. Damit erwuchs aber gleichzeitig das Streben, mehr zu bieten als die Nachbarn und Standesgenossen. Diese waren schließlich Konkurrenten im Wettkampf um den Ehrenvorrang. Damit war es aber nicht mehr opportun, unbrauchbare Sklaven und ein einfaches Schlachten zu zeigen, sondern bessere Kämpfer, die es verstanden, ihre Waffen zu führen und damit letztendlich das Publikum auch zu unterhalten. Entsprechend dem Opfercharakter war aber der Tod eines der Kombattanten wohl

immer noch Ziel des Kampfes. Mit diesen neuen Anforderungen folgte ein vermehrter Einsatz von Kapital, wodurch wiederum die Grundlagen für eine antike Unterhaltungsindustrie geschaffen wurden: Neben den *ludi gladiatorii* – den Gladiatorenschulen als Ausbildungszentren der Fechter – auch eine Clique von Spezialisten, den *lanistae*, welche die Ausbildung der Kämpfer übernehmen sollten und diese dann vermieteten bzw. verkauften (ein Rechtsproblem, das der Jurist Gaius im 2. Jahrhundert n. Chr. in seinem Anfängerbuch noch extensiv behandeln sollte). Ermöglicht wurden dieser Wandel und das



Tod des Spartacus. Zeichnung von Hermann Vogel.

Tod des Spartacus



Marcus Tullius Cicero

damit in Verbindung stehende Wachstum aber erst durch den unablässigen Strom an Sklaven, der sich aufgrund der siegreichen Eroberungskriege nach Italien ergoss, bis sich die Hybris der Römer im Spartacus-Aufstand schließlich gegen sie wenden sollte. Die Schilderungen dieser Sklavenrevolte bezeugen nicht nur die Rolle von Capua als Ausbildungsstätte, sondern auch das schiere Volumen an Gladiatoren, somit also den Umfang und die Popularität der Spiele in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. Gleichzeitig bedeutete er ein tiefes Trauma für die römische Sklavenhaltergesellschaft.

Als der Zustrom an Kriegsgefangenen in die *ludi* zu versiegen begann, setzte ein Rekrutierungsprogramm ein und neben Sklaven fanden sich bald Freigelassene und sogar Freie in den Arenen, wo sie sich mittels eines speziellen Eides, dem *auctoramentum*, ähnlich einem Sklaven dem *lanista* auf Gedeih und Verderb auslieferten. Sie verzichteten damit für Ruhm und Geld auf ihre Rechte als Bürger und wurden dadurch infam.

Die Professionalisierung und das steigende Angebot erleichterten es den Adeligen, immer umfangreichere und pompösere Kämpfe zu geben, die aber nicht mehr allein der Würdigung der Taten der Verstorbenen dienen sollten, sondern zunehmend etwa als Werbung für die Söhne, die zumeist ebenfalls eine politische Karriere anstrebten. Dementsprechend wurden die Fechtspiele auch immer häufiger in zeitlicher Nähe zu Wahlen veranstaltet. Wer die meisten Stimmen auf sich vereinigen wollte, musste sich diese nämlich erst

einmal verdienen, wobei das Erfordernis der Stimmenmehrheit vor allem unter dem Aspekt betrachtet werden muss, dass die überkommenen Klientelverhältnisse längst nicht mehr ausreichten, um den Ein- und Aufstieg in der römischen Ämterlaufbahn, dem *cursus honorum*, zu gewährleisten. Zum Teil konnten sich die Bewerber natürlich durch ihre bisherige Pflichterfüllung bewähren, einen noch größeren Teil ihrer Beliebtheit begründeten sie aber durch Geschenke an das Volk. Wenig überraschend wandten sich im Laufe der Zeit daher auch immer mehr Gesetze gegen den Ämterkauf (*ambitus*). Zusätzlich regten sich im Senat zahlreiche Stimmen, die monierten, dass die zunehmend ruinösen Kosten ebenfalls ein gewaltiges Problem darstellen würden. Martial ließ diesen Eindruck in seine Epigramme einfließen:

Mart. ep. 10, 41:

**Mense novo Iani veterem, Procu-
leia, maritum**

**deseris atque iubes res sibi ha-
bere suas.**

**quid, rogo, quid factum est? subiti
quae causa doloris?**

**Nil mihi respondes? Dicam ego:
praetor erat.**

**Constatura fuit Megalensis purpu-
ra centum**

**Milibus, ut nimium munera
parca dares,**

**Et populare sacrum bis milia dena
tulisset.**

**Discidium non est hoc, Procu-
leia: lucrum est.**

Mit dem Beginn des Janusmonates, Procu-
leia, verlässt du deinen alten Ge-
mahl, sagst ihm, er bleibe für sich.

Was ist denn geschehen? Was ist der
Grund des plötzlichen Kummers? Du
sagst es nicht? Dann werd ich es sagen.
Er war Praetor.

Dass er den Purpur trägt, hätte dich
100.000 gekostet bei den megalensi-
schen Spielen, wären sie auch noch so
bescheiden, und die Feier des Volkes
hätte 20.000 erfordert.
Procu-
leia, das ist keine Scheidung, das
ist ein Geschäft!

Was auf den ersten Blick spöttisch wirkt,
war ein ernstzunehmendes rechtliches
Problem: Die Frau sah ihre Chance auf
ihre Mitgift gefährdet, da sie wohl zurecht
vermutete, dass ihr Ehemann durch die
Kosten für eine erfolgreiche politische
Karriere in den finanziellen Ruin getrieben
werden würde. Schließlich galt das Prin-

zip: Je pompöser die Spiele, desto größer
die Aussicht des Wahlwerbers, dem Volk
in Erinnerung zu bleiben. Sie ließ sich also
noch „rechtzeitig“ scheiden, um von ihrem
Mann die Mitgift ausgezahlt zu bekom-
men.

Es war nun aber nur mehr eine Frage der
Zeit, bis neben den direkten Geschenken
an das Volk auch die Gladiatorenspele als
Umgehung dieses Verbotes in den Fokus
des juristischen Kampfes gegen *ambitus*
rückten. Gerade Cicero ging während sei-
nes Konsulates entschieden dagegen vor
– seine Motivation war wohl die steile Kar-
riere Julius Caesars, die ihm ein Dorn im
Auge war. Cicero selbst hatte es als *homo
novus*, als Emporkömmling aus einer
Kleinstadt, durch harte Arbeit und sein Ta-
lent entgegen aller Wahrscheinlichkeiten
im Jahr 63 v. Chr. zum Konsulat gebracht.
Caesar dagegen führte ihm vor Augen, wie
der geschickte Einsatz von geborgtem Geld
viel schneller (und wohl auch sicherer)
zum selben Ziel führen konnte. Dessen
Name stand nämlich wie kein anderer für
den extensiven Einsatz der Unterhaltungs-
industrie zur Förderung der eigenen politi-
schen Karriere.

Er war dabei zwar keineswegs der Ers-
te – Aemilius Paullus soll bereits bemerkt
haben, dass ein guter Strategie auch die ge-
schickte Anordnung von Spielen und Gast-
mählern in seine Pläne mit einbeziehen
müsse –, allerdings attestierten ihm bereits
seine Zeitgenossen, dass es ihm gelungen
wäre, die aus seinen Spielen resultierende
Popularität in beispiellosem, exorbitantem
wie auch durchdachtem Maße zu nutzen.

Dabei zählte Caesars Familie nicht un-
bedingt zur finanziellen Elite Roms. So
hatte er laut Plutarch bald 1.300 Talente
an Schulden angehäuft, und nur weite-
re Darlehen sowie die Gelder, die er von
Freunden oder Gönnern wie dem Ban-
kier Balbus oder dem reichen „Miethai“
Crassus erhielt, sollten es ihm ermögli-
chen, im Jahr 65 v. Chr. den Aufgaben der
Ädilität nachkommen zu können. Hier
fand Caesar schließlich auch die von ihm
so gesuchte Bühne: Zuerst veranstaltete
er gemeinsam mit seinem Amtskollegen
Marcus Bibulus die öffentlichen Spiele, bis
er mit einem genialen Schachzug seinen
Konkurrenten ausstechen konnte: Er gab
nämlich die wahrscheinlich eindrucksvol-
lsten *munera* seiner Generation. Das
führte schließlich dazu, dass er auch den
überwiegenden Ruhm für die Spiele, deren
Kosten er mit seinem Kollegen Marcus
Bibulus geteilt hatte, einstreifen konnte.
Wie Caesar dabei alle zweifellos bereits
bestehenden Beschränkungen umgehen

konnte, zeigt die Widmung dieser *munera* an seinen verstorbenen Vater. Er stellte sie also unter den Schutzschirm der Religion. Cicero reagierte nun, indem er ein Gesetz initiierte, das genau dieses Schlupfloch für die Zukunft schließen sollte:

Cic. Vatin. 15, 37
**Cum mea lex dilucide vetet bien-
 nio quo quis petat petiturusve sit
 gladiatores dare nisi ex testamen-
 to praestituta die.**

„Wie mein Gesetz vorschreibt, soll niemand während der beiden Jahre, in denen er sich um ein Amt bewirbt oder zu bewerben beabsichtigt, Gladiatorenkämpfe veranstalten, außer aufgrund eines Testaments an einem (dort) festgesetzten Tag.“

Bereits vor der anstehenden Wahl musste also ein Termin festgeschrieben sein. Der pflichtgemäße Dienst an den Verstorbenen sollte damit zwar nicht verhindert, die Umgehung und Ausnutzung zu Zwecken der Wahlwerbung dagegen aber entscheidend erschwert werden.

Plutarch und Sueton berichten schließlich über die Gladiatorenspiele, die Caesar gab, wobei zumindest in der Planungsphase sogar vorgesehen gewesen war, dass 320 Kämpferpaare auftreten sollten. Der Senat war jedoch schnell entschlossen, diesen Plänen einen Riegel vorzuschieben. Man beeilte sich daher, mittels Beschluss eine Höchstgrenze für Kämpferpaare bei Fechtkämpfen vorzuschreiben.

Suet. Iul. 10, 2
Adiecit insuper Caesar etiam gladiatorium munus, sed aliquanto paucioribus quam destinaverat paribus; nam cum multiplici undique familia comparata inimicos exterruisset, cautum est de numero gladiatorum, quo ne maiorem cuiquam habere Romae liceret.

„Obendrein veranstaltete Caesar noch ein Gladiatorenspiel, jedoch mit deutlich weniger Fechterpaaren, als er festgelegt hatte. Denn da er mit seiner von überall her gekauften Truppe seine Feinde eingeschüchtert hatte, wurden hinsichtlich der Anzahl der Gladiatoren Vorsichtsmaßnahmen getroffen, dass es niemandem in Rom erlaubt sei, über ein gewisses Maß hinaus Gladiatoren anzubieten.“

Als Begründung gab Sueton an, dass diese Masse an ausgebildeten Kämpfern Caesars Feinde eingeschüchtert hätte. Gladiatoren dienten nach dem Ende ihrer aktiven Karriere vielfach in den privaten „Sicherheitsdiensten“ von Senatoren und waren demgemäß auch in Tumulte, vor allem auf den Straßen, verwickelt. Da aber in Rom selbst keine bewaffneten Soldaten stationiert werden durften, wäre eine Anzahl von über 600 bewaffneten und gut ausgebildeten Söldnern eine Armee gewesen, welche die Befürchtungen seiner Gegner schürte, Caesar würde sie nützen können, um einen Staatsstreich zu unternehmen oder zumindest aktiv und brutal gegen seine Gegenspieler vorgehen. Das Ergebnis war

jedenfalls eine quantitative Beschränkung von Gladiatorenspielen in der Hauptstadt.

Caesars Verbindung zu den *munera* riss auch nicht ab, als er Konsul geworden war und als er sich über lange Jahre in Gallien aufhielt. Im Gegenteil gaben ihm die dabei erlangten Reichtümer und die zahlreichen Kriegsgefangenen sogar die Mittel zur Errichtung eigener Gladiatorenschulen. Die Ausrichtung von Spielen in Rom übernahmen in dieser Zeit Mittelsmänner.

Als Caesar schließlich einem Attentat im Senat zum Opfer gefallen war, sollte Octavian nicht nur seine Reichtümer erben, sondern auch die Klienten Caesars und natürlich die Elemente der Unterhaltungsindustrie, die er nun für seine Zwecke einsetzen konnte. Als er nach dem für ihn siegreichen Ende des Bürgerkrieges gegen Marcus Antonius als *princeps* selbst an den Schalthebeln der Macht saß, machte er sich an eine Monopolisierung der Gladiatorenspiele zumindest in der Stadt Rom selbst, um einen ähnlichen Karriereweg für andere hintanzuhalten und damit missliebige Konkurrenten gar nicht erst zu einer Gefahr werden zu lassen. Diese Erkenntnis gehörte rückblickend vielleicht mit zum wichtigsten Erbe, das ihm Caesar hinterlassen hatte. ■



© 2011 M. Klein | 7reasons

Gladiatorenschule in Carnuntum vor dem zivilen Amphitheater der Stadt

Abbildungsverzeichnis

Ledermann:

S. 3 o.: privat Ledermann
 S. 4: privat Ledermann
 S. 5/6: privat Ledermann
 S. 7/8: privat Ledermann

Gottwald:

S. 10 o.: privat Gottwald
 S. 10 u.l.: privat Gottwald
 S. 10 u.m.: privat Gottwald
 S. 10 u.r.: privat Gottwald
 S. 11 o.: privat Gottwald
 S. 11 u.l.: privat Gottwald
 S. 11 u.m.: privat Gottwald
 S. 11 u.r.: privat Gottwald
 S. 12 o.l.: privat Gottwald
 S. 12 o.r.: privat Gottwald
 S. 12 u.l.: privat Gottwald
 S. 12 o.r.: privat Gottwald
 S. 13 m.l.: privat Gottwald
 S. 13 m.r.: privat Gottwald
 S. 13 u.l.: privat Gottwald
 S. 13 u.r.: privat Gottwald

Söllradl:

S. 14: Tobias Steinmaurer
 S. 16: Söllradl
 S. 17: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Velazquez-las_hilanderas.jpg

Laes:

S. 19: <https://eduscol.education.fr/document/12640/download>

Dragnev:

S. 22 r.: privat Dragnev
 S. 22 l.: privat Dragnev
 S. 23: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1st_English_Secondary_School_in_Sofia.jpg#/media/File:1st_English_Secondary_School_in_Sofia.jpg

Sichrovsky:

S. 26: Oskar Stocker
 S. 27: Oskar Stocker
 S. 30: Oskar Stocker
 S. 31 o.: StudienVerlag
 S. 31 u.: Ian Eh

Giebel:

S. 32 o.m.: https://de.wikibrief.org/wiki/Pliny_the_Younger
 S. 32 o.r.: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Como_-_Dome_-_Facade_-_Plinius_the_Elder.jpg
 S. 32 u.: https://de.wikipedia.org/wiki/Pont_du_Gard#/media/Datei:Pont_du_Gard_BLS.jpg
 S. 33 o.r.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vespasian_-_Vatikanische_Museen.jpg
 S. 33 o.l.: https://en.wikipedia.org/wiki/Miseno#/media/File:Mt_Vesuvius_79_AD_eruption.svg
 S. 33 u.: https://es.m.wikipedia.org/wiki/Archivo:Sestertius_-_Vespasiano_-_Iudaea_Captaric_0424.jpg
 S. 34 r.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Head_Titus_Glyptothek_Munich_338.jpg
 S. 34 l.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Plinio_naturalis_historia_libri_I-XVI_europa_sett.le_1200-15_ca._pluteo_82.1_o2.JPG
 S. 35: https://de.wikipedia.org/wiki/Plinius_der_%C3%84ltere#/media/Datei:Pliny_the_Elder,_Natural_History,_Florence,_Plut._82.4.jpg
 S. 37 o.: https://www.reclam.de/detail/978-3-15-019306-8/Giebel_Marion/Vade_mecum
 S. 37 u.: https://www.reclam.de/detail/978-3-15-014252-3/Gaius_Plinius_Secundus/Uber_Baeume

Lobe:

S. 38: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/16/Theatre_of_Pompey_3D_cut_out.png
 S. 39 o.l.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/00/Alejandro_Magno%2C_Alexander_The_Great_Bust_Alexander_BM_1857_%28cropped%29.jpg
 S. 39 o.r.: http://4.bp.blogspot.com/-TEnu3LPYP34/VgZHX4_PmOI/AAAAAAAAAxc/KqNe7gVm4z4/s1600/horologium_augusti.jpg
 S. 39 l.m.: <http://classicalchopped.artinterp.org/omeka/files/original/0ae69bcb966c875cd5b5606293eb7f3b.png>
 S. 40 o.l.: http://4.bp.blogspot.com/-TEnu3LPYP34/VgZHX4_PmOI/AAAAAAAAAxc/KqNe7gVm4z4/s1600/horologium_augusti.jpg
 S. 40 o.r.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/of/Pantheon_Rome_detail_%281%29.jpg
 S. 40 u.: <https://www.timetravelrome.com/wp-content/uploads/2019/11/10800439-768x358.jpg>
 S. 41 l.: <http://ancientrome.ru/art/artworken/img.htm?id=2104>
 S. 41 r.: https://www.researchgate.net/figure/Lamps-representing-chariot-races-with-circus-architecture-A-A-charioteer-drives-his_fig12_326798848
 S. 42 o.: https://i2.wp.com/www.sempre-vita.com/wp-content/uploads/2012/07/Gladiatoren_-_Kaempfer_der_Arena_f.jpg
 S. 42 u.: <https://de.dreamstime.com/stockfoto-dierstjungfrau-agrippa-den-fr%C3%BChling-trevi-brunnen-rom-zeigt-image99435198>

Ebner:

S. 43 o.: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Jean-Leon_Gerome_Pollice_Verso.jpg
 S. 43 u.: [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Grafitto_mit_Dipinti_aus_Pompeji_\(CIL_IV_10237\).jpg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Grafitto_mit_Dipinti_aus_Pompeji_(CIL_IV_10237).jpg)
 S. 44 o.: Privat
 S. 44 u.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Tod_des_Spartacus_by_Hermann_Vogel.jpg
 S. 45: Privat
 S. 46: 7reasons / M. Klein

Kreuz:

S. 49: <https://www.linzwiki.at/w/images/9/91/Altes-Rathaus.jpg>
 S. 53 o.l.: privat Kreuz
 S. 53 o.r.: privat Kreuz
 S. 53 m.: privat Kreuz
 S. 56: Kurt Hoerbst

Glatz & Knabl:

S. 57.: siehe Bildbeschriftung
 S. 62: Verlag Galiani Berlin
 S. 63: Verlag Galiani Berlin
 S. 64: Verlag Galiani Berlin
 S. 65: Verlag Galiani Berlin

Bauer-Zetzmann:

S. 69: siehe Bildbeschriftung
 S. 70 o.: siehe Bildbeschriftung
 S. 70 u.: siehe Bildbeschriftung
 S. 71: siehe Bildbeschriftung
 S. 72 o.l.: siehe Bildbeschriftung
 S. 72 o.r.: siehe Bildbeschriftung
 S. 72 u.: siehe Bildbeschriftung
 S. 73 l.: siehe Bildbeschriftung
 S. 73 r.: siehe Bildbeschriftung

Schön:

S. 74 o.: privat Schön
 S. 74 u.: <https://inhabitat.com/urban-farming-utopia-in-india-produces-more-energy-than-it-uses/>
 S. 75: siehe Bildbeschriftung
 S. 77: https://de.wikipedia.org/wiki/Martin_Waldsee

müller#/media/Datei:Waldseemuller_map_2.jpg

S. 79: siehe Bildbeschriftung
 S. 80: siehe Bildbeschriftung
 S. 81 o.: siehe Bildbeschriftung
 S. 81 u.: privat Glatz

Taxler:

S. 83: siehe Bildbeschriftung
 S. 84: siehe Bildbeschriftung
 S. 85: siehe Bildbeschriftung
 S. 86 l.: siehe Bildbeschriftung
 S. 86 r.: siehe Bildbeschriftung
 S. 86 u.: siehe Bildbeschriftung
 S. 87 o.: siehe Bildbeschriftung
 S. 87 u.: siehe Bildbeschriftung

Schlager:

S. 88: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 89: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 90 o.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 90 u.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 91 l.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 91 r.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 92 o.l.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 92 o.r.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 92 m.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 92 u.l.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 92 u.r.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 o.l.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 o.m.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 o.r.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 m.l.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 m.m.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 m.r.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 u.l.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 u.m.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten
 S. 93 u.r.: Schlager/Diözesanarchiv St. Pölten

Steiner:

S. 94 o.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/1b/Monte_Alban_-_Trepanierter_Schädel_2.jpg
 S. 95 l.: <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/95/Imhotep-Louvre.JPG>
 S. 95 r.: <https://www.mindfuckbox.com/ein-viertklausler-ueber-das-gehirn/>
 S. 96: <https://d6scj24zvfbo.cloudfront.net/6dbb45231ce929a197f85fb795d30b97/20000050-01baf02b51/700/Pomp%C3%A9-2.jpg?ph=60ad6eofta>
 S. 97: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Widmungsbild_Juliana_Anikia_\(Wiener_Dioskurides\).jpg#/media/Datei:Widmungsbild_Juliana_Anikia_\(Wiener_Dioskurides\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Widmungsbild_Juliana_Anikia_(Wiener_Dioskurides).jpg#/media/Datei:Widmungsbild_Juliana_Anikia_(Wiener_Dioskurides).jpg)

Stockenreitner:

S. 98 o.: privat Stockenreitner
 S. 98 u.m.: privat Stockenreitner
 S. 98 u.r.: privat Stockenreitner
 S. 99 o.l.: privat Stockenreitner
 S. 99 o.r.: privat Stockenreitner
 S. 99 m.: privat Stockenreitner
 S. 99 u.l.: privat Stockenreitner
 S. 99 u.r.: privat Stockenreitner

König:

S. 100: Königshausen & Neumann Verlag

Freinbichler:

S. 101: Druck Hofer Verlag

Bücher, Medien, Links:

S. 104 l.: wbg Philipp von Zabern
 S. 104 r.: Dudenverlag Berlin
 S. 105: wbg Theiss

Linz 1552

Bilder einer Stadt in Versen

Gottfried Kreuz

Städterankings sind in: Welche Stadt hat den höchsten Lebensstandard? Was sind die Top-10-Destinationen für kulturell Interessierte? Was macht Wien zur zweitsau-bersten Großstadt der Welt? Das Internet beantwortet solche Fragen ebenso rasch, wie es einladende Bilder zu jeder gesuchten Stadt anbietet und auch gleich diskret die Startseite der örtlichen Fremdenverkehrsreklame und passende Hotelangebote parathält.

Ganz neu ist das nicht. Die Vorzüge (tatsächliche und unterstellte) einer Stadt zu preisen, ist eine naheliegende Sprechweise, sobald eine Gesellschaft Städte hat und als Kristallisationspunkte zumindest bestimmter Seiten der eigenen Kultur, der eigenen Identität sieht. Kein Wunder, dass seit der antiken Poliskultur Texte, die in irgendeiner Weise um einzelne Städte kreisen, in reicher Fülle produziert wurden und werden: Vom Πανηγυρικὸς λόγος des Isokrates über Pindars Epinikien, Prunkreden des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit oder den *Ordo nobilium urbium* des Ausonius bis zu den ganz unterschiedlichen Deutungen der Stadt Rom bei Rutilius Namatianus, Ammianus Marcellinus und Hildebert von Lavardin reicht der Bogen, unterbrochen nur in Zeiten, die mit städtischer Kultur weniger anzufangen wussten wie das frühere Mittelalter. Das wiedererwachende Selbstbewusstsein der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städte konnte dann, getragen vom Humanismus und seinem vermeintlich direkten Bezug auf die Antike, an deren Städtepanegyrik weiterschreiben und -dichten, und noch bevor Europa im späten 16. Jh. allmählich durch das Medium des Atlanten kartographisch erschlossen wurde, war die literarische Erschließung des Kontinents schon so weit fortgeschritten, dass jede nur irgendwie bedeutende Stadt (und noch einige darüber hinaus) mindestens eine prosaische oder poetische Würdigung aus humanistischer Feder erfahren hatte.

Freilich: So, wie die graphischen Kürzel für Städte auf einer Landkarte einander gleichen, unterlagen auch ihre textlichen Repräsentanten gewissen Schematismen. Wer sich beispielsweise in der Poetik des Julius Caesar Scaliger (1484–1558) darüber informieren wollte, wie beim Lob einer Stadt vorzugehen sei, fand dort im dritten Buch, Kapitel 121, folgende Anleitung: Um eine urbs zu beschreiben, gehe man nach

dem Grundrezept für einen locus (Kapitel 120) vor, ergänze aber folgendes: eine Stadt ist nicht einfach *laudabilis*, sondern *admirabilis*; ihre Lage jedenfalls einzigartig; Besonderheiten vergleiche man mit Entsprechungen in Rom, aber nicht in irgendwelchen kleineren Ortschaften; antike Monumente führe man an; Nachbarn der Stadt mache man schlecht, allfällige Grönderheroen und berühmte Fürsten preise man; für gelehrte Leser kann ein wenig Antonomasie zum Stadtnamen nicht schaden (*Nominum vero mutationes raro ad laudem, saepius ad delectandum pertinent auditorem. Pascitur enim animus occulta eruditione, ac tandiu attentus est, quandiu discit.*), und unverzichtbar sind, sofern vorhanden, die *studia, facta und opera* der Bürger: *templa, aedes, muri, porticus, pontes, gymnasia, thermae, theatra, viae, aquaeductus, turrets, arces, statuae*; schließlich bespreche man die Regierungsform, an die sich auch treffliche staatsphilosophische Erwägungen anknüpfen lassen.¹ Scaliger ging hier nicht präskriptiv vor, sondern orientierte sich vielmehr an dem, das er in zahllosen Städtelobtexten der vorangegangenen Jahrzehnte finden konnte und das sich offenbar bewährt hatte. Wozu er keine Angaben macht, ist, in welcher Reihenfolge man die Programmpunkte in solch einem Text abhandeln sollte – wenn man davon absieht, dass das erwähnte Kapitel selbst von der geographischen Lage der Stadt über ihre Geschichte und ihre Baulichkeiten hin zu den Bewohnern fortschreitet, also von Allgemeinen zum Speziellen und vom Unbelebten zum Belebten. Das ist eine gängige Reihung, aber sie erklärt nicht, wie man z. B. die Baulichkeiten der Stadt, die meist den umfangreichsten Abschnitt einer Stadtbeschreibung ausmachen, ordnen und damit den Stadtraum im Text entwerfen soll. Hier bleibt einiger Spielraum.

Nicht jeder verstand ihn zu nutzen. Helius Eobanus Hessus (1488–1540), eines der Genies unter den deutschen Dichtern des Humanismus, schuf mit der *Nori(m)berga illustrata* (1532) einen bis heute vielzitierten, mustergültigen Vertreter des *Encomion urbis*. Wer allerdings den Fehler beginge, diesen Text als Führer durch Nürnberg zu gebrauchen, würde entweder heilloser Herumblättern im Buch oder heilloser

Herumirren in der Stadt riskieren, denn Hessus ordnete seine textimmanenten Gebäude nach poetischen, nicht nach geographischen Gesichtspunkten: er verweigerte also die Erschaffung eines textimmanenten, kohärenten Stadtraumes, der sich auf die Wirklichkeit hätte übertragen lassen. In einer Zeit, die von starker Zunahme der Mobilität gerade in gebildeten Kreisen geprägt ist – Schulen und Universitäten schießen allenthalben aus dem Boden, ziehen Lehrer und Lernende an, und oft genug hält es die einen wie die anderen nicht lang am Ort –, ist das ein Nachteil, denn Stadtbeschreibungen und -preisungen dienen nicht nur der Lektüre in Mußestunden: Sie sind auch Informationsquellen für Reisende, werben um zuzugwillige Intellektuelle, wollen zum Vergleich der papierernen Stadt mit der realen einladen. Immerhin ist das 16. Jh. auch die Zeit, in der sich die Stadtansicht als Bildsujet vom gelegentlichen Hintergrund für spätmittelalterliche Bibelszenen oder Heiligendarstellungen und vereinzelt ersten Ansätzen selbständiger Veduten wie den Schloßerbildern in den *Très Riches Heures* des Jean de Berry (15. Jh.) zum eigenständigen Typus entwickelt: Stehen am Beginn des Jahrhunderts die zum Teil nach der Natur gestalteten, zum Teil aber auch noch schablonenhaft-unverbindlichen Holzschnitte in der Weltchronik des Hartmann Schedel (1493), so wird es abgeschlossen von dem unvergleichlich naturnäheren und zugleich kunstvoller Blick, den die *Civitates Orbis Terrarum* von Braun und Hogenberg (6 Bde., 1572–1618) mit ihren schon auf Matthäus Merian vorausweisenden Kupferstichen dem Leser ermöglichen. Die nun selbstbewusst neben die Malerei tretende Graphik, sowohl in Gestalt der Handzeichnung als auch in der des Druckes (Holzschnitt, Kupferstich, Radierung), trägt wesentlich zu dieser Entwicklung bei, in Deutschland mit Namen wie Albrecht Dürer oder Wolf Huber verbunden.

Eine Kombination aus Text und Bild, aus Stadtbeschreibung und Stadtansicht, wäre also ohne weiteres im Bereich des publizistisch Möglichen gelegen und hätte das Problem, wie die notgedrungen sequenzierende, aneinanderreihende Darstellungsweise eines Textes auf den Stadtraum in seiner Gesamtheit umgelegt werden bzw. ihrerseits auf ihn reagieren kann, zumindest partiell entschärfen können

¹ Iulii Caesaris Scaligeri, viri clarissimi, Poetices libri septem ... ad Sylvium filium, o. O. [Lyon] 1561, 166f.

– moderne Reiseführer bedienen sich dieser Technik mit Erfolg, und Werke wie die *Topographia Germaniae* von Zeiller und Merian sind darin ihre Archegeten. Doch es gibt auch andere Wege, Text und Stadtraum zu verknüpfen und dabei das Bildliche nicht zu kurz kommen zu lassen. Ein außergewöhnlicher Fall ist der des *Encomion Linczianae Civitatis* des Gaspar Bruschi (1518–1557). Über den Autor wurde im Heft 17/2021 des *Cursor* bereits einiges berichtet, und zur Geschichte des Textes soll nur gesagt werden, dass er im Kontext von Klosterchroniken, die Bruschi auf einer Reise durch Teile Bayerns und Österreichs gesammelt hatte, in zwei identischen Abschriften, keine davon ein Autograph des Dichters, wohl aus seinem Nachlass tradiert wurde: Wien, ÖNB, Cod. Vind. Pal. 8869, 84^r – 87^r, und Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek, Signatur 2^o Cod. adl. 7 (keine Folierung oder Paginierung). Gedruckt und dabei etwas katholisch zensiert erschien das Werk erst im späten 17. Jh.,² ins Deutsche übersetzt und kurz kommentiert 1939;³ einiges daraus entnahm Justus Schmidt kurz darauf in seine *Linzer Kunstchronik*.⁴ Sonst scheint sich außer dem Verfasser des vorliegenden Artikels kaum jemand näher damit befasst zu haben.⁵ Dabei handelt es sich nicht nur um eine sehr frühe Beschreibung der Stadt Linz, sondern auch um einen literarisch eigentümlichen Text. Er folgt hier mit seiner von Bruschi selbst stammenden Einleitung (s. gelbe Box rechts), die einige Notizen zur Stadt bietet, und mit Übersetzung – textkritische Notizen und Kommentierung findet man mit dem QR-Code:



2 *Supplementum Bruschanium sive Gasparis Bruschi monasteriorum et episcopatum Germaniae praecipuorum ac maxime illustrium Chronicon sive Centuria secunda hactenus nunquam edita (...)*, hg. von Daniel von Nessel, Wien 1692, 122–128.
 3 Des Humanisten Caspar Bruschi Lobgedicht auf die Stadt Linz. In freier metrischer Übertragung von Johann Ilg, *Linz o. J.* (1939).
 4 Justus Schmidt, *Linzer Kunstchronik*, 3 Bde., Linz 1951–1952: hier Bd. 3, 70–73. Was Schmidt einleitend (70f.) über Bruschi zu sagen weiß, ist zum Teil unzutreffend, aber für den prekären Stand der Forschung (es gibt nur eine einzige Biographie Bruschi, verfasst von Adalbert Horawitz, Prag-Wien 1874, und selbst diese war schon zum Zeitpunkt ihres Erscheinens bestenfalls als Provisorium zu bezeichnen) charakteristisch.
 5 Gottfried E. Kreuz, *Gaspar Bruschi, Iter Anasianum. Ein Spazierritt durch Oberösterreich 1552*, *WS Beiheft 31* (= *Arbeiten zur mittel- und neulateinischen Philologie* 9), Wien 2008, 50f. mit Anm. 154; Ders., *Ad laevam invenies ... Die Rezeption der Zentralperspektive in den Linzgedichten des Gaspar Bruschi (1518–1557)*, in: *Vestigia Latinitatis in Media Europa. Atti del Convegno Internazionale di Studi, tenuto all'università di Vienna dal 5 al 7 settembre 2007*, a cura di Andrea Csillaghy, Treviso 2009, 169–197.

Lincz

<i>Nundinae celebres</i>	$\left\{ \begin{array}{l} \textit{In octava paschae.} \\ \textit{Bartholomaei.} \end{array} \right\}$	<i>Ubi confluunt Austrii, Bavari, Bohemi, Ungari, Stirii, Carinthi, Suevi et Itali.</i>
<i>Creutzstraß</i>	$\left\{ \begin{array}{l} \textit{Ad Venetos} \\ \textit{Bohemiam} \\ \textit{Ungariam} \\ \textit{Bavariam} \\ \textit{Stiriam} \end{array} \right\}$	

Pons longus 400 passuum, refrigerium procerum et civium. Scharlinczium suburbium. Hackhelbergerus hospes celeberrimus per totum Danubii tractum: fratrem habuit Erasmus, patriae patrem, optime meritum, doctrina et auctoritate gravem. Praefectus arcis Dominus Balthazar de Praesing Baro.

Linz

Berühmte Märkte	$\left\{ \begin{array}{l} \textit{Weißer Sonntag} \\ \textit{St. Bartholomaeus} \end{array} \right\}$	Dazu strömen die Österreicher, Bayern, Böhmen, Ungarn, Steirer, Kärntner, Schwaben und Italiener zusammen.
Kreuzstraße	$\left\{ \begin{array}{l} \textit{nach Venedig} \\ \textit{Böhmen} \\ \textit{Ungarn} \\ \textit{Bayern} \\ \textit{Steiermark} \end{array} \right\}$	

Eine lange Brücke von 400 Klaftern, Erfrischungsort für die Vornehmen und die Bürger. Ein Vorort: Scharlinz. Gastgeber der im ganzen Donauraum berühmte Herr Hackelberger. Er hatte einen Bruder namens Erasmus, Vater des Vaterlands und von großem Verdienst, bedeutend ob seiner Gelehrsamkeit und Autorität. Burgkommandant der Freiherr Balthasar von Präsing.



Linzer Rathaus

Encomion Linczianae Civitatis in Austria supra Anasum sitae, a Gasparo Bruschio

Descripturi aliquam numeris laudantibus urbem
 Ad Patris Histrini flumina nota sitam
 Te, pie Phoebe, prius solenni voce colentes
 Imploremus opem, maxime Phoebe, tuam.
 5 Tu bonus et clemens tantis pater annue coeptis,
 Quo duce cantari carmina sacra solent;
 Te praesente tuoque mihi aspirante favore
 Officium faciet prisca Thalia suum.
 Tuque annose senex, pater, o venerabilis Ister,
 10 Quaesio fave, multus sic tibi piscis eat,
 Sic tibi Germani faveant et Pannonnes omnes,
 Per quorum volvis te pia regna pater.

Est urbs, Austriacis quae prima intersita regnis
 Praepetis et variae nomina Lyncis habet,
 15 In descendentis dextra sita fluminis ora,
 Meridiem madidos quae videt atque Notos;
 Parva quidem intuitu primo, si tecta laresque
 Inspicias ipsas enumeresve domos,
 Sed maior meritis, maior virtute superbis
 20 Urbibus haud paucis, quas vagus orbis habet.
 Hanc quis conderit primus, quo tempore et anno,
 Nominis aut huius quae sit origo vetus,
 Vix poterit dici, siquidem Germania fastos
 Non tanta scripsit religione suos,
 25 Quanta vel Graeci fecerunt laude, vel ipsi
 Ausonii proceres Romuleique patres –
 Ut studiosa fuit pugnae Germania semper,
 Mortis et armisonae Palladis arma colens,
 Sic studiosa parum Phoebi fuit atque sororum
 30 Quae mandare libris Martia facta solent,
 Hoc contenta bono, quod erat sibi conscia recte
 Factorum, magni roboris atque sui.

Id certum tamen est, quod eam regesque ducesque
 Praeclare ornarint, Austria pulchra, tui:
 35 Imprimis Caesar Fridericus, nominis huius
 Tertius, Austriacae gloria summa domus,
 Istrum qui primus coniunxit ponte deditque
 Ornamenta urbi caetera plura suae,
 Aggeribus cingens fossisque et turribus arcem,
 40 In qua etiam civis tutus ab hoste foret.
 Maximus at paulo post Aemilianus eandem
 Illustrari iterum fecit honore novo.
 Fernandus vero natus genitore Philippo
 Invictus frater, Carole quinte, tuus,
 45 Huius praecipuus Maecenas fautor et urbis,
 Semper eam mira fovit et auxilium ope,
 Marmoream faciens totam, quae lignea saevis
 Mulciberis flammis perdita nuper erat,
 Amplificansque arcem, quae summi vertice montis
 50 Est sita et eiusdem est totius urbis honos;
 In qua nunc etiam templum sublimis columnis
 Fernandus Caesar condidit ad astra pius.

Haec ab aquis Istri ingressuris moenia dextra est,
 In medium spectans desuper omne forum,
 55 Quo non est spatiosius atque augustius ullum,
 Quam se late Albis Rhenus et Ister agunt:
 Passibus in longum patet area tota trecentis,
 In latum centum passibus absque decem.
 Hoc se saepe foro ad mortem exercere solebant

Lobgedicht auf die Stadt Linz in Österreich ob der Enns, von Gaspar Brusch

Im Begriff, mit lobenden Versen eine Stadt zu beschreiben,
 die am bekannten Strom des Vaters Hister liegt,
 wollen wir zunächst dich, lieber Phoebus, mit feierlichen Worten ehren
 und, größter Phoebus, deine Hilfe erleben.
 5 Du, guter und milder Vater, nicke gnädig zu solchem Unterfangen:
 Unter deiner Anleitung pflegen heilige Lieder gesungen zu werden.
 Bist Du anwesend und beflügelt Deine Gunst mich,
 wird auch die altehrwürdige Thalia ihre Pflicht tun.
 Du auch, bejahrter Greis, o ehrwürdiger Vater Ister,
 10 sei, bitte, gnädig, so wahr dein Fischbestand reich sein möge,
 so wahr Germanen und Pannonier alle dich schätzen mögen,
 durch deren fromme Reiche du dich wälzt, Vater.

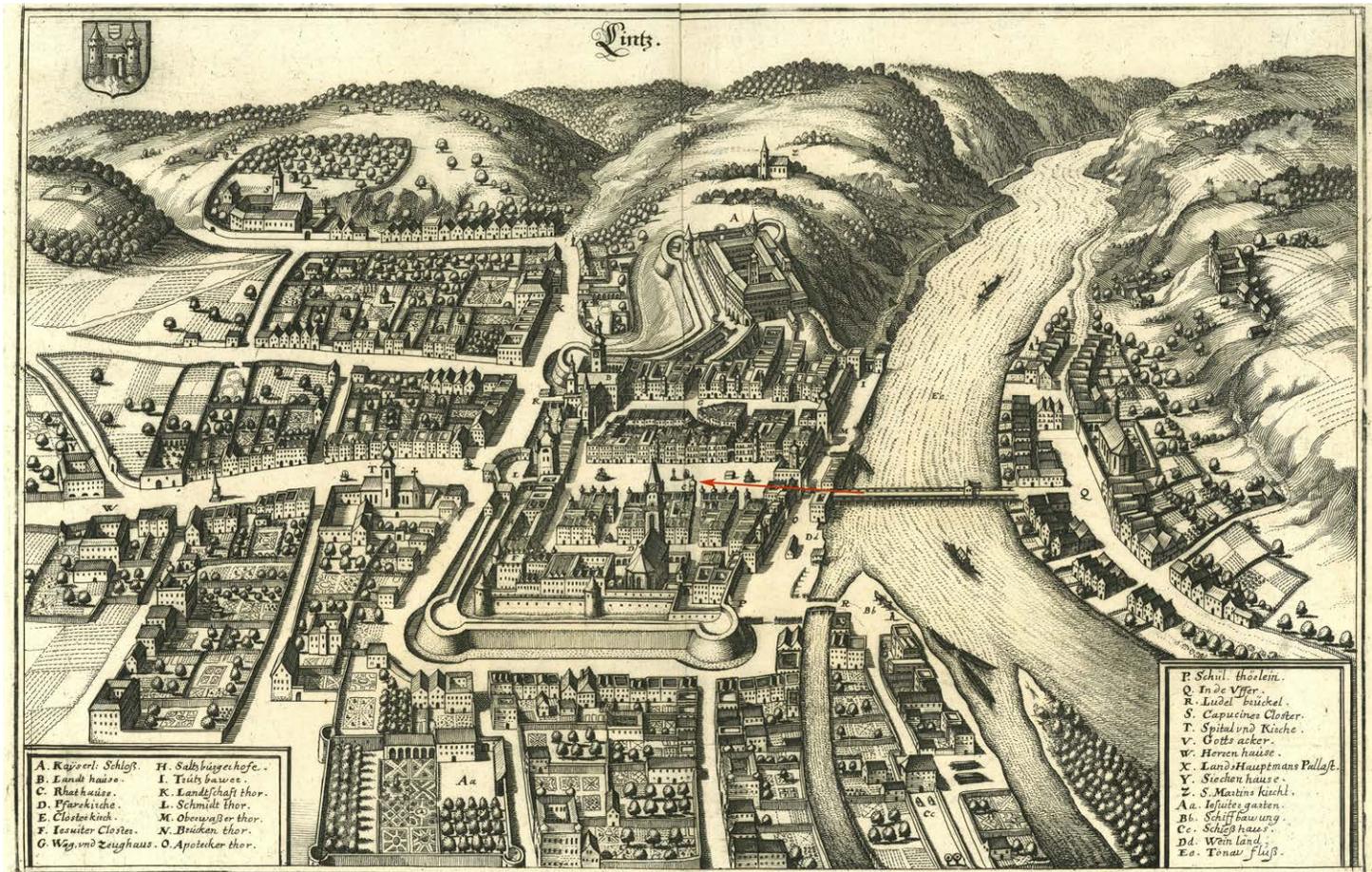
Es gibt eine Stadt, als erste gelegen in österreichischen Landen,
 und vom Pfeilschnellen, gescheckten Luchs hat sie den Namen.
 15 Wer flussabwärts fährt, dem liegt sie am rechten Ufer des Flusses,
 das nach Mittag und den feuchten Südwinden entgegen schaut.
 Klein zwar wirkt sie auf den ersten Blick, wenn du die Dächer und Häuser
 betrachtest und die Gebäude selbst zählst;
 größer aber an Verdiensten, größer an Tugend als so manche stolze
 20 Stadt, die der weite Erdkreis trägt.
 Wer sie anfänglich gegründet hat, wann, in welchem Jahr,
 oder was der alte Ursprung ihres Namens ist,
 wird sich kaum sagen lassen, hat doch Germanien seine Chroniken
 nicht mit so großer Sorgfalt geschrieben,
 25 wie es die Griechen mit ihrer Eigenreklame taten und sogar
 die Edlen Ausoniens und die Romulusväter –
 kriegseifrig, wie Germanien stets war,
 den Waffen des Todes und der waffenklirrenden Pallas ergeben,
 war es weniger phoebuseifrig, weniger bemüht um die Muse,
 30 welche Marstaten in Büchern niederzuschreiben pflegen,
 sondern damit schon zufrieden, dass es sich wackerer
 Taten bewusst war und seiner kernigen Stärke.

Folgendes aber steht fest: Dass deine österreichischen Könige und Herzöge
 sie prachtvoll geschmückt haben, schönes Österreich:
 35 Allen voran Kaiser Friedrich, dieses Namens
 der dritte, der höchste Ruhm des Hauses Österreich,
 welcher als erster über die Donau eine Brücke schlug und
 seiner Stadt noch viele weitere Verschönerungen zuteil werden ließ,
 indem er mit Wällen, Gräben und Türmen die Burg umschloss,
 40 damit auch der Bürger dort sicher vor dem Feind sei.
 Bald darauf aber ließ Maximus Aemilianus sie
 mit weiterer Verzierung noch mehr erstrahlen.
 Ferdinand wiederum, Philipps Sohn,
 dein unbesiegbare Bruder, fünfter Karl,
 45 ein ganz besonderer Mäzen und Förderer dieser Stadt,
 hat sie stets mit beachtlichen Mitteln gehegt und gefördert:
 ganz marmorn machte er sie, die als hölzerne neulich erst von den argen
 Flammen des Vulcanus zerstört worden war,
 und er vergrößerte die Burg, die auf dem höchsten Punkt des Berges
 50 liegt und die Zierde der ganzen Stadt ist;
 in der erbaut König Ferdinand jetzt ein Gotteshaus,
 hochragend auf Säulen bis zu den Sternen.

Diese (Burg) liegt, wenn man die Mauern von der Donau her betritt, auf der rechten Seite
 und blickt von droben mitten auf den Hauptplatz herab.
 55 Größer oder erhabener als der ist keiner,
 so weit Elbe, Rhein und Donau sich schlängeln:
 300 Schritte weit öffnet er sich in der Länge,
 90 in der Breite.
 Auf diesem Platz pflegten oft unter tödlichem Risiko zu trainieren

60 Austriaci reges Austriaci que duces;
 Hoc sunt saepe foro spectacula civibus ipsis
 Aedita, ut in scenis Martia Roma tuis.
 Tecta laresque fori pulchro stant ordine, ad altos
 Educti veluti regia tecta polos,
 65 Intus adornati crebra testudine, saevus
 ne Vulcanus eis quid nocuisse queat;
 At foris ingenio, picturis atque decore
 Exculti, ut regum castra superba putes
 Ascensus (aquis Istri post terga relictis)
 70 Per portam in medii planiciemque fori.

60 die österreichischen Könige und Fürsten;
 auf diesem Platz wurden oft schon Schauspiele veranstaltet für die Bürger
 wie einst auf den Bühnen der Marsstadt Rom.
 Die Häuser und Dächer am Platz stehen in schöner Ordnung, himmelhoch
 aufgebaut wie Königspaläste;
 65 im Inneren sind sie mit zahlreichen Gewölben geziert, damit der arge
 Vulcanus ihnen nicht schaden kann;
 an der Außenseite aber sind sie mit Malereien und Schmuck
 geziert, dass du glauben magst, es handle sich um Königsburgen,
 wenn du (das Wasser der Donau hinter dir lassend)
 70 durch das Tor in die Mitte des ebenen Platzes hinaufsteigst.



Ansicht von Linz aus der Topographia Provinciarum Austriacarum von Martin Zeiller und Matthäus Merian, Frankfurt am Main 1649, S. 25/26.

Zwischenbemerkung: Bisher hat man als Leser nicht den Eindruck, den Stadtraum präzise vorgestellt zu bekommen. Näheres Hinschauen

zeigt, dass bereits Wesentliches passiert ist: Mit ab aquis ingressuris (53) hat eine virtuelle Stadtführung begonnen, deren Ausgangs-

punkt das Donauufer bzw. das von dort auf den Hauptplatz führende Stadttor war. Der Rundgang wird ab V. 69 klar erkennbar fortgesetzt.

A laeva stat parte domus cum turre decora,
 Lectorum a curis curia dicta patrum,
 In qua consultant proceres totusque senatus
 Confluit in patriae commoda remque suae.
 75 Altius hinc tendens turrim spectabis amoenam,
 Vertice quae pulchro sydera summa ferit:
 Altera porta urbis, per quam licet ire, perustum
 Si quis Villacum forsitan adire velit.
 Hac ex turre solet nocturno tempore lucem
 80 Musica venturam significare cohors,
 Rursus et a nobis Phoebus migrante docere
 Iam pulso tenebras non procul esse die,
 Disparibus totam exhilarans concentibus urbem
 Atque auditorum pectora et ossa movens.

Links steht ein Haus mit einem Turm als Verzierung,
 von den Sorgen (cura) der erwählten Väter Rathaus (curia) genannt,
 worin die Vornehmen sich beraten und der ganze Stadtrat
 zusammenkommt zu Nutz und Frommen seiner Heimat.
 75 Von hier aus weiter bergan steigend, wirst du einen hübschen Turm erblicken,
 der mit seiner schönen Spitze die Sterne droben berührt:
 Das andere Tor der Stadt, durch das man gehen kann, wenn man vielleicht das versengte
 Villach besuchen will.
 Von diesem Turm herab pflegt zur Nachtzeit
 80 eine Musikergruppe den kommenden Tag anzukündigen,
 und wiederum, wenn Phoebus von uns wegzieht, anzuzeigen,
 dass, da der Tag verdrängt ist, die Nacht nicht mehr fern ist.
 Mit ungleichen Klängen erheitern sie die ganze Stadt
 und rühren Herzen und Mark ihrer Zuhörer.



Schmidtorturm nach dem Anhang zur Topographia Provinciarum Austriacarum von Martin Zeiller und Matthäus Merian (vgl. Abb. S. 51), Frankfurt am Main 1656, S. 26/27. Zu Bruschs Zeit trug der Turm noch ähnlich dem der Stadtpfarrkirche ein schlichtes Walmdach

85 Hac a turre petens dextrum latus ingredieris
 Per vicum, in quo sunt obvia templa tibi:
 Templa gregi quondam Monachorum exstructa celebri,
 Franciscus quorum dicitur esse parens.
 Praefuit his olim Waltherus, religione
 90 Et meritis tota clarus in urbe pater,
 Qui nodum vinclis coniunctum aut pontibus Istrum
 Emensus sicco dicitur esse pede.
 Sed generosorum quoque mausolaea videbis
 Non pauca hic tumulos nobiliumque virum,
 95 Quorum corporibus sub mole latentibus istic
 Marmorea, mentes summa vel ima tenent.
 Qui pietate Deum sibi devinxere parentem,
 Et quibus in Christum spes fuit una Deum,
 Horum animae coelos adiere et lucida regna,
 100 In quibus ipsa Deum concio tota sedet;
 Qui vitiiis vero infecti aut erroribus atris
 Sunt adversati (turba scelesti) Deo,
 Qui contemperunt sacrarum vincula legum
 Et cum sacratis legibus omne bonum:
 105 Horum animas carne exutas excepit avarus
 Tartarus, hos atri regia Ditis habet.

85 Von diesem Turm nach rechts weitergehend
 wirst du durch eine Gasse schreiten, in der du auf eine Kirche stößt:
 Eine Kirche, erbaut einst durch die bekannte Mönchsschar,
 deren Urheber Franciscus sein soll.
 Ihnen stand einst Walther vor, an Frömmigkeit
 90 und Verdiensten in der ganzen Stadt als Vater bekannt,
 der den noch nicht in Fesseln und Brücke geschlagenen Ister
 trockenen Fußes überquert haben soll.
 Aber auch die Grabmäler von Edlen wirst du hier sehen,
 nicht wenige, und die Gräber adeliger Männer:
 95 während ihre Körper dort unter schwerem Marmor verborgen liegen,
 bewohnen ihre Seelen das Drogen oder das Drunten.
 Die durch Frömmigkeit sich Gottvater verpflichtet haben
 und ihre einzige Hoffnung auf Gott Christus gerichtet haben,
 deren Seelen begaben sich in den Himmel und das Reich des Lichtes,
 100 wo die ganze Schar der Heiligen sitzt.
 Diejenigen aber, welche von Lastern befallen sind oder sich in schwarzen Verirrungen
 gegen Gott gestellt haben (die Frevlerschar!),
 welche die Bande heiliger Gesetze geringgeachtet haben
 und mit den geheiligten Gesetzen alles Gute,
 105 deren vom Fleisch gelöste Seelen hat der gierige
 Tartarus in Empfang genommen: Sie hat der Königspalast des schwarzen Dis.



Linz, Klosterstraße: Der Grabstein Georg Haselhuebers, des letzten Guardians des untergegangenen Linzer Minoritenklosters

Ex Monachorum aede ad turrin rediturus amoenam
 Et portam, ad Styrios qua via recta patet,
 Non procul hinc latus ad laevum conversus, in ipsa
 110 Te summi templi limina sacra feres.
 Inter ubi reliqua hoc etiam memorabile cernes,
 Quod nequeo versu non aperire brevi:
 Ante aram summam Friderici Caesaris ipsa
 Cum intestinis cor quoque mite situm;
 115 Cuius in Austriaca corpus mortale Vienna
 Sub saxi augusti principe mole cubat.

Huic prope contigua est sacro schola publica templo,
 Non casa parva, domus sed spatiosa satis,
 Educta in superas muris sublimibus auras
 120 Quae te mox prima fronte monere potest
 Civibus esse nihil prius his, quam rite iuventam
 Artibus imbutam et moribus esse bonis,
 Ut possint aras aliquando iuvare focosque,
 Qui modo sunt pueri curaque spesque patrum.
 125 Hinc sunt conducti non parvis sumptibus, istic
 Qui recte doceant et moderentur eos,
 Quos aliquando sequi decuit vestigia patrum
 Et patriae curas sustinuisse graves.
 Hactenus atque intus tantum celebravimus urbem,
 130 Quae perparva quidem est, sed speciosa tamen.
 Nunc foris ipsam etiam parte exornabimus una,
 Illustrissima quae creditur esse mihi
 Et digna urbe pia, quae Christum intellegit et, quod
 Nos vult scire Dei pagina prisca, colit.

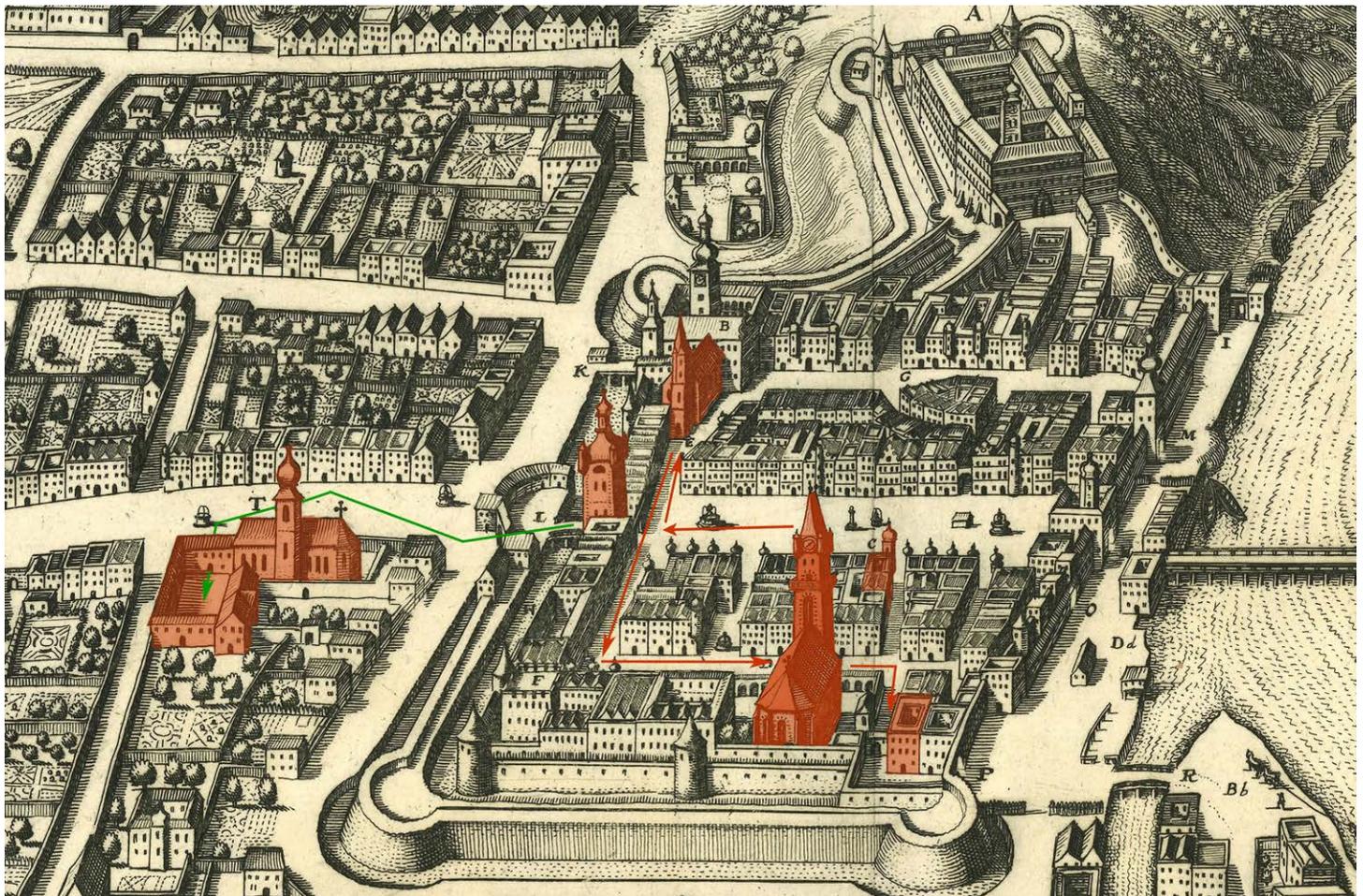


Der Eingeweidegrabstein Friedrichs III. in der Linzer Stadtpfarrkirche: oben die Inschrift, unten eine Zusammenstellung der Wappen Friedrichs III.:

**In der Mitte: Doppeladler
 Links und rechts: Wappen Niederösterreichs und der österreichische Bindenschild
 Unten: Wappen der Steiermark
 Im Kreis rundherum: Wappen von 13 weiteren Herrschaften, darunter das Wappen von Oberösterreich (2. von rechts oben)**

Wenn du von der Kirche der Mönche zum hübschen Turm zurückgehst
 und zu dem Tor, durch das der Weg schnurstracks nach Steiermark offensteht,
 und wenn du dich nicht weit von hier nach links wendest,
 110 wirst du dich über die Schwelle des höchsten Gotteshauses begeben.
 Unter anderen Dingen wirst du hier auch folgendes Interessante sehen,
 das ich unbedingt wenigstens mit kurzem Vers darlegen muss:
 Vor dem Hauptaltar ist des Kaisers Friedrich
 mildes Herz mitsamt seinen Eingeweiden bestattet.
 115 Sein sterblicher Körper liegt im österreichischen Wien
 unter einem kaiserlichen Stein von fürstlicher Größe.

Fast an dieses heilige Gotteshaus angebaut ist die öffentliche Schule:
 keine kleine Hütte, sondern ein recht geräumiges Haus,
 hoch in die Lüfte mit ragenden Mauern aufgeführt,
 120 das dich schon mit seiner Fassade darauf hinweisen kann,
 dass den Bürgern nichts wichtiger ist, als dass die Jugend ordentlich
 in den Fächern unterrichtet und von guter Gesittung durchdrungen wird,
 damit eines Tages Altären und Herdfeuern die eine Unterstützung sein können,
 die jetzt Kinder sind, Sorge und Hoffnung ihrer Eltern,
 125 Deswegen hat man mit erheblichem Aufwand Leute angestellt,
 welche sie recht unterweisen und leiten sollen:
 sie, denen es eines Tages gut anstehen wird, in die Fußstapfen ihrer Eltern zu treten
 und schwere Aufgaben für ihre Heimat zu übernehmen.
 Soweit und nur von innen haben wir die Stadt gepriesen,
 130 die zwar sehr klein ist, aber doch schön.
 Nun wollen wir sie auch von außen an einer Seite ausschmücken,
 und zwar an der, die meiner Ansicht nach die wichtigste ist
 und würdig einer frommen Stadt, welche mit Christus denkt und
 in Ehren hält, was die althehrwürdige Schrift Gottes uns mitteilen will.



Bruschs Spaziergang durch Linz auf der Ansicht von Merian/Zeiller (wie Abb. S. 51)

135 Egressus portam, non hanc, Podalirius urbis
 Contiguam prope se quam Damianus habet
 Zieglerus patrio dictus cognomine, quem nunc
 Tota senatorem patria iactat ovans;
 Sed quae Styrenses contraria ducit in agros,
 140 Hanc, inquam, egressus respice, quaeso, parum.
 Ad laevam invenies phano cum paupere muros:
 Ingredere hos, neque enim quis prohibere potest.
 Hortus ibi sacer est muro conclusus amoeno
 (Coemiterion hunc Graia Camaena vocat),
 145 In quo morte solent sepeliri corpora rapta
 Spiritibus raptis ad pia regna piis.
 Area lata patet, vastusque ager intus, et in quem
 Plurima adhuc possunt semina sacra iaci,
 Quae rediviva suo nascentur tempore rursus
 150 In florem Domino gratum habilemque Deo.
 Nam studium hoc summi est et agricultura Tonantis,
 Transferat ut nos hoc in sua regna modo,
 Ut, qui grana sumus, sic proiciamur in agrum
 Atque fiamus ibi putrida rursus humus:
 155 Non secus ac semen, quo nil enascitur, ipsum
 Ni pereat prius ut putre cadaver humo.
 Tempore messis, ubi tuba nos suprema vocabit,
 Rursum erimus studiis excipienda novis.
 At succo quae plena suo et bona grana fuerunt,
 160 Ex quibus enatum est, quod placuisse queat,
 Transferat illa Deus caelestis in horrea regni,
 Quae tamquam summas est habiturus opes.
 Ex quibus at lolium et steriles nascuntur avenae,
 Illa Deus flammis perdet et igne suo.

135 Geh hinaus durch das Tor, nicht durch das, welches der Podalirius der Stadt
 zum Nachbarhaus nahe bei dem seinen hat, Damianus,
 mit väterlichem Namen Zieglerus genannt, dessen
 sich zur Zeit als Stadtrat seine ganze Heimat freudig rühmt;
 sondern das gegenüberliegende, welches in Steirische Gefilde führt,
 140 durch dieses, sage ich, geh hinaus und blicke dich bitte ein wenig um.
 Zur Linken wirst du Mauern finden mit einem ärmlichen Gotteshaus:
 Betritt sie (es kann dich nämlich niemand daran hindern)!
 Ein heiliger Garten ist dort von einer hübschen Mauer umschlossen
 (die griechische Camene nennt das ein Coemeterium),
 145 wo man die vom Tod entrissenen Körper zu begraben pflegt,
 wenn die frommen Seelen ins Reich der Seligen entrissen wurden.
 Ein großes Areal liegt offen da, ein weiter Acker, auf den
 man noch viele heilige Samen streuen kann,
 welche wieder auflebend zu ihrer Zeit erneut aufgehen werden
 150 zu Blumen, Gott lieb und Gott willkommen.
 Dies ist nämlich das Bestreben, dies der Ackerbau des höchsten Donnerers,
 dass er uns solcherart in sein Reich verpflanzt,
 dass wir, die wir Körner sind, so auf den Acker geworfen
 und dort wieder weicher Humus werden.
 155 nicht anders als der Samen, aus dem nichts sprießt,
 wenn er nicht selbst zuvor vergeht wie ein verwesender Leichnam im Boden.
 Zur Erntezeit, wenn die jüngste Posaune uns ruft,
 werden wir zu neuer Aktivität aufgelesen werden.
 Die aber, die voll von Saft und gute Körner waren,
 160 aus denen etwas spross, das Gott gefallen konnte,
 die möge Gott in den Kornspeicher des Himmelreiches transferieren:
 sie wird er gleichsam als größten Schatz besitzen.
 Die aber, aus denen Unkraut und unfruchtbare Halme sprießen,
 die wird Gott mit seinen Feuerflammen vernichten.

165 Huius agri fies culturae gnarus, in istum
 Qui non horrescis saepe venire locum.
 Nam non hic tumulos spectabis tantum inanes:
 Addita sunt, quae te multa docere queunt.
 Murus Apellaea nam totus imagine multa
 170 Ac varia apparet planus ubique tibi,
 Spectandam Christi vitam omnem ex ordine pandens
 Eque prophetarum plurima sumpta libris.
 Tota hic Christiadam pietas ostensa et ad unguem
 Expressa artifici cernitur esse manu,
 175 Et quo corpora sint reditura haec nostra triumpho,
 Et quibus in caelos excipienda modis.
 Haec aliquis forsan ridens Epicurus inane
 Commentum aut nugae dixerit esse leves:
 Rideat at quicumque velit – nos vera fatemur
 180 Esse et veridici prodita voce Dei.

Atque hoc vos veneror magis, immo exosculor omnes,
 Hac qui Lincensi vivitis urbe patres,
 Quod non aeternae ridetis dogmata mentis,
 Sed summum his ipsis scitis inesse bonum
 185 Aeternamque Deo promissam a principe vitam
 Et bona caetera quae totus Olympus habet.
 Atque haec ipsa mihi ratio fuit unica, vestrae
 Illustrandae urbis, carminis arte rudis.
 Quam vobis gratam cupio atque obtestor opellam
 190 Esse meam, ad vos quae mente profecta bona est!
 Imprimis Hoffmandle tibi clarissime consul,
 Qui patriae lumen diceris esse tuae,
 Qui pietate tua iuvisti templa scholasque,
 Laudis et aeternae hac dote mereris opes,
 195 Ut non immerito aut male Caesar Maximilianus
 Ornarit donis te meritisque suis.
 Vivite felices, quicumque sedetis ad urbis
 Lincensis clavum: Vivite laude pari.
 Vos regat atque tegat, vos fortunetque beetque
 200 Cum vestra urbe pater, qui tenet astra Deus.

Soweit Bruschs Gedicht auf die Stadt Linz, und mit ihm endet auch der gesamte Eintrag zu dieser Stadt in den beiden Handschriften. Dass dem Gedicht ein geordnetes Schema zugrundeliegt, ist evident. Wie geordnet es ist, zeigt aber erst näheres Hinsehen. Ganz anders als der eingangs erwähnte Eobanus Hessus und zahlreiche andere Stadtbeschreiber seiner Zeit bemüht Brusch sich nämlich, seinen Leser penibel und präzise durch den Stadtraum zu manövrieren: ab aquis Istri ingressuris (53), ascensus ... per portam in medii planiciemque fori (69sq.), altius hinc tendens (75), hac a turre petens dextrum latus (85), ad turrim rediturus ... et portam (108sq.) und non procul hinc latus ad laevum conversus (109) sowie egressus portam (135. 140) und ad laevam invenies ... muros: ingredere hos (141sq.) sind die dafür nötigen Anweisungen, die ich auf dem hundert Jahre jüngeren, das Straßennetz aber für diesen Zweck ausreichend wiedergebenden ‚Stadtplan‘ Matthäus Merians eingezeichnet habe. Von den dadurch je-

165 Die Pflege dieses Ackers wirst du verstehen lernen,
 wenn du keine Angst hast, immer wieder diesen Ort aufzusuchen.
 Du wirst hier nämlich nicht nur nichtige Grabmäler sehen:
 Hinzugefügt ist, was dich vielerlei lehren kann.
 Die Mauer nämlich zeigt sich in ihrer ganzen Fläche mit zahlreichen
 170 und bunten Apellesbildern (bemalt),
 indem sie der Reihe nach das gesamte Leben Christi der Betrachtung eröffnet
 und vieles, das aus den Büchern der Propheten genommen ist.
 Den ganzen Glauben der Christen sieht man hier vorgeführt und bis ins Detail
 zum Ausdruck gebracht von Künstlerhand,
 175 auch den Triumph, in dem diese unsere Leiber heimkehren werden,
 und auf welche Weise sie in den Himmel aufzunehmen sind.
 Irgendein Epikur mag das vielleicht lachend als nichtige
 Lüge und belanglose Plapperei bezeichnen:
 Soll doch lachen, wer mag – wir bekennen, dass es die Wahrheit
 180 ist und kundgetan durch die Stimme des wahr sprechenden Gottes.

Und umso mehr ehre ich euch, ja, ich küsse euch alle,
 die ihr als Väter in dieser Stadt Linz lebt,
 weil ihr nicht die Lehrsätze des ewigen Geistes verlacht,
 sondern euch bewusst seid, dass eben in diesen das höchste Gut enthalten ist
 185 und das von Gott, dem Herrscher, versprochene ewige Leben
 und das übrige Gute, das der ganze Olymp zu bieten hat.
 Und darin lag für mich der eine besondere Grund, Eure
 Stadt zu beleuchten, obwohl ich in der Dichtkunst ein Stümper bin.
 Wie sehr wünsche und berufe ich mir, dass meine kleine Arbeit
 190 Euch lieb ist, die aus guter Meinung an Euch herangetragen wurde!
 Insbesondere dir, Hoffmandlus, berühmter Consul,
 den man das Licht deiner Heimat nennt,
 der du aus eigener Frömmigkeit Kirchen und Schulen unterstützt hast
 und mit solchen Gaben auch den Schatz ewigen Ruhmes verdienst,
 195 sodass der Caesar Maximilianus nicht zu Unrecht oder irrig
 dich mit seinen Gaben und Belohnungen geschmückt hat.
 Lebt im Glück, alle, die ihr am Steuerruder der Stadt
 Linz sitzt: Lebt ebenso in Ruhmesglanz.
 Lenken und behüten möge Euch, beglücken und segnen möge Euch
 200 mitsamt Eurer Stadt der Vater, der die Sterne in Händen hält /
 die Sternensphäre bewohnt, Gott.

weils erreichten Standpunkten aus erfolgt dann, mit ad laevam (141) oder ähnlichen deiktischen Formulierungen lanciert, der Blick auf die fragliche Sehenswürdigkeit. Eine virtuelle Stadtführung – oder eine echte, wenn man mit Bruschs Gedicht in der Hand durch Linz geht: Von der Brücke her etwa in die Mitte des Hauptplatzes (in medii planiciem fori) – dort linksum, denn a laeva stat parte domus, und damals wie heute sieht man das Rathaus eben am besten ungefähr aus der Platzmitte und nicht etwa, wenn man direkt davor oder gar in der Rathausgasse steht (siehe Abb. S. 49); und so weiter. Man könnte von „Fuji-points“ sprechen, und tatsächlich erinnert das Verfahren frappant an die im 16. Jh. endgültig zur einzig wahren Sichtweise des Menschen auf seine Umgebung erhobenen Zentralperspektive, die den Betrachter eines Bildes auf einen ganz bestimmten, fixen Standpunkt zwingt, von dem aus das Bild am besten wahrnehmbar ist – während mittelalterliche Malerei beispielsweise noch mit sich bewegenden Betrachtern

rechnete, die an einem Bild auch einmal entlanggehen und es so rezipieren durften. Nicht so Brusch: Es ist aus anderen seiner Gedichte bekannt und auch sekundär über ihn bezeugt¹, dass er extrem visuell veranlagt und mit einem seiner Zeit vorausseilenden Blick etwa für landschaftliche Schönheit begabt war. Offenbar will er hier seine Leserschaft an eben diesem Blick möglichst genau teilhaben lassen. Der Autor als Kontrollfreak, gerade was die Phantasie seiner Leserschaft angeht: kein einmaliges Phänomen.

Doch das Gedicht hat auch mundanere Züge als die mit ihrem in der Unendlichkeit liegenden Fluchtpunkt stets ein wenig ins Metaphysische tendierende Zentralperspektive. Wie finanzierte man sich eigentlich als von Haus aus nur durchschnittlich begüterter Humanist, der nach einigen Jahren als Schullehrer und -direktor in Süd- und Mitteldeutschland

¹ Kreuz (2009), 177f. mit Anm. 19.



Stift Wilhering: Grabstein des Abtes Martin Gottfried

ab den späten 1540er Jahren praktisch auf fixe Anstellungen verzichtete, derart ausgedehnte Forschungsreisen, wenn er nicht (was auch bezeugt ist) von den ihm als Poeta laureatus et Comes Palatinus zustehenden Rechten, unehelich Geborene zu legitimieren und Notare zu kreieren (beides potentiell gegen Einhebung gewisser Taxen) Gebrauch machte? Das Linzer Gedicht verrät es diskret, wenn es mehrere Honoratioren der Stadt namentlich und am Ende den gesamten Stadtrat pauschal preist und segnet (Brusch hatte in Wittenberg ein wenig Theologie studiert, brachte also ein wenig vom Abglanz Luthers nach Oberösterreich) – und dafür sicherlich

eine monetäre Gegenleistung erhielt, auch wenn die Verse 187sq. augenzwinkernd das Gegenteil behaupten. Für die Stadt und ihre Elite war das ein gutes Geschäft, konnten sie sich doch von einer zu gewärtigenden Publikation des Gedichtes einen Prestigegewinn versprechen – dass diese Publikation im konkreten Fall erst hundertfünfzig Jahre später erfolgte, war ein nicht vorherzusehender Betriebsunfall, der wohl mit Brusch jähem Tod zu tun hatte. Doch noch kurz vor seiner Ermordung verhandelte Brusch mit den Stadtbauern von Rothenburg ob der Tauber erfolgreich über erst zu schreibende historiographische Texte zur Stadt und ihren Klöstern und verfasste in den ihm noch verbleibenden vier Tagen einen poetischen Vergleich Rothenburgs mit Jerusalem, der posthum gedruckt werden konnte.² Vom Standpunkt der Auftraggeber kann man sowohl das poetische Tempo als auch die korrekte Einhaltung der Deadline nur bewundern. Bei alledem hatte der Dichter auch keine Berührungängste gegenüber der conditio humana seiner Kundschaft, wie das ausführliche poetische Verweilen auf dem Friedhof bei der Linzer Spitalskirche

bezeugt, wo kurz zuvor der Bruder seines Gastgebers zu Grabe getragen worden war. Man wundert sich vielmehr, dass er nicht gleich noch eine Grabinschrift beisteuerte, wie er es in zahlreichen anderen Fällen tat. Denn so eigenwillig das heute anmuten mag: Eine wesentliche Einnahmequelle des reiselustigen Poeta laureatus, der diese von Karl V. nur sehr sparsam verliehene

² Hierosolymae collatio cum Rotenburgo urbe Imperiali ad Tubarum sita / de statu / situ et conditione earundem Carmen Opusque Ultimum ante obitum scriptum a Viro Nobili et Doctissimo Gaspare Bruschio Comite Palatino et Poeta Laureato. Cum Elegia Funebri in eiusdem obitum scripta (...), Rotenburgi ad Tubarum 1558.

Auszeichnung (achtmal in etwa 35 Regierungsjahren) regelrecht als Reklame wie ein AMA-Gütesiegel einsetzte, war tatsächlich die Verfertigung von Grabepigrammen, und nicht nur für Tote. So mancher, der Bruschs auf seinen Forschungsreisen zur Geschichte der Germania sacra beherbergte und eventuell auch sponserte, bekam für den Fall der Fälle etwas für den Grabstein gedichtet. Bruschs Reisejournale bezeugen das des öfteren, und manchmal wurden solche Epitaphien dann auch verwirklicht wie im Falle des aus Überlingen gebürtigen Wilheringer Abtes Martin Gottfried (1545–1560), den Bruschs während seines Aufenthaltes in Linz kennengelernt hatte:

Hic ego Martinus Godefridi nomine natus
In Christi placida pace sinuque cubo.
Natus ad Acrony clarissima maenia stagni
Quae de traiectu nobile nomen habent,
Istius aedis eram rector venerabilis olim,
Qui virtutis amans et pietatis eram.
Nunc in quem solum posui spem strenuus omnem
Cum Christo summi principe vivo poli,
Sencio et aeternae dulcissima gaudia vitae
Omnibus a Christo rege parata pijs.

Hier ruhe ich – Martin Gottfried ist mein Name seit meiner Geburt
– in Christi huldvollem Frieden und in seinem Schoß.
Geboren wurde ich in der hochberühmten Stadt des Akronischen Sees,
die von der Überfahrt ihren edlen Namen hat.
Dieses Hauses ehrwürdiger Rektor war ich einst;
die Tugend liebte ich und die Gottesfurcht.
Auf den allein ich all mein Hoffen entschlossen gesetzt habe,
mit Christus lebe ich nun zusammen, dem Herrscher des höchsten Himmels, und genieße die süßesten Freuden des ewigen Lebens,
die von Christus, dem König, allen Frommen bereitet sind.

Der Stein, auf dem Bruschs als Autor natürlich nicht genannt wird (bei einer Inschrift wäre das auch sehr ungewöhnlich), ist heute im Kreuzgang des Stiftes Wilhering eingemauert. Wissenschaftsfinanzierung gegen Grabepigramm: Man muss zugeben, dass diese Form der Drittmittelwerbung heute viel zu wenig genutzt wird, obwohl die Zahl der Forscher(innen), welche ihren Geldgebern zum hundertseitigen Projektantrag, -zwischen- und -endbericht gerne auch noch ein Epitaph schreiben würden, keineswegs gering ist. ■

Eine blinde Liebe für diese Texte

Welt der Renaissance – Autor Tobias Roth im Interview

Peter Glatz und Andreas Knabl

Cursor: Lieber Herr Roth, wir freuen uns sehr, dass Sie uns Ihre Zeit für ein Interview widmen. Gleich medias in res: Was ist Humanismus?

Tobias Roth: Gerade mit Blick auf den Dichter Pontano kann man diese ganze Diskussion – Was ist eigentlich Humanismus, was ist der europäische Humanismus und gibt es auch einen tadschikischen Humanismus? – sehr schön und bündig fassen. Denn diese drei, vier Generationen an Gelehrten, die wir dann hinterher als Humanisten bezeichnen, haben mit der Begriffsfassung relativ wenig Probleme: Die *studia humanitatis* sind schlicht und ergreifend die antiken Texte. Diese ganze Zündladung, *was* in der Renaissance wiedergeboren wird ... – Das sind die Texte der Antike! Und dass sie dieses Label „Studien der Menschlichkeit“ bekommen, sagt ja sowohl etwas über diese Texte aus als auch über die Art und Weise, wie wir diese angucken bzw. wie wir auf die Antike zurückschauen.

Cursor: Konrad Paul Liessmann schrieb im Jahr 2001 einen Zeitungsartikel *Die bestialische Natur zu zähmen*, in dem er auf die Begriffsgeschichte des Humanismus eingeht und diesen von Plautus' berühmtem Zitat *Homo sum, humani nil a me alienum puto* über Ciceros Wortprägung *humanitas* heraufführt. Dabei grenzt Liessmann Humanität sehr scharf von Humanismus ab und wendet sich gegen die mancherorts im Bildungsdiskurs anzutreffende Ansicht, Humanität sei gleichbedeutend mit Humanismus.

Roth: Nein, das muss man definitiv unterscheiden. Bei Pontano gibt es dazu eine wunderschöne Stelle, die sich auch im dicken Buch [Anm.: Roth, Tobias, Welt der Renaissance] befindet, nämlich den Brieftraktat *Über die Bestialität*. Es handelt sich um ein sehr spätes Werk Pontanos, das auf den ersten Blick ganz konträr erscheint zu dieser renaissanceantischen, optimistischen Auffassung vom Menschen als dem glorreichen Maß aller Dinge, der mit unendlicher Perfektibilität begabt ist, die höchsten Höhenflüge unternehmen kann und sich den Engeln annähert (Da schwingt Pico della Mirandola's *dignitas hominis* mit.) Dem gegenüber weist Pontano auf die Bestialität des Menschen hin, nämlich dass in seiner

Multioptionalität das Allerniedrigste und das Allerbrutalste ganz genauso firmiert und stattfinden kann wie das Allersublimste und das Allermeditativste, Allerspirituellste. Am Ende dieses Traktats sagt er: Wir können feststellen, dass alle Kulturen, die wir kennen, die rohe Gewalt und die Bestialität des Menschen verabscheuen. Was hilft dagegen? Dagegen hilft in erster Linie Literatur, und zwar besonders jene, die von der Menschlichkeit selbst ihren Namen herleitet. Damit lässt er es offen. Es gibt ein bestimmtes Corpus an Texten und an textgewordener Weltwahrnehmung, die die Literatur der Humanität, also der Menschlichkeit sind. Wer sich mit diesen beschäftigt, wird zum Humanisten. Aber der Gegenstand, die *res* gegenüber all diesen *verba*, das ist die Menschlichkeit selbst. Beim Begriff Humanismus sollte man sich, glaube ich, nicht davor fürchten, ganz hart zu sagen: Es ist ein Corpus an Texten, es ist Beschäftigung mit Text. Dies bewirkt einerseits eine Horizonterweiterung, aber noch etwas anderes wird in der Renaissance oft gemacht – mustergültig im *Dekameron*: Es wird ein riesiges Panorama unterschiedlichster menschlicher Handlungsweisen ausgespannt (Hier spielt wieder Plautus hinein), indem man sagt: Ich mache mich mit all den verschiedenen Großartigkeiten und Irrsinnigkeiten vertraut, zu denen der Mensch fähig ist. Das macht im Einzelfall duldsam – im besten Sinne – und es führt dadurch, dass es *studium*, also Beschäftigung mit Text ist, auch eine gewisse Distanz ein. Das ist etwas, das sowohl mit *humanitas* als auch mit Humanismus zu tun hat und in der Renaissance noch einmal stärker funktioniert als in der Antike selbst. Diese Fremderfahrung durch diese radikal fremdartigen Texte aus der Antike, die die Humanisten da ausgraben, führt zu ganz zarten Keimlingen von Kulturrelativismus hin, die sich immer mehr verfeinern, bis da dann bei Montaigne die Blüte völlig aufgeht. Er sagt ja: Nicht nur die Kulturen sind relativ zueinander, sondern auch ich heute Vormittag bin relativ zu mir heute Nachmittag, und auch der Mensch in seinem zeitlichen Verlauf ändert seine Meinung und trifft immer wieder andere Einschätzungen.

Cursor: Lassen Sie uns die Frage einmal so aufrollen: Im Lateinunterricht erfahren junge Menschen in erster Linie etwas über die Antike. Was wäre aus ihrer Sicht



Tobias Roth (Foto: Anette Mueck)

für 16- oder 17-Jährige das Lohnende, Renaissance-literatur kennenzulernen? Was wären gute Einstiegstexte?

Roth: Da würde sich, glaube ich, unser Pontano wieder sehr gut anbieten. Er kann etwas leisten bei folgendem Problem: Wir haben noch gar nicht die eingefleischte Kenntnis und die lodrende Leidenschaft für die Antike selbst. Wie sollen wir dann für die Ableitung davon begeistern? Bei Pontano kann man besonders gut beobachten, wie die Rezeption von statten geht, wie dieser sowohl stilistische als auch inhaltliche kulturelle Diebstahl vor sich geht, wie kopiert, wie plagiiert wird, wie Zitate eingebaut werden, die sich aber in ihrer Funktion ständig verändern. Bei Pontano könnte man das z. B. sehr schön mit Catull machen, der ja sehr griffige, witzige und angenehm subversive Passagen enthält. Wie dann aus diesem Dichter radikaler alexandrinischer Vielfalt plötzlich ein Liebesdichter wird und zwar in einem sehr engen Sinne, der für eine gelingende unanständige Liebe zuständig ist. Wie gerade die Kussgedichte durchsickern in gewissen Zitatstrukturen, dieses Zählen – so und so viele Küsse möchte ich haben –, wie die Renaissanceleute damit umgehen, wie sich das verbreitet. Da kann man zugucken, wie eine Kultur, wie z. B. die Kultur Catulls, die ja bis auf ein einziges Exemplar heruntergebrannt ist durch das Mittelalter, plötzlich wieder los geht. Das ist eine wunderbare Geschichte über inhaltliche Archäologie: Es werden Dinge ausgegraben wie die kaputten Statuen, und dann bekommen diese auch neue Nasen

An die Mädchen

(*Parthenopeus* 1, 14)

Oh ihr süßen Wohltaten meiner Seele,
 ihr einzige Süße meiner Gedichte,
 die ihr schönere Brüste habt als Venus
 und reizendere Augen als die Nymphen,
 ich wünschte so sehr, ihr küsst meinen Mund.
 Gib du mir, Gelliana, tausend Küsse,
 so viele, wie Lesbia einst Catull gab,¹
 und füge noch dreihunderttausend hinzu.
 Gib du ebenso viele, Medulliana.
 Und du, Phryne, oh Wunschtraum meines Wahnsinns,
 hefte deine Lippen an meine Lippen,
 lass feuchte Zungen in einem Mund kämpfen,
 schlinge deine Hände sanft um meinen Hals,
 bis du, mich küssend nach der Art der Tauben,
 die Zahl aller Sterne übertroffen hast.
 Süßer als Honig aus Hybla,² oh Glyca,
 ist es, wenn du mich auch mit den Fingern reizt,
 du wirst sehen, wie sich mein Herz verflüssigt.
 Aber jetzt läuft mir meine Seele davon.
 Wehe, nun fliehst du, Elende, ach, du fliehst,
 Clitina verfolgst du, verfolgst Velina.
 Was soll das geben, wenn du allein in zwei
 Körpern lebst? Komm zu mir zurück, Elende.
 Denn wenn dich Fannia herumschweifend sieht
 und zu fassen bekommt, reißt sie siegreich dir
 die Federn aus, dann kannst du nie mehr zu mir
 zurückkommen und wirst zwangsläufig sterben.

Hymnus an die Nacht

(*Parthenopeus* 1, 7)

Nacht, du Eingeweihte der Liebe, die zur
 Glut des Jungen führt das ersehnte Mädchen,
 Wohl der großen Götter und Freundin deines
 strahlenden Mondes,

bei dir wohnt der Genius, wohnt auch Hymen,³
 deiner freut sich der Sohn der Erykine,⁴
 spannt er seinen Bogen und wetzt er seine
 grausamen Pfeile.

Aller Lust Begleiterin und Gehilfin,
 Schlafgemach und Kissen machst du zur Wonne,
 du bringst Schlaf, Verlockungen, Scherze und die
 süßesten Freuden.

Wenn in dir die Liebenden sich verbinden,
 sich umarmen, bebendes Murmeln stöhnen
 unter Spielen, zärtlichen Kämpfen, während
 Feuer auflodert,

während Zungen zittern und Seelen blühend
 Klagelaute atmen, dann sinken Körper
 gleichzeitig zusammen, und alle Wollust
 löst sich gemeinsam.

Du bist aller Dinge und Menschen Ruhe,
 hebst die schweren Sorgen, die Bitternis von
 müden Geistern fort, du erwärmst die Herzen
 gnädig mit Träumen.

Wieder mit Girlanden aus Sternen kränzt du
 dieser Welt die Stirne und übergießt mit
 wohliligem Tau die Veilchen, füllst mit Früchten
 unsere Felder.

Große Göttin, setz dem Gebet ein Ende,
 lass mich das vollbringen, was ich mir wünsche,
 dass mir nicht das innerste Mark von diesen
 Flammen verzehrt wird.

¹ Lesbia ist das Gegenüber in den Liebesgedichten Catulls (1. Jahrhundert v. Chr.), eine komplizierte Beziehung. Klassisch und oft nachgeahmt sind die Gedichte über die unzählbare Vielzahl der Küsse, die sich der Dichter wünscht.

² Hybla auf Sizilien ist der klassische Honigort der Antike.

³ Hymen ist der griechische Gott der Hochzeit.

⁴ Erykine ist ein Beinamen der Venus nach ihrem Heiligtum am Berg Eryx auf Sizilien, ihr Sohn ist Amor.

und neue Arme wie die kaputten Statuen auch. Und genauso werden Verse emendiert oder ganze *Œuvres* ausgerichtet auf eine bestimmte Richtung. Was in dieser Haltung durchscheint und was total auf *humanitas* einzahlt, ist dieser ganz spezielle renaissancezeitliche Zugang zur Vergangenheit, in dem sich einerseits eine wahnsinnige Begeisterung und eine geradezu blinde Liebe für diese Texte und diese Kulturen der Antike abbildet – bis hin zu allen Formen von Hörigkeit und Pedanterie –, gleichzeitig aber ein wahnsinniges Selbstbewusstsein im Umgang mit diesen Materialien herrscht und eine wahnsinnige Nonchalance.

Der Humanist, der den antiken Autor verehrt, hätte auch nie ein Problem damit, diesen antiken Autor zu lekturieren, bevor er ihn zum Drucker bringt, nach eigenen ästhetischen Einstellungen zu beurteilen und die eigenen Missverständnisse mitzubringen. Diese Formen von Rückkopplung sind kulturelle Leistungen. Es geht nicht darum, ob Catull *richtig* zitiert wird und es geht nicht darum, ob die gnadenlose Wahrheit des Lukrez also solche *richtig* begriffen wird, sondern es passiert einfach etwas damit, es ist eine neue, kulturelle Leistung.

Cursor: Ist aus Ihrer Sicht der Zugang der Renaissance zu den antiken Stoffen ein ähnlicher wie wir ihn auch heute beobachten können? Gerade boomen ja Mythenfortschreibungen in Romanen, Theaterstücke, die sich auf antike Mythen beziehen usw. In der Literaturszene scheint gerade die Antike stark neu rezipiert zu werden. Ist das Ihrer Meinung nach eine vergleichbare Haltung?

Roth: Ein ganz klares „Ja“. Dieser Rückbezug auf die Antike findet ja auch vor der Renaissance schon statt. (Die berühmten Renaissanceen im Plural, wenn etwa gesagt wird: Karl der Große hat sich auch einmal einen lateinischen Vers vorlesen lassen, da haben wir auch Renaissance usw.) Das läuft beständig, dass der Rückbezug auf die Antike als kultureller Motor des Okzidents funktioniert. Die imperiale Architektur in US-Amerika ist ohne Antike genauso undenkbar wie ein Haussmann-Paris ohne Antike undenkbar ist. Insofern ist es gar kein Sonderfall, dass Antike wieder und immer noch so virulent ist, da dieser Rückbezug eigentlich ständig läuft. Gleichzeitig bekommt dieser aber von der Renaissance, also der großen, italienischen Renaissance, ein bestimmtes Gepräge und eine bestimmte Intensität sowie einen kritischen Bezug. Heute würde man etwa sagen: Wir begeistern uns für die Antike, wir zitieren diese Namen, wir schreiben

diese Mythen fort. Natürlich sind wir uns bewusst, dass das Sklavenhaltergesellschaften waren, und das goutieren wir nicht. Genauso wie ein Humanist in Italien sich badet in diesem Stil, aber weiß: Das sind alles Heiden und die hocken in der Hölle, und das wollen wir nicht – radikale Differenzen! Es handelt sich um eine Form von Bezug auf eine vorbildliche Kultur in nuancierten Absetzungen mit großem Problembewusstsein und dem ständigen Bemühen, Adapter zu basteln, die dann aber neue kulturelle Artefakte sind und hervorbringen. In dieser Hinsicht ist es sehr ähnlich zu dem, was heutige Autoren machen.

Ein großer Unterschied ist, dass sich diese verschiedenen Renaissanceen ja aufeinander stapeln und sich auch immer aufeinander beziehen. Was ich mit dieser Nonchalance vorher meinte: Was den Renaissancehumanisten überhaupt nicht belastet, ist jede Form von Historismus, also Nietzsches „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“, die museale Distanz, die Form von Distanz, die in Anciennität und kultureller Gravität, also nur aus Zeit, besteht – das kümmert den Humanisten offensichtlich überhaupt nicht. In der Welt, in der er lebt, werden ja Statuen noch zu Kalk verheizt. Sie sind ja mit ihrer Wertschätzung, mit ihrer Sammelleidenschaft, mit ihrem Bewahren und Aufschreiben allein auf weiter Flur. Wenn wir z. B. den Brief von Raffael lesen über die Ruinen Roms, das sind einzelne Phänomene von Wertschätzung, eigentlich ist das Baumaterial. Noch Pius V. Mitte des 16. Jh. denkt ernsthaft darüber nach, das Kolosseum abzureißen, weil es die Pilger ablenkt, weil diese sich plötzlich alle für dieses heidnische Zeug begeistern, anstatt brav ihren Ablass zu zahlen. Das ist heute radikal anders. Die Antike, die wir haben, die sich uns präsentiert, von der wir in der Schule lernen und in Büchern lesen, ist schon durch Jahrhunderte von Wissenschaft gefiltert, sie ist überhaupt wissenschaftsförmig. Für den Renaissancehumanisten ist das alles brandneu, noch überhaupt nicht zugerichtet; es sind die richtigen mausdurchlöcherten Codices, die sie herausholen. Insofern ist es auf eine Art und Weise frischer und nicht so gezügelte, denn dieser ganze kulturelle Habitus, dass man im Museum nicht lacht, im Konzertsaal ruhig ist und die rote Samtkordel respektiert, das sind Einschränkungen, mit denen wir zusätzlich heute umgehen müssen.

Cursor: Das sind spannende Aspekte, für die sich sicherlich auch Schüler und Schülerinnen begeistern lassen. Stellen wir uns vor: Einer von uns beiden fällt vier

Wochen aus, sie sind der Vertretungslehrer. Welche drei, vier Texte aus der Renaissance machen sie ganz genau mit einer Klasse von 17- oder 18-Jährigen?

Roth: Ich glaube, *Baiae* wäre einer meiner Topfavoriten. Ich persönlich finde es immer blöd zu sagen, es sind aktuelle Themen, denn alles, was *humanitas* ist, ist jenseits von Aktualität. Was man bei Pontano gut zeigen kann – das würde ich dann in der letzten Woche von diesen vier diskutieren: Das sind ja alles extrem alte Herren mit extrem jungen Mädels. Und wie wird mit dieser Spannung, die wir aus der antiken Literatur kennen, die wir aus jeder Literatur kennen und heute noch in der Praxis beäugen, umgegangen, wie wird da drüber gesprochen? Was Pontano macht, was momentan die Betroffenen nicht machen würden: Er ist wahnsinnig selbstironisch in Bezug auf seine Impotenz und in Bezug auf sein Alter. Das ist natürlich absolut grotesk, das aptum fällt komplett auseinander, wenn da Herren sind, die die durchschnittliche Lebenserwartung schon verdreifacht haben mit Mädels, die jenseits aller bürgerlich-rechtlichen Volljährigkeitsvorstellungen sind. Da geht es einerseits um die ironische Distanz und einen Humor, der da aufkommt auch gerade im Vokabular, der ohne antiken Input undenkbar ist in einer Gesellschaft des 15. Jahrhunderts.

Cursor: Könnten wir das vielleicht an ein, zwei Pontano-Gedichten festmachen, wo Sie sagen, das sind ihre Lieblingsgedichte?

Roth: Was ich extrem gut finde – es fängt ein bisschen sperrig an, aber dann wird's wirklich super, ist das erste Gedicht des zweiten Buches. (Stilistisch ist zu sagen: Das ist die Pontanische „Et-Manie“, er fängt unglaublich gerne Verse mit *et* an.) Da sagt er dann am Schluss über seinen alten Freund, dass nur noch ein kleines Gürklein an ihm herabbaumelt. Es werden auch gerne hapax legomena produziert für Geschlechtsteile mit irgendwelchen Diminutiven, die es gar nicht gibt, deren Wortbildung die gleiche ist wie bei Catull, also stilistische Eigenheiten. Die explizite Anknüpfung an Catull in 2, 1 könnte außerdem zu der Diskussion führen: Was ist Plagiat? Was ist Zitat? Welcher Diebstahl ist Verbeugung und welcher ist Raub an geistigem Eigentum? Hier ist es so: Man nennt seine Quelle, also man sagt, wo das herkommt. Oder das Zitat selbst wie bei den *basia* ist so prominent, dass schon klar ist: Es geht nicht nur darum, sich einen gelungenen Vers zu mopsen, um das eigene Gedicht aufzuhübschen, sondern es geht um eine Bekundung von

An Marino Tomacelli

(*Baiae* 11, 1)

Und die Camenen¹ lieben heiße Quellen
 und die Musen baden im heißen Wasser
 und die Musen leben zurückgezogen
 und die Camenen lieben süße Lieder
 und die Musen führen Tänze, es tanzen
 die Camenen Sonne in dunkle Grotten
 und reißend heizen die Sonnen die Grotten,
 indessen so herrlich die Musen tanzen,
 indessen so weich die Camenen tanzen.
 Unsere Trauer und unsere Sorgen
 lindert der Gesang, Marino,² und dabei
 das Spiel der Becher. So lass uns weissagen:
 Frieden wird in Italien sein und dem
 Frieden folgen Wein und Tanz und Venus nach.
 Dieses Gesetz der Bäder lass uns halten.
 Kommt, Chariten, zu diesem fröhlichen Greis,
 komm, Sirmione, Augenstern der Inseln,³
 kommt auch ihr, ihr Aschen und Reste Catulls,
 während der Gesang das Alter von uns hebt.
 Bleib weg, Marino, aus den heißen Quellen,
 komm hier nicht als Greis mit einem Mädchen an:
 Ein Greis hat mit einem Mädchen nichts gemein,
 Mädchen und Greise sind völlig verschieden.
 Nimm statt der Bäder Becher und Wein, Krüge
 sind etwas für dich und nicht zarte Mädchen,
 Wein aus Melfi für dich in schlanken Kannen:
 Denn Bäder sind für die Jungen, Wirtschaftshäuser
 für die verkrüppelten Greise. Denn du bist
 vertrocknet, erkaltet, zusammengeschrumpft,
 ein kleines Gürtlein baumelt an dir herab,
 deine erstarrten Adern wollen nur Wein.
 Sei so gut, Knabe, fülle die kleineren
 Gläser für uns. Marino, hebe sie hoch:
 Denn umso mehr Gläser du dir einverleibst,
 umso näher wirst du den Göttern kommen,
 und mit jedem Glas, das wir auf uns heben,
 stiften wir Altäre freundlicher Götter.
 Das ist der Genuss und die Lust der Greise.

An Luigi Gallucci

(*Baiae* 11, 2)

Liebliche Zeilen, Luigi, erfreuen,
 lieblich singen wir die Lieder der Liebe
 und liebliche Klänge heben die Seelen.
 Du staunst? Lieblich Amor, lieblich Cupido,
 lieblich ist der Witz und lieblich ist Venus,
 lieblich sind die Chariten und Grazien,
 mit lieblichen Klängen gehn wir zum Tempel,
 liebliches Gebet beten wir Jupiter.
 Das lieblichste Licht, Herrin aller Zeiten.
 Lebt also wohl, grimmiger Ernst und Strenge,
 lebe wohl, catonianische⁴ Härte:
 Nach nichts, wenn nicht nach Lieblichem, fragt die Lust.
 Wenn du dich mir, geliebte Fanniella,
 als Gefährtin in dem weichen Bett hingibst,
 in meine Umarmung deine Wärme kommt,
 werde ich so an deinen Lippen saugen,
 werde ich so an deinen Brüsten saugen,
 werde ich so dir alles Blut aussaugen,
 dass deine Mutter Klagen erheben wird,
 weil sie ihr eigenes Kind nicht mehr erkennt,
 den Hals verschlungen, die Lippen fast erdrückt,
 die Brust verschlungen, die Augen getrunken.
 Und lass keine Kleider uns lästig werden,
 lass mit nackten Körpern den Kampf beginnen,
 mit nackter Brust und du mit nackten Brüsten,
 nackt wir bis aufs Schamhaar, mit nackten Hüften
 und mit nackten Füßen und nackten Knien,
 sodass es aus den offenen Fenstern lärmt,
 wir keine Wunde vergebens ersehnen,
 uns kein einziger Versuch ins Leere geht.

1 Die Camenen sind altitalische Nymphen, gleichbedeutend mit den Musen.

2 Marino Tomacelli (1429–1515), Diplomat und Büchersammler, einer der ältesten Freunde Pontanos, Widmungsträger des gesamten Zyklus *Baiae*.

3 Auf der Halbinsel Sirmione im Gardasee besaß die Familie des Dichters Catull (1. Jahrhundert v. Chr.) ein Anwesen.

4 Die sprichwörtliche Sitten- und Lebensstrenge des älteren Marcus Porcius Cato (234–149 v. Chr.), genannt *Censorius*.

Gefolgschaft, eine Anknüpfung an einen ganzen kulturellen Horizont und ein Netz von Texten, das als Ganzes wiederum eine Bedeutung hat. Dieser Bezug selbst, der sticht ja heraus. Wenn man bedenkt: Alles, was außen herum zu dieser Zeit stattfindet, ist italienische Ritterdichtung mit vielen Monstern und viel Slapstick, dann sind solche Texte extrem herausgehoben. Und das wäre dann das nächste Thema: immer wieder diese unglaubliche kulturelle Kraft des Lateinischen selbst zu betonen. Was ist das sowohl in der chronologischen Achse, als auch in der geographischen Breite für ein mächtiger Zauberschlüssel, dass plötzlich Korrespondenz, sei es zwischen Privaten, sei es zwischen wissenschaftlich Engagierten, von Coimbra bis nach Petersburg laufen kann, obwohl es Petersburg noch gar nicht gibt. Und wenn dann plötzlich Mario Equicola erscheint – das könnte man in Auszügen lesen, als Traktatprosa ist das ein bisschen härter, aber ein toller Text über die Stellung der Frau – wenn also plötzlich jemand 1501 schreibt: Alle Differenzen der Geschlechter sind kultureller Natur, sprich das ist alles gender. (*lacht*)

Cursor: Schreibt er in genauso schönem, reinem Latein, das man gut im Unterricht machen könnte?

Roth: Equicola ist Pontano-Schüler. Es ist schon ciceronianisch in der Prosa, aber es sind extrem lange – es ist halt wirklich Traktat – es sind extrem lange Sätze. Er ist extrem mächtig. Also die humanistische Katalogliebe – man rattert da mal 20 große Fürstinnen des antiken Mythos runter – da ist teilweise das Tempo etwas unangenehmer, aber es gibt sehr schöne kämpferische, thesenstarke Passagen, die man ganz gut herauslösen könnte, z. B. die Stelle, an der er sagt: Die Frauen in der Gesellschaft sind wie die, die den Krieg verloren haben. Und das ist dann plötzlich in ganz Europa lesbar durch das Lateinische.

Cursor: Folgender Text kommt im Unterricht sehr gut an: die Geschichte vom Abt und der gebildeten Frau aus Erasmus' *Colloquia*, eine witzige und auch für den durchschnittlichen Schüler gut zu bewältigende Textstelle.

Roth: Absolut. Es geht darum, zu erkennen: Auch wenn der Text alt ist und die Sprache noch älter, muss ja nicht das Thema auch alt sein. Das sind wiederkehrende Konflikte, die sich auch vor 500 Jahren schon in einer Art und Weise beantworten ließen, die heute normal erscheint. Man merkt also: Die Geschichte geht nicht im-

mer geradeaus nach oben, da gibt es dann auch immer wieder Wellen und Beulen.

Cursor: Fällt Ihnen nach Pontano und Equicola noch etwas Drittes ein, was Sie lesen würden?

Roth: (*überlegt*) Es ist schon so lange her ...

Cursor: Dass Sie 17 waren oder die Renaissance?

Roth: (*lacht*) Nein, dass ich Latein unterrichtet habe. Was mich interessiert hätte und was ich toll finde, was aber leider sehr schwere Texte sind, sind die Hymnen von Michele Marullo, dieses ganze Thema Neuheitentum. Was heißt das eigentlich, wenn die Humanisten sagen: Wir eignen uns eine fremde Kultur an? Wir verlassen den ganzen kulturellen Rahmen, der um uns herum ist, und wenden uns sehr avantgardistisch einer komplett neuen Kultur zu. So wie die Hippies dann plötzlich anfangen, indische Musik zu hören, einfach weil es möglichst weit weg ist. Und das wird dann bis zu dem Punkt getrieben, dass Hymnen auf antike Götter geschrieben werden, die offen häretisch sind, so weit weg sind von allem Christlichen. Aber da ist vielleicht der Spagat zwischen diesen beiden Kulturen ein bisschen weit.

Cursor: In diesem Zusammenhang eine ganz andere Frage zu Pontano: Ist diese Haltung, sich von der Mainstreamkultur abzuwenden, vom vorgegeben Kurs abzuweichen und sich der Kultur zuzuwenden, auch etwas, das Pontano an Catull fasziniert? Findet er auch den Lebensentwurf von Catull gut, oder ist diese Liebe, diese Zuneigung rein literarischer Natur?

Roth: Ich glaube, Catull wird noch nicht so sehr als der literarische Bohème begriffen, der sich quasi herauszieht. Er taucht schon eher auf wie ein Elegiker, der sich qua Amor herauszieht, aber nicht in einer dezidiert thesenstarken Art und Weise, wie das Horaz machen würde. Der ist da immer der Gewährsmann, wenn man sagt: Ich habe mich jetzt bis zum Villenbesitzer hochgearbeitet und jetzt ziehe ich mich ganz elegant zurück in meine Villa, das passiert dann meistens per Horazitat. Pontano selbst ist nicht so rebellisch als Charakter. Seine Biographie ist ja schon sehr interessant. Wenn die Schüler z. B. im Deutschunterricht mit Goethe traktiert werden, könnte man sagen: Schaut mal her, so geht das auch, so kann man auch staatstragender Lyriker sein (*lacht*), aber eben ganz anders aufgestellt. Das habe ich im Nachwort auch relativ breit ausgeführt,

diese langsame, stetige Karriere, die dann irgendwann wirklich dazu führt, dass er die Schlüssel der Stadt buchstäblich in der Hand hat und sie auch bereitwillig hergibt, um Blutvergießen zu verhindern.

Cursor: Kurz skizziert: Warum ist Pontano so eine zentrale Figur der Renaissance-literatur?

Roth: Als Literat ist er eine prägende Gestalt aufgrund seines Erfolgs. Weil sich seine Schriften so weit verbreiten, ist er stilistisch maßgeblich, bis zu dem Punkt, wo das Lateinische aufhört, praktizierte Sprache zu sein. Er verkörpert eine bestimmte Art von stilistischer Reinheit in Bezug auf ein antikes Vorbild bei gleichzeitiger Individualität der Sprache. Benedetto Croce oder ein anderer dieser alten italienischen Kulturhistoriker brachte diese tolle paradoxe Formulierung: Pontano schreibt Latein, als wäre es seine Muttersprache. Pontano trifft die für einen Renaissanceautor ungewöhnliche Entscheidung, nur in einer Sprache zu schreiben, nur auf Latein ohne die charakteristische Zweisprachigkeit der ganzen Literatur. Dieses Fass könnte man auch zu lassen. Und er ist als Politiker extrem einflussreich und hat einen extrem hohen Posten. Er setzt sich einerseits kulturpolitisch in Neapel für den Humanismus ein, indem er die Akademie leitet, indem er extrem viel literarisch Auszubildende um sich herum hat, die in dieser Akademie verkehren, die im Endeffekt das gleiche machen, was wir im Unterricht machen, wo Texte gemeinsam gelesen und besprochen werden – alte Texte wie neuproduzierte Texte. Diese Akademie, das sind viele. Sie hat in Italien auch den Spitznamen „das Trojanische Pferd“, weil plötzlich überall Höflinge auftauchen, die auf dieser Schule – eigentlich ist es eine Akademie, ein Fortbildungszentrum – waren. Und andererseits tritt er als Außenpolitiker des Königreichs Neapel, des größten Flächenstaates in Italien, der wohlhabendsten Region von Europa – steinreich, wahnsinnig fruchtbar, gutes Wetter – immer wieder als wunderbarer und erfolgreicher Friedenspolitiker auf. Und er hat natürlich in dieser Zeit, wo ständig alle kleinen Fürstentümer aufeinander einhacken, extrem viel Gelegenheit, als Unterhändler präsent zu werden. Pontano ist also vorbildlich nicht nur durch seine Texte, sondern auch seinen Habitus. Er verkörpert der Humanisten, der sich, je nachdem wie es seine körperlichen Kräfte hergeben, zusätzlich zu dem ganzen literarischen Pensum, das keine Abstriche erlaubt, politisch für seine Gemeinschaft engagiert; der im öffentlichen Leben präsent ist und als Person dafür

sorgt, dass diese berühmten humanistischen Werte auch in irgendeiner Art in die politische Praxis umgesetzt werden: dass man Frieden schließt, Geld verachtet, nett zu den Leuten ist; der einen großen Freundschaftskult pflegt. (Das ist ein wichtiger Block, den man gut ansprechen kann, dass die sozial bindende Kraft des Amor in der Nahzone durch Freundschaft ganz wichtig ist); der in Gemeinschaft lehrt und forscht, und der sich dann zur gegebenen Zeit mit entsprechender Reife und Würde wiederum zurückzieht aus diesem Leben, um gleichsam eine Außenperspektive einzunehmen. Auch dieser humanistische Bildungsgang ist ja so ein bisschen nachgemodelt nach der Antike: Man fängt mit Liebesdichtung an, wendet sich dann der Philosophie zu und versenkt sich am Ende wieder in der Spiritualität und in der Heiligkeit.

Cursor: Wenn jemand dieses Büchlein *Baiae* gelesen hat – abgesehen davon, dass es ganz wunderschön gestaltet ist, ist es auch inhaltlich einfach toll – und Pontano noch näher kennenlernen möchte, der ja eine unglaubliche Menge an Werken produziert hat. Welche würden Sie da noch herausgreifen? Was wäre eine gute Anschlusslektüre an *Baiae*?

Roth: Das ist auf Deutsch gar nicht so einfach. Das komplette lyrische Œuvre Pontanos ist empfehlenswert und es ist auch alles in diesem elegisch geprägten, catullischen Register verfasst. Wenn man sich einmal auf diese Sprache von *Baiae* eingelese hat, kann man gut zum nächst späteren Zyklus *Eridanus* übergehen. Wir treffen wieder auf den alternden Pontano, schon Witwer, aber Thema ist eher eine „Einpersonienliebe“, nicht so Party, so offen wie in *Baiae*. Ein Gedicht aus diesem Zyklus befindet sich auch in der großen Anthologie. Das sind richtig tolle Liebesgedichte. Wir haben bei uns in der Küche immer *Radio Salzburg* laufen und sind dadurch bei den aktuellsten Schlagern immer auf dem Laufenden (*lacht*), und das sind die gleichen Topoi, das ist immer noch genau dieses Ding, diese Mischung aus Elegie und Petrarca. Damit hat man die komplette lyrische Liebesdichtung bis heute, da kann man ganz witzige Kontaktpunkte inszenieren. Die Elegie an Stella, die in der *Welt der Renaissance* auch drin ist, da sind all diese Topoi – hell-dunkel, du bist die Sonne und das Licht meines Lebens – in einer meisterhaften Form ausgeführt.

Cursor: Apropos *Radio Salzburg*: Ist Ihnen bei Ihrer Arbeit der eine oder ande-

re nennens- oder lesenswerte Humanist aus der Gegend des heutigen Österreich untergekommen? Die sind eher spärlich vertreten, oder?

Roth: Ja, eher spärlich. Die deutsch-österreichischen Humanisten haben leider durch diesen blöden Luther nicht so viel Zeit, richtig Renaissance zu machen. Die müssen dann sofort Reformation betreiben. Was es davor gibt, am Wiener Hof, etwa Conrad Celtis, das sind richtig schwere, panegyrische Texte. Das ist schon von der Textart extrem exotisch und natürlich durch den heroischen Stil extrem frickelig.

Cursor: Also nichts für die Schule.

Roth: Wenn man gewisse Anspielungen erkennt, dann macht das schon Spaß, aber es ist schon sehr nerdig. Was von Pontano sehr eigentümlich ist, was ich auch sonst überhaupt nicht kenne – das hat vielleicht auch als Konzeptalbum einen gewissen Reiz – ist der Band *De tumulis*. Das sind zwei Bücher nur fiktiver Grabinschriften, auf seine Freunde, auf seine Fürsten, auf die Leute auf der Straße und auch auf fiktive Figuren – die Sprache als Gedenkraum – und natürlich seine eigene Grabinschrift auch; das ist schon auch auf eine Art und Weise eindrucksvoll.

Cursor: Was ich in Ihrem Nachwort gelesen habe und mich auch interessieren würde, sind die Schlaflieder in *De amore coniugali*, wenn ich mich recht erinnere.

Roth: Ja, genau. *De amore coniugali* ist intertextuell interessant, wenn man Elegiker davor gelesen hat – Motto: alles ist erlaubt außer Heiraten – und plötzlich wird diese textuelle Strategie mit teilweise ähnlichen Halbversen, also in ganz naher Imitation auf ein ganz neues Themengebiet angewendet. Und damit ist man mitten in der Renaissance, also diesem „Wiederkäuen“, wo dann komplett neue Sachen dabei herauskommen. Man wendet z. B. das elegische Konzept auf eine soziale Situation an, die dafür überhaupt nicht vorgesehen ist. Es gibt da etwas, das wahrscheinlich für Schüler*innen auch viel zu seltsam ist, ich aber ganz super finde: ein zweiteiliges Lehrgedicht über Zitruspflanzenzucht von Pontano, sozusagen eine neue Georgica, dieses versprochene fünfte Gartenbuch wird nachgeholt, aber in Bezug auf eine Pflanze, die der Antike unbekannt war. Also auch eine Form von Neuheit, die hier hereinkommt, auf einer Sachebene. Oder auch Mischungsexperimente, wo in *Baiae*, also einem ganz catullischen Setting, plötzlich aitiologische Metamorphosen hereinkommen, um zu

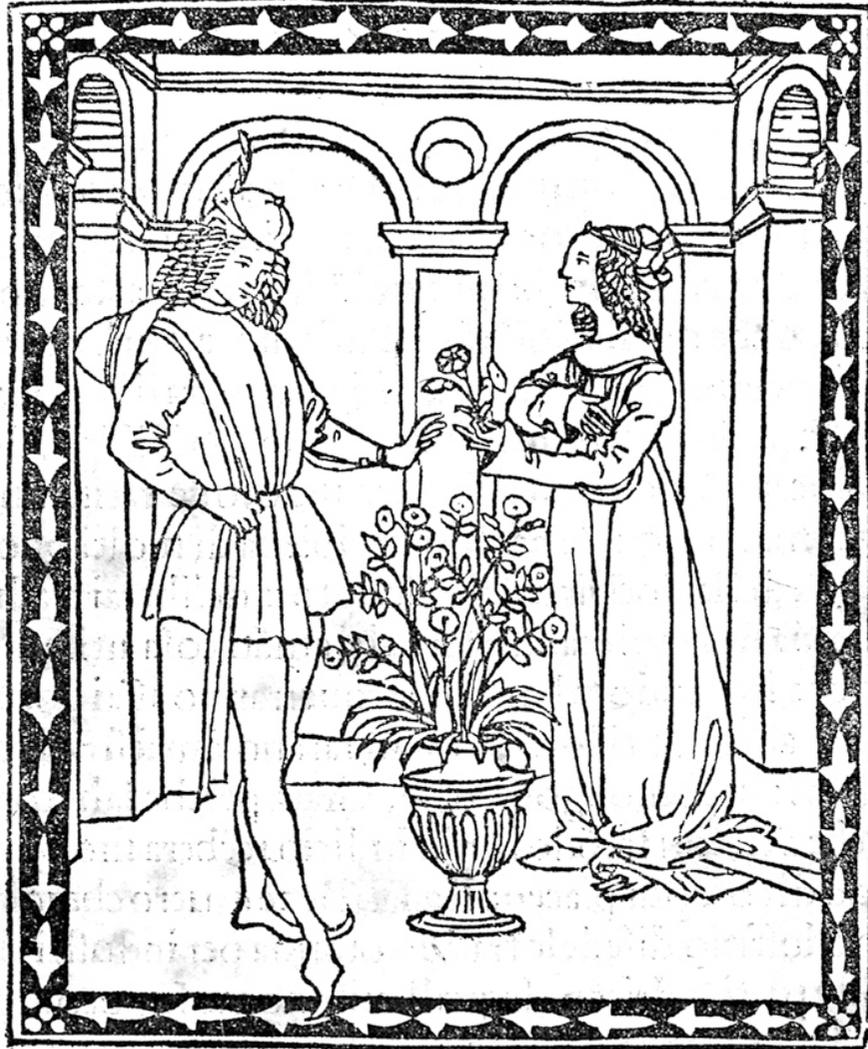
erklären, warum das Wasser da so schön warm ist. Das ist zum Lesen zu lang, aber als *talking point* interessant. Es geht ja auch andersherum: Das große Gardasee-Gedicht von Pietro Bembo, der auch eine tolle Figur ist, ist eine riesige ovidianische Metamorphose, wie der Gardasee entsteht, in die eine bombastische catullische Hochzeitsbeschreibung eingebaut ist. Es ist wie Erpresserbriefschreiben (*lacht*), was da aus der Antike immer wieder „zusammengestückelt“ wird.

Was die Prosa betrifft: Ich weiß nicht, ob das ebensowohl inhaltlich anschlussfähig ist an die Antike. Diese Texte sind natürlich auch toll bei Pontano: Über den Fürsten, über Freigiebigkeit, über Gehorsam, also soziale Tugenden, die in kleinen Brieftraktaten ausdifferenziert werden. Es gibt auch noch ein tolles *De Fortuna*, wo er sich 100 Seiten lang abplagt, wie man diese humanistische Begeisterung für diese doch allmächtige Fortuna, die eben nicht durchblickbar ist, mit der Allmacht Gottes in Einklang bringt. Was sich auch widerspricht: Haben wir jetzt Chaos oder haben wir kein Chaos in der sich drehenden Welt? Aber diese Traktatliteratur eignet sich für die Schule nicht so gut. Was Pontano leider nicht hat, was ja eigentlich auch immer eine schöne Gattung ist, sind Briefe. Das wäre vielleicht auch ein Text, den man mit Schülern lesen könnte, der ein bisschen älter ist: der Brief von Poggio Bracciolini über die Wiederentdeckung des Quintilian. Darin beschreibt er, wie er nördlich der Alpen – man weiß eben nicht genau, wo – irgendwo in der Ecke von Fulda ...

Cursor: Das ist ja in dem Buch von Stephen Greenblatt *The Swerve: How the World Became Modern* ganz ausführlich beschrieben.

Roth: Ja, genau! Dort geht es um die Lukrez-Entdeckung, über Quintilian gibt es diesen Brief, wie er das Kellerverlies heruntersteigt im Kloster. Alles ist voller Schimmel und Schutt und dann zieht er dieses Manuskript heraus und beschreibt dann Quintilian wie einen Häftling mit Riesenbart, zerfetzt und abgerissen, der jetzt gleichsam gewaschen, rasiert und schön eingekleidet wird und zu seiner alten Majestät zurückfindet – und was Cicero über ihn sagt. Hier kann man sehr schön beobachten, dass die Art und Weise, wie die Humanisten von bestimmten Autoren denken, ganz stark von den Autoren beeinflusst ist, die sie haben. Wenn jemand bei Cicero lobend erwähnt wird, dann ist das auf Jahrtausende das Ticket, dass nach dieser Handschrift auch gesucht wird und dass diese dann auch mit

PROEMIO DI SER ALEXANDRO BRACCIO AL
 prestantissimo & excellentissimo giouane Lorézo di Pier frã
 cesco de Medici sopra la traductione duna hystoria di due a-
 manti composta dalla felice memoria di Papa Pio .ii.



B Enche molti sieno li exempli Lorézo mio excel-
 lentissimo : pequali facilmente in altri ho potu-
 to comprehendere quanto sieno ualide & gran-
 di leforze damore & molte carte habbi riuolte :
 doue lincendii suoi si tractano & fannosi mani-
 festi : niente dimãco alchuna cosa non ha potuto
 piu ueramente monstrarmi la sua potentia : che lo experimento
 che ho facto in me stesso : conciosia cosa che nella mia florida eta

a

entsprechendem Respekt gelesen wird. Und gleichzeitig diese Vermenschlichung des Buches, diese ganz unmittelbare körperliche Zärtlichkeit, die das stilistische Repertoire für Bücher und den Umgang mit diesen bezeichnet. Dieses nationbuilding, dass diese humanistische Bewegung versucht, sich von Anfang an als eine Bewegung zu gruppieren und einen Kanon zu bilden und den zu schieben. Dass wir die korinthischen Kapitelle im Altbau haben, ist der totale Erfolg genau solcher Operationen. In dem Brief kommt auch sehr schön diese Frustration zur Sprache, dass das alles fragmentarisch ist. Irgendwann – und zwar sehr bald – wissen sie ganz genau, dass sie nur Stückwerk haben, dass es eigentlich nicht möglich ist, von der antiken Literatur zu sprechen, weil einfach so viel weg ist. Dieses Bewusstsein für Lücke wirkt von Anfang an wie ein Kreativitätsimperativ. Bestimmte Sachen, die nicht passen, müssen passend gemacht werden. Und das liegt natürlich ganz stark im Auge des Betrachters. Bis zu dem Punkt, dass Humanisten anfangen, die *Aeneis* weiterzuschreiben, weil sie sagen: So kann das nicht aufhören, das muss fragmentarisch sein. Das ist ja eine Unverschämtheit, wie das aufhört! Man merkt, da ist einerseits eine Neugier, die wahnsinnig gerne nimmt und die viel aufsaugt, da ist aber auch ein Interesse und eine Neugier, die bestimmte Sachen haben will und bestimmte Dinge in ihrer Zeit braucht, um die Dinge zu legitimieren. Da ist dieser Brief, der an Guarino Veronese gerichtet ist. Das hat Greenblatt ja auch so schlau gemacht, deshalb war ja auch wahrscheinlich der Erfolg so groß: Diese physische unmittelbare Handlung – wir entdecken die Bücher neu – ist natürlich eine super Szene, um diese ganze kulturelle Bewegung und Umwälzung praktisch zu fassen. Was ist überhaupt die mediale Situation? Die müssen diese Texte ausgraben, aber 100 Jahre später ist das Zeug dann ediert und liegt gedruckt vor – zwischenzeitlich wurde der Buchdruck erfunden. Und so viel mehr Antike als sie haben wir auch nicht. Da waren sie relativ schnell und sorgfältig. Und man bekommt einen Ausblick auf die mediale Situation, die durch den Lesehunger den Buchdruck hervorbringt, und dass die Bücher ja relativ schnell funktionieren wie heute auch noch. (*hält den Baiae-Band hoch*) Wer weiß, wie man so ein Buch bedient, der kann tatsächlich ein Buch von 1500 nehmen, aufschlagen und bedienen. Das ist schon auch immer wieder faszinierend (*lacht*). Welche 500 Jahre alte Maschine kann ich denn sonst noch bedienen?

Cursor: Könnten wir den Bildungswert der Renaissance für junge Menschen, die

Renaissance als Bildungsfolie aus einer gewissen historischen Distanz auf ein, zwei prägende Sätze einkochen?

Roth: Ich glaube, die Renaissance ist wie kaum eine andere Epoche dazu geeignet, diese Seltsamkeiten und Widersprüchlichkeiten Europas besser zu verstehen, weil es da ganz am Anfang steht, sich der Begriff Europa auch als politische Einheit genau in dieser Zeit herausbildet und es von Anfang an diese Widersprüchlichkeiten gibt, große Chancen und große Risiken. Man kann dieses ganze humanistische Fürsorgewerk, aber auch den ganzen Fanatismus und die ganze Gewaltbereitschaft, die damit einhergehen, von Anfang an nebeneinander sehen. Das ist sehr hilfreich. Das andere ist das Kennenlernen einer wahnsinnigen sprachlichen Schönheitsbesessenheit, die auch gut tut und die man immer brauchen kann. Diese Frage: Wie schaffe ich ein bezauberndes, reiches und gut durchdachtes sprachliches Artefakt, das auch eine entsprechende Überzeugungskraft hat, den Leser oder Hörer überwältigen, mitreißen, verführen und um den Finger wickeln kann, wie ich das haben möchte – das ist ja auch immer gut zu lernen und zu haben. Und es ist eine große Neustartgeschichte! Was passiert denn nach der fetten Seuche, wo wirklich viele Leute sterben? Man lernt also etwas Extremes über unseren Kontinent und man lernt etwas für seinen Alltag. Die Schüler*innen schreiben definitiv mehr als wir miteinander (*lacht*), da ist ja so etwas wie sprachliche Manipulation sehr wichtig.

Cursor: Gibt es da übrigens einen Zusammenhang, dass in einer Phase, in der Europa dabei ist, eine Einheit zu werden, in Zusammenhang mit diesem politischen Prozess Latein auf einmal wieder entdeckt wird?

Roth: Nein, das würde ich so nicht sagen. Folgender Punkt ist wichtig: Sie sprechen *wieder* Latein. Sie sprechen nicht immer noch Latein, sondern wieder. Die ersten Belegstellen von Europa als Einheit, als *res publica Christiana* sind 1453 zu finden, als der Osmane aufmarschiert. Europa ist das, was nicht der Osmane ist, brutal gesagt.

Cursor: Piccolomini.

Roth: Genau. Diese Sache ist kriegspolitisch.

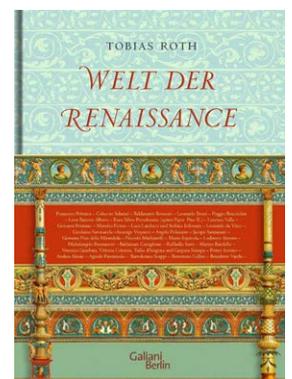
Cursor: Eine letzte Frage: Sie haben jetzt dieses riesige Renaissancebuch herausgegeben, sie haben sich mit *Baiae* beschäftigt. Gibt es ein nächstes vergleichbares Projekt, an dem sie dran sind?

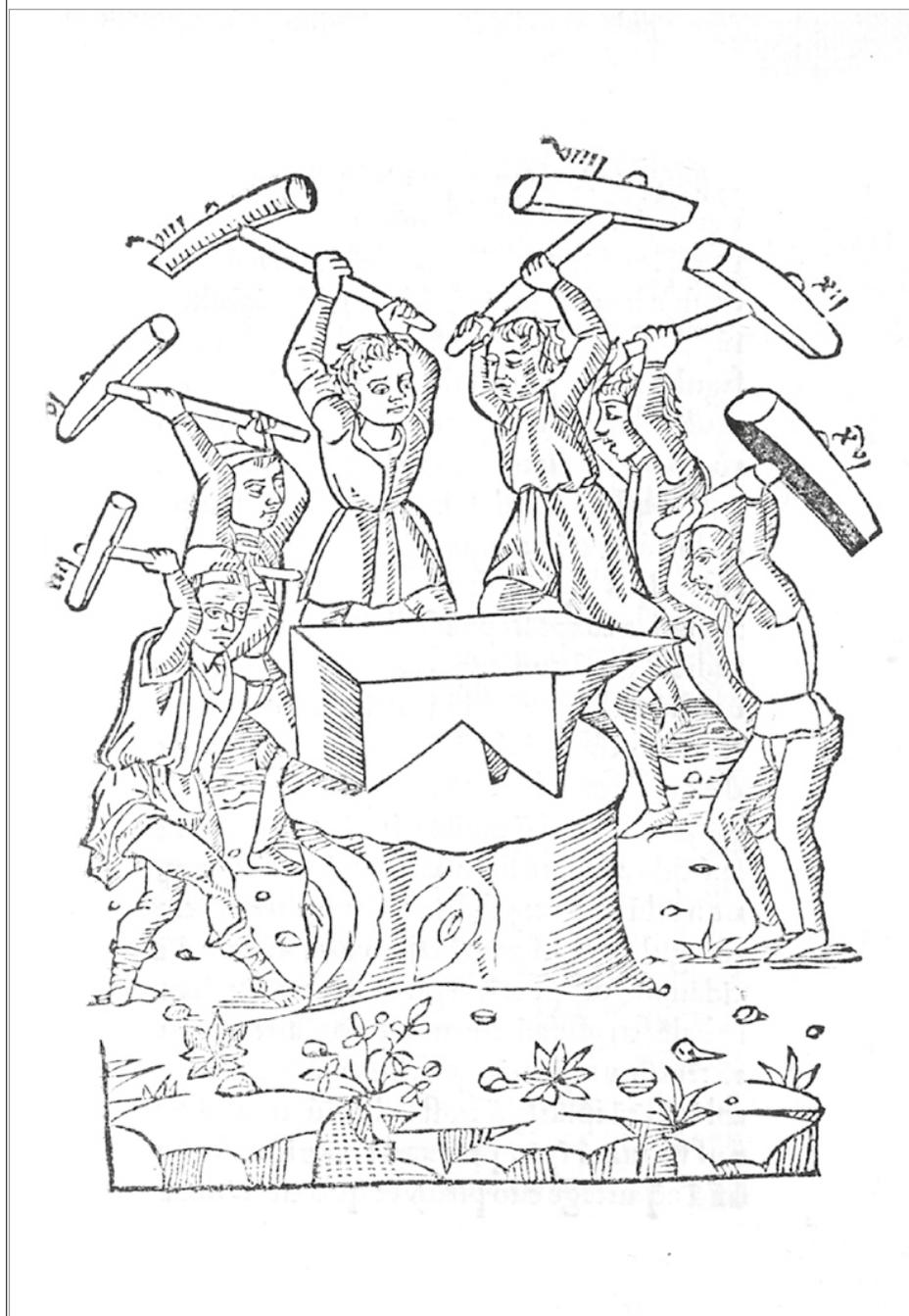
Roth: Ich übersetze gerade ein zeitgenössisches Buch über Montaigne, das wird ganz lustig. Und ansonsten bin ich mit meinem Verleger am Suchen. Es wird definitiv noch mehr geben. Aber der Groschen ist noch nicht ganz gefallen, ob es ein Einzelwerk wird. Oder man kompiliert mit einem anderen geographischen Schwerpunkt nochmal so etwas Großes. Aber so etwas Großes wie *Welt der Renaissance* braucht einfach extrem viel Zeit, sonst taugt es auch nicht. Das muss man ganz langsam verdauen und gären lassen. Aber ich hoffe, es ist noch Lebenszeit übrig, und so wird es auf alle Fälle weitere Arbeiten geben.

Cursor: Vielen Dank für das schöne Gespräch, das uns sehr viele neue Einsichten gewährt hat! ■

Der Autor, Lyriker und Essayist Tobias Roth, geboren 1985 in München, hat Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte sowie Europäische Literaturen studiert und wurde 2017 mit einer Arbeit über die Sonette Pico della Mirandas an der HU Berlin promoviert. 2020 erschien im Berliner Galiani-Verlag die von ihm ausgewählte, übersetzte und kommentierte Anthologie *Welt der Renaissance*, die auf enormes Medienecho stieß, auf den Bestsellerlisten stand und u. a. mit dem Bayerischen Kunstförderpreis 2021 ausgezeichnet wurde. Zuvor veröffentlichte er bei Galiani gemeinsam mit Asmus Trautsch und Melanie Möller einen Kommentar zu Ovids *Ars amatoria*. Neben zahlreichen anderen Übersetzungen und Herausgeberschaften sei noch auf Roths Edition von Giovanni Pontanos Gedichtband *Baiae. Zwei Bücher Elfsilbler* hingewiesen, der im Verlagshaus Berlin erschienen ist. In diesem Verlag veröffentlichte Roth auch eigene Lyrik, zuletzt 2018 der Band *Grabungsplan*. Außerdem ist Tobias Roth Gründungsgesellschafter des Verlages *Das Kulturelle Gedächtnis*, für den er u. a. einige Werke Voltaires, etwa die Tragödie *Der Fanatismus oder Mohammed*, ins Deutsche übertragen hat.

In diesem Beitrag finden Sie vier Probeseiten aus Tobias Roth, *Welt der Renaissance*.





Franchino Gaffurio: *Theorica musica*.
Neapel, gedruckt von Francesco di
Dino, 8.X.1480. (GW 10436) Fol. 17r,
Pythagoras in der Schmiede.

Die antike Legende über den Philosophen Pythagoras in der Schmiede ist etwa das für die Musiktheorie, was der Apfel auf Isaac Newtons Kopf für die Gravitationstheorie ist. Pythagoras soll in einer Schmiede die Entdeckung gemacht haben, dass die gleichzeitigen Hammerschläge der Gesellen je nach Größe der Hämmer harmonisch oder dissonant miteinander klingen. Pythagoras trug die Entdeckung mit sich und zu einem Saiteninstrument und so entwickelte sich aus den entsprechenden ganzzahligen Verhältnissen die Musiktheorie. Kosmische, sphärische, rein mathematische Schönheit, deren Beobachtung im Lärm einer Schmiede beginnt. 🐞

Paradoxe Merkmale in lateinischen Stilfiguren

Aposiopese, Praeteritio, Ironie

Oswald Panagl

I. Tropen in typologischer Klassifikation

In den traditionellen und bewährten Nachschlagewerken zur allgemeinen bzw. zur lateinischen Stilistik begegnen uns die einzelnen Ausdrucksmittel (Stilfiguren, Tropen) zumeist in einer willkürlich anmutenden Reihenfolge, für die entweder der Zufall des Alphabets, assoziative Übergänge oder nur schwer nachvollziehbare subjektive Kriterien maßgeblich sind. Als ein prominentes Beispiel sei das für Generationen von Lehrern und Schülern unverzichtbare „Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik“ von Hermann Menge genannt¹. Auf S. 376 ff. werden die wichtigsten Stilfiguren mit ihren semantischen Definitionen, funktionalen Leistungen und einer Reihe von illustrativen Beispielen vorgestellt: In § 548 (S. 376 f.) erfahren wir zunächst eine bündige Definition von Tropus (*translatio*), im folgenden Paragraphen (S. 377 f.) lernen wir die prototypische Form der Übertragung, also der uneigentlichen Ausdrucksweise, nämlich die Metapher kennen. Dann findet sich unter den §§ 550 und 551 auf den Seiten 378 – 390 eine Liste von 31 Subtypen, deren Charakteristik und Nutzanwendung durchaus einleuchten und für praktische Zwecke bis heute nützlich sind, deren Anordnungsprinzip mit seinen Gliederungskriterien hingegen nicht ohne weiteres motivierbar ist. Ich zähle die behandelten Termini ohne weiteren Kommentar in der eingehaltenen Reihenfolge auf: Synekdoche (*comprehensio*), Metonymie (*denominatio*), Antonomasie, Hyperbel (*superlatio*), Ironie (*disssimulatio*, *illusio*), Periphrase (*circumscriptio*), Litotes, Emphasis; Asyndeton (*dissolutio*), Polysyndeton, Ellipse (*omissio*), Aposiopese (*reticentia*), Ausruf (*exclamatio*), Frage (*interrogatio*), Iteratio (mit den Unterarten Anaphora, Epiphora, Symptolke, Geminatio), Dubitatio, Permissio, Apostrophe (*allocutio*), Antithese (*oppositio*, *contrarium*), Oxymoron, Paradoxon, Hendiadyoin; Distributio, Klimax (*gradatio*), Praeteritio, Diminutio, Correctio, Occupatio bzw. Praemunitio, Brachylogie, Hysteron proteron, Zeugma.

Der Verfasser dieses Beitrags hat bereits mehrmals versucht, im Wege satzsemantischer Analyseverfahren und mit Hilfe von

operationalen Merkmalen Ordnung in die bunte Gemengelage der Erscheinungen zu bringen und so zumindest nischenartige Subsysteme zu erstellen sowie diese durch intersubjektive Kriterien zu begründen. Die Stilfiguren von Synekdoche und Ellipse etwa haben miteinander gemeinsam, daß in beiden Fällen aus onomasiologischer Sicht ein charakteristischer Teil oder eine typische Eigenschaft an die Stelle des ganzheitlichen Merkmalträgers tritt, die Bezeichnung somit selektiv bzw. defizitär erfolgt. Als unterscheidenden Parameter kann man einführen, daß die Übertragung bzw. uneigentliche Ausdrucksweise bei der Synekdoche (als *pars pro toto*) paradigmatisch eintritt, während sie sich bei Verwendung einer Ellipse auf der syntagmatischen Achse vollzieht (vgl. *Huf* an Stelle von *Pferd* vs. *die Rechte* für *die rechte Hand*). Als konkomitante Eigenschaften lassen sich für die Synekdoche ein Hang zur Affekterneuerung, für die Ellipse hingegen ein Bedürfnis nach Ausdrucksverknappung (als Variante der sprachlichen Ökonomie) feststellen.²

Antonomasie und Periphrase werden in stilistischen Handbüchern üblicherweise kategorial, d. h. nach dem Typus der Wortarten und syntaktischen Ausdrucksmittel unterschieden, die der jeweiligen Umschreibung dienen: Bei der Antonomasie tritt ein Substantiv, das zur gemeinten Person oder Sache in einem prädikativen bzw. appositionellen Verhältnis steht, für den originären Eigennamen ein (*Pelide* für *Achilleus*, *der Dichter des Faust* statt *Goethe*). Im Falle der Periphrase hingegen ersetzt ein Verbum ein attributives Syntagma, oder ein ganzer Satz den intendierten Begriff (*als die Hähne krächten* für *morgens*, *König Rudolfs heilige Macht* statt *König Rudolf*). Dabei wäre das Moment der Umschreibung, der semantischen Perspektivierung und der Umschichtung in der Merkmalprominenz durchaus ein gemeinsamer Nenner, der die beiden Tropen enger zusammenrückt und qualitativ in die Nähe der – altnordischen und keltischen – Kenning stellt.³

Wieder ein anderes Einteilungskriterium für Stilfiguren bietet sich mit dem oppositionellen Begriffspaar Aussparung

vs. Redundanz (in anderer Terminologie Understatement vs. Übertreibung) an, das freilich nicht privativ-antithetisch, sondern skalar-konträr aufzufassen ist, dessen Werte demnach auf einer differentialen Achse mit zwei entgegengesetzten Polen festzumachen sind.⁴ Als Aussparung lässt sich neben der schon anders zugeordneten Ellipse vor allem die Litotes verstehen, deren paradigmatische Ökonomie (d. h. Zurückhaltung in der Intensität des Ausdrucks) häufig mit einer syntagmatischen Kompensation erkauft wird. Denn die doppelte Verneinung (*nicht ohne Anstrengung*) bzw. die Aufhebung des semantischen Gegenteils durch eine Negation (*nicht schlecht* für *gut*) führt zu einem lexikalischen Mehraufwand: So hat eben auch die Bescheidenheit durchwegs ihren verbalen Preis. Unter Redundanz (bzw. Hyperbolie, Übertreibung, Überfülle des Ausdrucks) sind alle Stilfiguren zusammenzufassen, die eine Überschreitung des kommunikativ notwendigen Aufwandes entweder als Mittel der Intensivierung, im Dienste einer besonderen Dringlichkeit, als Signal von gesteigerter Emotion oder nur als sprachspielerische Attitüde auszeichnet.

Als Redundanz im strikten Wortsinn gilt die Repräsentation einer homogenen inhaltlichen Qualität durch mehrere ähnliche, bisweilen sogar synonyme Ausdrücke in parataktischer Reihung (*recht und billig*). Im Sonderfall des Hendiadyoin wird nach der Schulmeinung eine subordinative Bestimmungsgruppe wie eine koordinative Erweiterungsgruppe behandelt: Hypotaxe in der Tiefenstruktur erscheint also an der syntaktischen Oberfläche als Parataxe (*von Tellern und Silber essen* an Stelle von *Silbertellern*). Dass diese Ausdrucksweise im Lateinischen besonders häufig und auch ohne erkennbare stilistische Ambitionen begegnet (*frequentiam et consensum, temporibus et periculis, oratio et facultas*), mag mit Restriktionen dieser Sprache bei der produktiven Bildung von nominalen Komposita zusammenhängen: So lassen sich die beiden letztgenannten Beispiele im Deutschen ungezwungen als „Gefahrenzeiten“ oder „Redebegabung“ wiedergeben.

Als eigentlichen Pleonasmus (im Extrem-

fall als Tautologie) bezeichnet die Stilforschung jene Syntagmen, bei denen Subjekt bzw. Objekt und Prädikat, Bezugsnomen und Attribut, komplexe Verbstrukturen oder adverbiale Erweiterungen ihren homogenen und kompakten Informationsgehalt im Ausdruck auf mehrere Satzteile bzw. Wortarten verteilen und erstrecken.

Die etymologische Figur (*figura etymologica*) endlich (*einen Sieg siegen, eine Schlacht schlagen*) hat als syntaktisch-stilistisches Konstruktionsmuster ihren Ursprung in der Verbindung eines Verbums mit einem inneren Objekt, das einen verbalen Vorgang oder eine Satzaussage, also „Namen für Satzinhalte“⁵, semantisch aufgreift und lexikalisch verdichtet. Im – auch außerindogermanischen – Sprachvergleich tritt das hohe Alter solcher Phrasen ebenso hervor wie der Grad an Funktionalität, die zunächst das ästhetische Moment der Wiederholung bzw. des Gleichklangs durchaus überwiegt. Mit dem jüngeren Rückzug in das Reservat der Stilfiguren hat die perseverative Komponente allmählich auch adverbiale, attributive, prädikative und infinitivische Konstruktionen und Wortverbindungen erfasst (*cupide cupis, amoenitate amoena, fures privatorum furtorum, tacitus tace, properare propero*).

Auch für die Unterscheidung von *Metapher* und *Metonymie* bietet sich neben den zahlreichen stilkritischen und poetologischen Definitions- und Distinktionsversuchen (z. B. Bezeichnung einer Vorstellung durch ein Bild vs. Tropus des Attributs, verkürzter Vergleich vs. Ersatz durch sachlich verwandte Bezeichnung) ein vergleichsweise einfaches und eindeutiges linguistisches Kriterium aus dem Bereich der logischen Semantik an. Metaphorische Übertretungen bzw. Substitutionen sind *intensional*, d. h. ausschließlich durch Merkmale der Semantik, motiviert, während metonymische Ausdrucksweisen durchwegs *extensional*, also durch (räumliche, zeitliche, kausale, sequentielle, materielle) Zusammenhänge in der realen Welt vermittelt werden. Versteht man nach den üblichen Erklärungen unter Intension den Begriffsinhalt eines Ausdrucks, also die Summe seiner sprachlichen Bedeutungselemente, unter Extension hingegen den Begriffsumfang, also die Gesamtmenge der Vorkommensfälle, d. h. der realen Repräsentation eines Sprachzeichens, so lassen sich etwa die (konventionellen) uneigentlichen Verwendungsweisen des Wortes *Fuchs* im Deutschen bündig so differenzieren: Als Bezeichnung für einen schlaun Menschen oder für ein Pferd mit rotbrauner Farbe werden semantische Faktoren, sprachlich kodierte Eigenschaf-

ten des Raubtieres auf andere Lebewesen übertragen, mit denen der wirkliche Fuchs in keiner prominenten oder typischen Beziehung steht: es handelt sich demnach um eine Metapher. Verwendet man *Fuchs* hingegen für einen Mantel aus Fuchsfellen (z. B. *Die Dame hat sich einen neuen Fuchs gekauft*), dann steht das Material bzw. der Rohstoff für das fertige Produkt, die Verbindung ist über die außersprachliche Realität vermittelt und fällt damit unter Metonymie.

Versteht man unter Paradoxie eine gegen allgemein anerkannte Grundsätze gerichtete Behauptung, aber auch den Widerspruch einer Aussage in sich selbst (d. h. eine semantische Antinomie) oder – noch allgemeiner und im etymologischen Sinn des griechischen Wortes – einen Ausdruck, der an der Erwartung vorbeigeht und sich gegen die generelle Meinung richtet, so mögen die folgenden drei stilistischen Figuren zur Gänze oder wenigstens mit Teilaspekten ihres Wesens und ihrer Wirkung unter dieses Leitprinzip fallen.

II. Die Aposiopese

Die kommunikative Absicht eines Satzes ist im Normalfall dann erreicht, wenn seine vollständige syntaktische Struktur mit adäquaten, d. h. sinnvollen und untereinander nicht widersprüchlichen semantischen Größen besetzt ist. Daher ist nach den Kriterien der generativen Transformationstheorie ein Gebilde ungrammatisch, in dem eine unverzichtbare syntaktische Position wie die Verbalphrase nicht besetzt ist. Desgleichen ist aber auch eine formal vollständige Konstruktion nicht akzeptabel, wenn die Subkategorisierungsregeln und die Selektionsbeschränkungen verletzt sind, somit die wechselseitige semantische Verträglichkeit beschädigt wird. Man vergleiche nur den häufig zitierten Beispielsatz aus der Frühzeit dieses Paradigmas: *Colourless green ideas sleep furiously*.

Die Aposiopese, nach der Grundbedeutung des griechischen Ausdrucks eigentlich „das Verstummen“, firmiert in terminologischen Wörterbüchern als die „rhetorische Figur der Kürzung: überraschender Abbruch des Satzes zum Ausdruck der gespielten Höflichkeit, Besorgnis o. ä.“⁶ Als Beispiel dient häufig eine Passage aus Heinrich Heine: „Die Zukunft deines Vaterlandes, ... doch ach, du kannst nicht schweigen“.

Dieser Tropus hat demnach auf der einen Seite Ähnlichkeit mit dem sogenannten Anakoluth, also dem Konstruktionsbruch und Wechsel der Aussageform während einer Mitteilung. Nur wurzelt dieser Über-

gang zu einem anderen Ausdrucksregister in mangelnder Satzplanung oder in einer formalen Korrekturabsicht, während die Aposiopese durch inhaltliche Momente motiviert ist, die sie in die Nähe des Euphemismus und alter Tabuvorstellungen rückt. Man möchte bestimmte heikle oder brisante Elemente einer Botschaft unterdrücken bzw. aussparen, um entweder die Gefühle des Gesprächspartners zu schonen bzw. bei einem Streit einklagbare Verbalinjurien zu vermeiden oder – und das ist die archaische, in Vorstellungen des Aberglaubens wurzelnde Komponente – keine feindseligen Dämonen oder bösen Mächte auf den Plan zu rufen.

In der lateinischen Literatur gilt die „durch Affekt und innere Hemmungen bedingte Aposiopese“ vor allem als Charakteristikum von lebendiger Umgangssprache, doch wird sie als Stilmittel der gesuchten Expressivität auch von der Kunstsprache nicht verschmäht.⁷

Beispiele solcher paradoxer Abbrüche von Aussagen an entscheidender Stelle, wobei Situation, Mimik und Gestik, aber auch Weltwissen und kultureller Horizont das Defizit kommunikativ ausgleichen, sind etwa Plautus, *Persa* 296: *Qui te dii deaeque – ! Sed quid hinc porro dicturus fuerim, ni linguae moderari queam* sowie Terenz, *Andria* 146: *Quem quidem ego si sensero – ! Sed quid opust verbis?* Im ersteren Beleg wird das Verbum des Fluches ausgespart (z. B. *perduint*), das sich freilich aus dem Kontext ergibt, um das *decorum* zu wahren. Im zweiten Fall fehlt nach der Protasis des Konditionalsatzes die Apodosis, also der auch syntaktisch geforderte Hauptsatz, dessen aggressiver Gehalt aber erneut aus dem Zusammenhang erschließbar ist, wie der Sprecher selbst konstatiert („Doch was bedarf es der Worte?“).

Einen bereits im Altertum berühmten Beleg dieser Stilfigur, über den sich Quintilian, *Institutio Oratoria* 9, 2, 54 äußert, bietet Vergil, *Aeneis* 1, 135: *Quos ego – ! Sed motos praestat componere fluctus*. Der Sprecher Neptun unterdrückt hier zunächst das Verlangen, die unbotmäßigen Winde zu bestrafen, da es im Augenblick „besser ist, den bewegten Wellengang zu beruhigen“ und damit die Flotte des Aeneas zu retten.

An einer Stelle wie Petron 8, 1, an der ein konditionaler Satzbeginn (*Si scires, quae mihi acciderunt –*) versandet, ist die Aposiopese bereits zu einem bequemen Stilmittel, zu einem zitierbaren Kennzeichen mündlicher Rede geronnen. Man vergleiche nur ein „Wenn du wüsstest –“ im Deutschen.

III. Die Praeteritio

Das explizite, auch syntaktisch wohlgeformte Übergehen eines Sachverhalts oder einer Handlungsweise ist ein – sogar im doppelten Sinne des Wortes – hybrides Verfahren, da der Sprechende gerade durch die hervorgehobene Auslassung und die scheinbar schonende Rücksichtnahme erst recht die Aufmerksamkeit auf das Ungesagte lenkt: Aus der Diktion moderner politischer Rede ist dieses verbale Paradoxon nur allzu gut bekannt: „Gar nicht eingehen möchte ich darauf“ bzw. „Lieber verschweigen will ich, daß die Regierung auf dem sozialen Sektor während der letzten Legislaturperiode völlig versagt hat.“

Als Konstruktionsmuster hat sich im lateinischen Sprachgebrauch, so besonders in den Gerichtsreden Ciceros, die Phrase *ut non dicam* zur Einleitung einer Praeteritio eingebürgert. Dieser negierte Konsekutivsatz, also etwa „um nicht zu sagen“ bzw. „geschweige denn“ unterscheidet sich von seinem stärkeren finalen Pendant *ne dicam*, das eher „um nicht einen noch stärkeren Ausdruck zu gebrauchen“ bedeutet.

Im Sinne einer Variation des sprachlichen Ausdrucks, aber auch als Erweiterung des Repertoires der Verba dicendi begegnen in Ciceros Rhetorik auch andere Zeitwörter in dieser Floskel: vgl. Verr. 4,45: *Tu dignior, Verres, quam Calidie? Qui, ut non conferam vitam neque existimationem tuam cum illius – neque enim est conferenda.* Der unterdrückte Vergleich des Angeklagten Verres mit Calidius lässt gerade durch die fehlende Ausführung und die Feststellung „denn Biographie und Reputation sind nicht zu vergleichen“ den Beschuldigten in noch üblerem Licht erscheinen. Die Praeteritio als knappes Streifen und vermeintlich großzügiges Übergehen unangenehmer oder belastender Sachverhalte begegnet in der Ciceropassage Caec. 95: *At enim Sulla legem tulit. Ut nihil de illo tempore, nihil de calamitate rei publicae querar, hoc tibi respondeo, ascripsisse eundem Sullam in eadem lege.*⁸ Auch an dieser Stelle verweist der ausdrückliche Verzicht auf ein verbales Klagen implizit umso deutlicher, wenn auch pauschaler auf die Mißstände der angesprochenen Epoche.

IV. Die Ironie

Der vortermnologische Gebrauch dieses Begriffs führt zunächst auf den griechischen εἶπον, einen Menschen also, der sich verstellt, einen „Schalk“. Das davon abgeleitete Abstraktum εἶπωρία bedeutete demnach „Verstellung, Anschein von Unwissenheit, Scheinheiligkeit, mangelnder Ernst“. Damit ist der Weg gebahnt zur

Bezeichnung eines rhetorischen Tropus, bei dem das Gemeinte durch einen entgegengesetzten Ausdruck substituiert wird. Bei dieser Form des paradoxen Sprechens wird auf einen deutlich erkennbaren, d. h. möglichst großen, ja eklatanten Widerspruch zwischen Wort- oder Satzbedeutung und außersprachlicher Realität abgehoben. So kann der Ausruf „Schönes Wetter heute!“ ebenso mit der Situation eines Dauerregens kontrastieren wie das scheinbare Kompliment „Du siehst ja entzückend aus!“ zum mitgenommenen Äußeren einer Person etwa nach einer durchzechten Nacht. Als begleitende sprachliche Ironiesignale gelten etwa bewußte Mehrdeutigkeit („Ruhe dich nur weiter aus!“), Elemente der Übertreibung oder der Tonfall des Ausrufs.

Das paradoxe Moment dieser Stilfigur besteht in der gesuchten Durchbrechung bzw. bewußten Umpolung des Verhältnisses von Proposition und Intention, von vordergründiger sprachlicher Bedeutung und hintergründigem kommunikativen Sinn. Die Paradoxie kann durch eine fortlaufende Situation mit konstanten Faktoren der Referenz aufrechterhalten werden und damit längere Passagen, ja ganze Texte prägen.

Unter den zahlreichen Spielarten ironischer Ausdrucksweise im Lateinischen mit ihrer Affinität zu bestimmten Sprachperioden und Textsorten beschränke ich mich in diesem Rahmen auf drei Subtypen:

1. Die Verwendung von auszeichnenden Epitheta (*bonus, optimus, egregius, praeclarus*) für Personen, wenn der Kontext oder das Vorwissen des Rezipienten diese positive Markierung ad absurdum führt, vgl. Cic. Fin. 1, 25: *hominibus optimi non intellegunt totam rem everti, si ita res se habeat.*
2. Die Setzung des Imperativs *i* (eventuell in Verbindung mit *nunc*) als Signal ironischer Verfremdung des Befehls seit Vergil, vgl. Mart. 10, 96, 13: *i, cole nunc reges.* Im Deutschen läßt sich eine umgangssprachliche Wendung „Geh nur hin, dann wirst du schon sehen!“ in Duktus und Tonfall durchaus vergleichen.
3. Bestimmte Wörter und Syntagmen sind durch häufigen übertragenen Gebrauch so sehr erstarrt, daß sie nur noch ironischen Sinn vermitteln. Als Beispiel diene die Verbindung *mirum quin* mit Konjunktiv bei Plautus. Aus der Grundbedeutung „wunderbar, warum nicht?“ verfestigt sich ein durchgehend *negativer*, paradoxer, den Sachverhalt verneinender Sinn. Vgl. Plautus Trin. 967: *nempe ab ipso id accepisti Charmide? / mirum quin ab avo eius ... accipe-*

rem, d. h. wörtlich „Wunderbar, warum hätte ich es nicht von seinem Großvater bekommen sollen?“ ■

Anmerkungen

1. Zuerst 1873, hier zitiert nach dem unveränderten reprografischen Nachdruck der 11. Auflage, bearbeitet von Andreas Thierfelder, Darmstadt 1990. Die jüngst erschienene völlige Neubearbeitung dieses Klassikers geht schon in der Titelwahl eigene Wege: Hermann Menge, Lehrbuch der lateinischen Syntax und Semantik, völlig neu bearbeitet von Th. Burkard u. M. Schauer, Darmstadt 2000.
2. O. Panagl, „Bahuvrihi, Ellipse, Synekdoche“, in: Indogermanica Europaea. Festschrift für Wolfgang Meid (Hg. von K. Heller, O. Panagl, J. Tischler), Graz 1989, S. 185–192.
3. O. Panagl, „Verrätselte Namensformen in Lykophrons *Alexandra*“, in: Wort – Text – Sprache und Kultur (Hg. von P. Anreiter und H. Ölberg), Innsbruck 1998, S. 147–155.
4. Vgl. O. Panagl, „Rhetorische Stilfiguren lateinischer Autoren aus linguistischer Sicht“, in: J. Styka (Hg.), *Studies of Greek and Latin Literature*, Kraków 1996, S. 25–38.
5. Vgl. zum Terminus W. Porzig, *Die Namen für Satzinhalt im Griechischen und im Indogermanischen*. Berlin 1942.
6. Die Definition stammt aus H. Bußmann, *Lexikon der Sprechwissenschaft*, 2. Aufl., Stuttgart 1990, S. 90 (s. Aposiope-se).
7. Vgl. M. Leumann – J.B. Hofmann – A. Szantyr, *Lateinische Grammatik, II: Lateinische Syntax und Stilistik*, München 1965, S. 823 f.
8. Die Angabe der Stelle bei R. Kühner – C. Stegmann, *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache, Satzlehre*, 2. Teil, S. 210, ist etwas irreführend. Für Richtigstellung und Klärung danke ich Thomas Lindner.

Pilgerreise und Welterfahrung

Interkulturelle und interreligiöse Kontakte im Nahen Osten des Spätmittelalters

Martin Bauer-Zetzmann

Wir sind es heute gewohnt, das 15. und 16. Jahrhundert als „Zeitalter der Entdeckungen“ zu betrachten, in denen europäische Seefahrer, Kaufleute und Missionare immer größere Teile der Welt ins Bewusstsein und zugleich auch in die Machtsphäre Europas bringen. Dabei handelt es sich aber um den Höhepunkt eines Prozesses, der bereits im Spätmittelalter seinen Anfang nimmt. Anfang des 13. Jh. entstehen in Italien neue religiöse Bewegungen, die der Weltflucht der traditionellen Orden eine neue Hinwendung zu den Menschen in Form von Seelsorge, Predigertum und Evangelisierung entgegensetzen: die sogenannten Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner. Bald nach ihrer Etablierung weiten sie den Horizont ihrer Tätigkeit auf die gesamte damals bekannte Mittelmeerwelt aus, gemäß dem Auftrag des auferstandenen Christus an seine Jünger: „Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern!“ In der spätmittelalterlichen Weltordnung erhält der theologische Missionsgedanke freilich zugleich eine starke politische Komponente: Die in den Kreuzzügen des Hochmittelalters eroberten Gebiete des Nahen Ostens, in denen christliche Fürstentümer nach westeuropäischem Vorbild eingerichtet worden waren, sahen sich ab dem späten 12. Jh. zunehmend von der Gegenoffensive der muslimischen Mamluken bedroht. Jerusalem selbst wurde schon 1187 von Sultan Saladin eingenommen und konnte im 13. Jh. nur noch kurz zurückgewonnen werden; Antiochia fiel 1268 unter die Herrschaft der Mamluken, Tripolis 1289 und Akkon mitsamt den letzten verbliebenen Kreuzfahrerfestungen 1291. In dieser Situation verfolgten westeuropäische Staaten sowie die römische Kirche unter anderem auch die Idee, durch Missionierung und Diplomatie im Nahen Osten Verbündete gegen die Mamluken zu gewinnen. Ziel dieser Bemühungen waren einerseits die Mongolen, die ab den 1240er-Jahren verstärkt im Nahen Osten aktiv waren und ab 1256 das Reich der Ilchane in Persien und Mesopotamien gründeten. Andererseits bestand bei einigen Zeitgenossen auch noch die Hoffnung, die westeuropäische Hoheit über das Heilige Land mittels Bekehrung von Muslimen und orientalischen Christen zu konsolidieren.

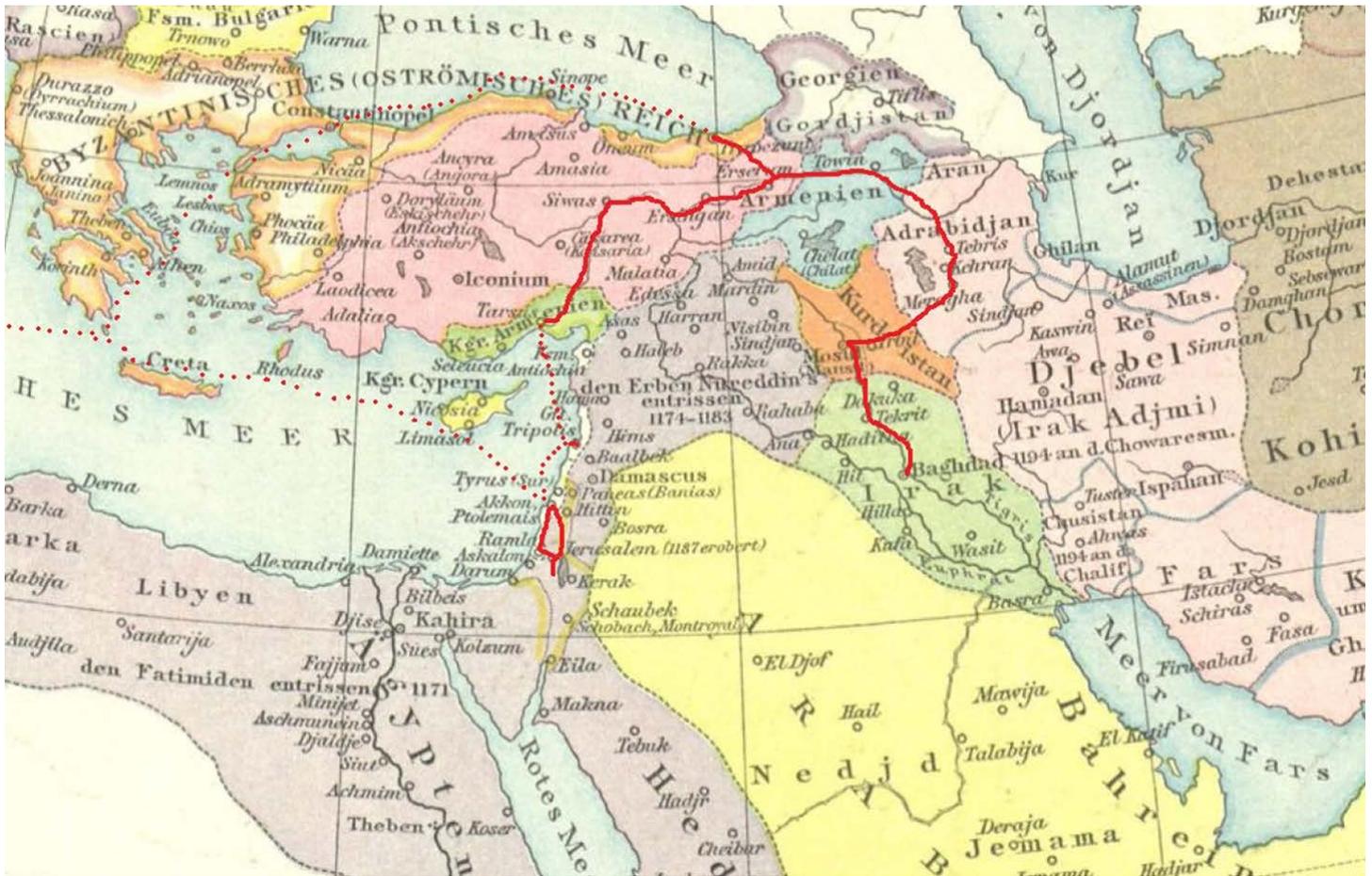
Das sind die Hintergründe, die zu einem enormen Boom von lateinischen Reiseberichten im Spätmittelalter führten. Denn die Dominikaner- und Franziskanermönche, die als Missionare und Diplomaten zu den Mongolen gesandt wurden, waren gebildete Männer, die ihre Erlebnisse in der Ferne nach ihrer Rückkehr in Predigten erzählten und in Reiseberichten aufschrieben. So entstanden u. a. die Schriften des Johannes von Piano Carpine, des Wilhelm von Rubruk, des Simon von Saint-Quentin und des Odorico von Pordecone. Auch die vielleicht bekannteste Reise des Spätmittelalters, diejenige des venezianischen Kaufmanns Marco Polo, begann ursprünglich als diplomatische Gesandtschaft an den Großkhan. Die lateinischen Reiseberichte des Spätmittelalters sind spannende Dokumente einer Horizonterweiterung. Die Konfrontation mit anderen Ländern, Sitten und Religionen führt zu einer Bewusstwerdung und Abgrenzung der eigenen westeuropäischen Identität. Dabei zwingen der missionarisch-diplomatische Charakter der Kontaktaufnahme und die eigene Unterlegenheit aber zu einer grundsätzlich neugierig-wohlwollenden Haltung und zur Perspektivübernahme – im Gegensatz etwa zu den europäischen Kolonisatoren der Neuzeit, die aufgrund ihrer militärischen Stärke keine Rücksicht auf fremde Kulturen nehmen mussten. Es lohnt sich daher auch heute noch, die spätmittelalterlichen Texte zu lesen und dabei einer Vielfalt an interkulturellen Kontakten nachzuspüren, die heute aus der allgemeinen Erinnerung weitgehend verdrängt ist. Einer der interessantesten Reisenden des Spätmittelalters, von dem allerdings bisher noch nicht die Rede war, ist Ricoldus



Ricoldus erhält die Reiseerlaubnis von Papst Nikolaus IV., Bibliothèque Nationale de France, Ms. Français fol. 268

de Monte Crucis. Im Unterschied zu den vorher genannten Autoren ging er nicht als Gesandter an den Hof des mongolischen Großkhan, sondern begann seine Reise in den Nahen Osten als Jerusalempilger. Sein Reisebericht trägt dementsprechend auch den Titel „Liber Peregrinationis“ („Pilgerbuch“); Ricoldus wurde folglich zumeist im Kontext der mittelalterlichen Pilgerreisen ins Heilige Land betrachtet. Doch zeigt sich bereits im Eröffnungskapitel eine – wohl von Anfang an geplante – doppelte Ausrichtung der Reise als Pilgerfahrt und Missionsunternehmen:

Suscepta igitur obedientia Domini Pape mediante Magistro Ordinis incipiens peregrinationem transivi mare, ut loca



Reiseroute des Ricoldus; Karte aus: J. G. Droysen, Allgemeiner historischer Handatlas, Bielefeld u.a. 1886, S. 78.

illa corporaliter viderem, que Christus corporaliter visitavit, et maxime locum, in quo pro salute humani generis mori dignatus est, ut memoria passionis eius in mente me imprimeretur tenacius et sanguis Christi pro nostra salute effusus esset michi robur et firmamentum ad predicandum et moriendum pro illo, qui michi sua morte vitam donaverat.

„Nachdem ich also durch Vermittlung meines Ordensmeisters die päpstliche Reiseerlaubnis erhalten hatte, überschritt ich am Beginn meiner Reise das Meer, um mit meinem eigenen Leib die Orte zu sehen, die Christus leiblich besucht hatte, und ganz besonders den Ort, an dem er sich herabgelassen hat, für das Heil des Menschengeschlechts zu sterben, damit die Erinnerung an seine Passion in meinem Geist fester eingepägt würde und Christi Blut, das für unser Heil vergossen worden war, mir zu Kraft und Bestärkung würde, zu predigen und für den zu sterben, der mir durch seinen Tod das Leben geschenkt hatte.“

Die Pilgerfahrt dient Ricoldus also nicht zuletzt als Vorbereitung auf die geplante Mission; dementsprechend schildert dann auch der zweite Teil des „Liber Peregrinationis“ nicht mehr die Stätten im Heiligen

Land, sondern die Völker und Religionen des Nahen Ostens, zu denen Ricoldus im Verlauf seiner Reise gelangt. Doch dazu später mehr.

Wer war nun dieser Ricoldus de Monte Crucis? Nur wenige gesicherte Daten aus seinem Leben sind überliefert; anderes

kann aus seinen Werken geschlossen werden. Er wurde in der Toskana geboren und trat im Jahr 1267 ins Dominikanerkloster Santa Maria Novella in Florenz ein, nachdem er ein Studium der *artes liberales* (siehe Infokasten S. 71f) in – vermutlich – Paris absolviert hatte. Nachdem er in den ordenseigenen Bildungseinrichtun-



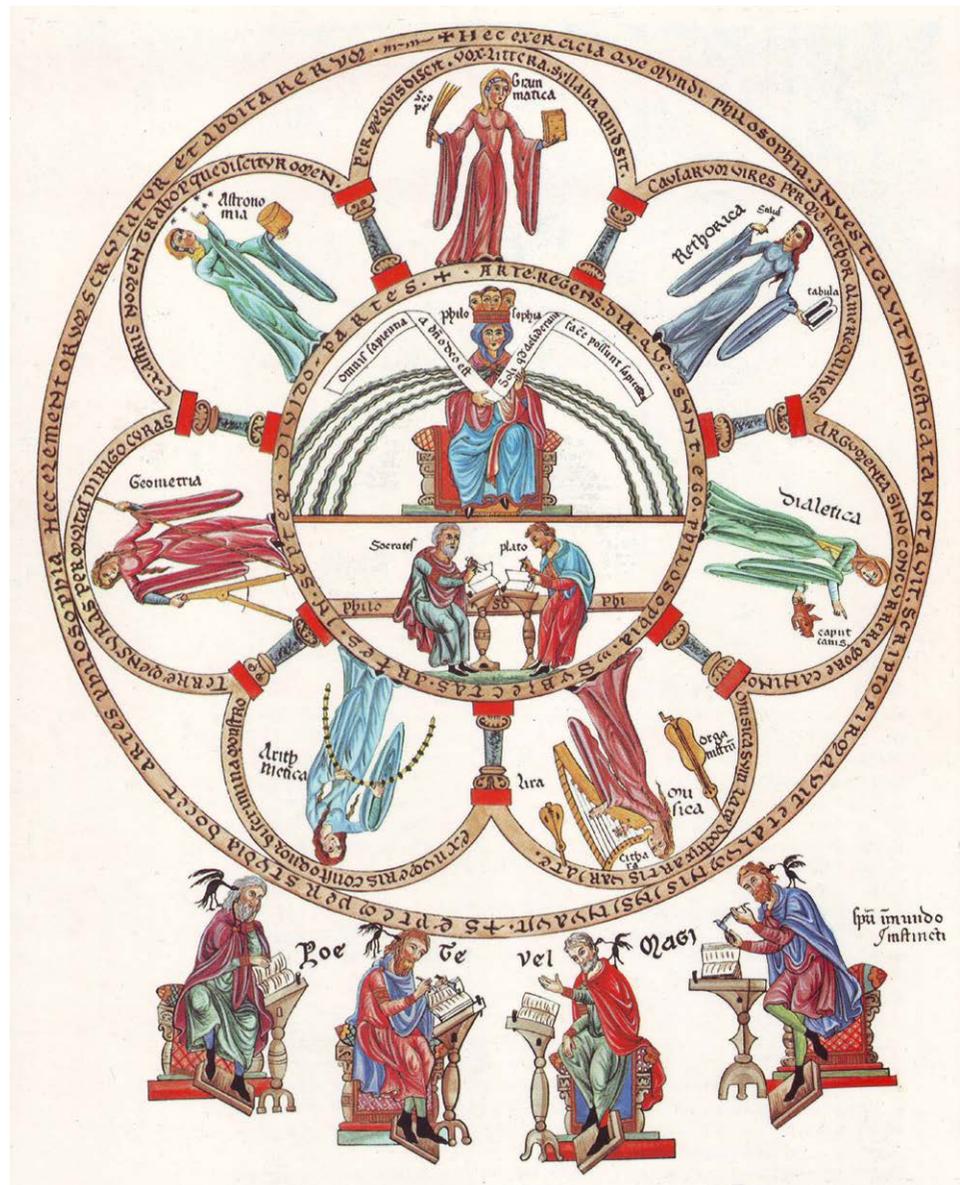
Ricoldus in Anatolien. Bibliothèque Nationale de France, Ms. Français fol. 275

gen unterrichtet hatte und 1287–1288 mit der interimistischen Leitung des Dominikanerkonvents von Prato betraut war, brach er im Sommer oder Herbst 1288 zu seiner Reise ins Heilige Land auf. Jedenfalls feierte er laut seinem Pilgerbericht das Epiphaniastag (6. Jänner 1289) im Jordantal und hat das Heilige Land bereits Richtung Anatolien verlassen, als Tripolis am 27. April 1289 von den Mamluken erobert wurde. Über Anatolien gelangte er schließlich nach Persien, ins Zentrum des Ilchane-Reichs, und dann nach Bagdad, wo er *plurimos annos* („mehrere Jahre lang“) blieb und aus sicherer Entfernung die Eroberung von Akkon und das Ende der Kreuzfahrerstaaten erlebte.

Danach verliert sich seine Spur; da die Häfen an der Mittelmeerküste unter mamlukischer Herrschaft standen, mag er wie Marco Polo über Trapezunt nach Europa zurückgekehrt sein. Jedenfalls wird Ricoldus 1301 in einem Florentiner Notariatsakt als Zeuge genannt, muss also spätestens dann wieder zurück in Santa Maria Novella gewesen sein. Als Grund für seine Rückkehr werden im Nekrolog von Santa Maria Novella *quaedam articula dubia* genannt, also bedenkliche theologische Aussagen, die er getätigt haben soll und derentwegen er vor die römische Kurie geladen wurde. Obwohl er nach der Angabe des Nekrologs ursprünglich die Absicht hatte, wieder in den Orient zurückzukehren, verbrachte er den Rest seines Lebens in Italien und bekleidete verschiedene Ämter im Dominikanerorden.

Seine Erfahrungen im Nahen Osten haben Ricoldus zu insgesamt vier Werken inspiriert, die vermutlich alle kurz nach seiner Rückkehr nach Italien entstanden sind.¹ Neben dem schon genannten „Liber peregrinationis“ sind dies die „Epistole ad Ecclesiam triumphantem“ („Briefe an die triumphierende Kirche“), vier Beschwerdebriefe an Gott über den Untergang der Kreuzfahrerstaaten; der „Libellus contra legem Sarracenorum“ („Büchlein gegen das Gesetz der Sarazenen“), ein polemischer Traktat gegen den Islam, in dem insbesondere der Inhalt des Koran attackiert wird; und der „Libellus ad nationes Orientales“ („Büchlein an die Völker des Ostens“), eine Art Missionshandbuch für den Nahen Osten, in dem die einzelnen Religionen und wie man mit ihnen umgehen soll, behandelt werden. Dabei ist aber interessant, wie sich zwischen den unterschiedlichen Werken auch die Per-

¹ Dazu kommt noch ein scholastischer Kommentar zu Aristoteles' „De interpretatione“, der wohl aus Ricoldus' Zeit als Lehrer stammt.



Die Philosophie thront inmitten der sieben artes liberales. Buchmalerei aus dem „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg, um 1180

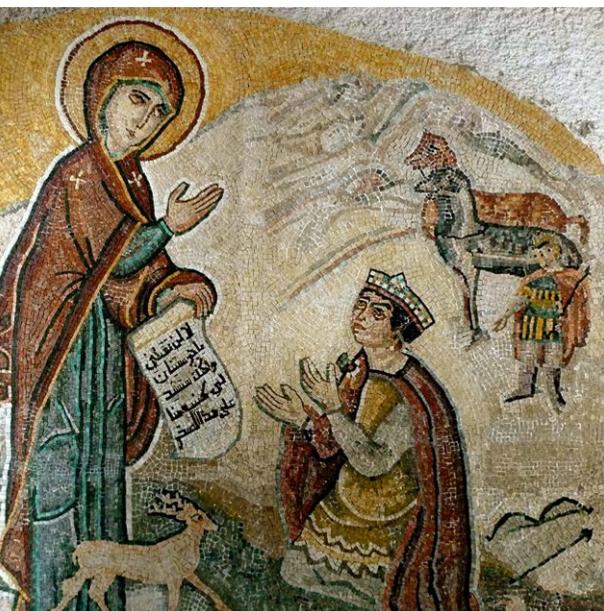
spektive auf das Fremde, insbesondere auf den Islam, verändert. Während der „Liber Peregrinationis“ die ethnographische Neugierde betont und Kultur, zivilisatorische Leistung und moralisches Handeln der Muslime bewundert, fungieren sie in den „Epistole ad Ecclesiam triumphantem“ als grausame Aggressoren, die das Ende der christlichen Herrschaft über das Heilige Land verursachen. Der „Libellus contra legem Sarracenorum“ wiederum ist eine akademische Polemik gegen den Koran, die im Gegensatz zu den beiden anderen Werken eigene Erfahrungen weitgehend ausklammert und sich dafür stark auf ältere westeuropäische Islampolemiken und die darin tradierten Topoi stützt. Gerade auch vor dem Hintergrund moderner Islamdebatten lohnt es sich, diese widersprüchlichen Islambilder im Werk des Ricoldus de Monte Crucis näher

zu betrachten; insbesondere freilich den differenzierten Standpunkt des „Liber Peregrinationis“.

Artes liberales: Als *artes liberales* („Kenntnisse, die einem freien Bürger angemessen sind“) bezeichnete man in Spätantike und Mittelalter die damaligen sieben Grundlagenfächer der höheren Bildung, nämlich die drei Sprachfächer Grammatik, Rhetorik, Dialektik und die vier mathematischen Fächer Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Letztere wurde nicht als praktische Musikausübung, sondern als theoretische Lehre von den Frequenzverhältnissen, d. h. den Zahlenproportionen gelehrt. Der Kanon der *artes liberales* geht wahr-



Liebfrauenkloster in Saidnaya



Maria erscheint Kaiser Justinian, Mosaik aus dem Liebfrauenkloster in Saidnaya



Ricoldus bei den Jakobiten, Bibliothèque Nationale de France, Ms. Français fol. 284

scheinlich schon auf das Bildungsprogramm des Isokrates zurück, verfestigt sich aber in der Spätantike und wird im Mittelalter zunächst an Klosterschulen und Domschulen gelehrt, später auch an den sogenannten Artistenfakultäten der neu gegründeten Universitäten. Die Kenntnis der *artes liberales* war Voraussetzung für die Aufnahme der höheren Studienfächer Theologie, Medizin und Jurisprudenz.

Das Verhältnis der Religionen und Konfessionen im Nahen Osten war im Spätmittelalter komplex und keinesfalls konfliktfrei, aber doch immer wieder von längeren Phasen friedlichen Zusammenlebens geprägt. So konnten Muslime auch in den Kreuzfahrerstaaten größtenteils nach ihrer althergebrachten Tradition und Gesellschaftsordnung leben, zumindest abseits der großen Städte. Umgekehrt war es christlichen Pilgern aus Europa auch unter mamlukischer Herrschaft im Regelfall möglich, die heiligen Stätten zu besuchen. Ricoldus betont in seinem Pilgerbericht, dass die guten Werke der Sarazenen u. a. auch den Loskauf und die Freilassung christlicher Gefangener und Sklaven beinhalteten und sich auch die Gastfreundschaft auf Angehörige aller Religionen erstreckte. Wie unproblematisch das Zusammenleben sogar in der alltäglichen religiösen Praxis sein konnte, geht aus dem Pilgerbericht des Magister Thietmar hervor, der 1217, also etwa ein Dreivierteljahrhundert vor Ricoldus, den Nahen Osten bereiste. Er besuchte auch den Marienwallfahrtsort von Saidnaya im heutigen Syrien, eines der ältesten Klöster

der Welt und angeblich 547 von Kaiser Justinian gegründet. Dort soll sich folgendes Wunder zugetragen haben (p. 141 Koppitz):

Cum multitudo copiosa ad iam dictum locum gracia olei et orationum confluisset, et singuli iam oleum in vasculis suis recepissent, accidit, ut quedam matrona vasculum, in quo reponeret oleum, non haberet. Unde planctu maximo et eiulatu totam replenit ecclesiam, quod pro carencia vasis re preciosa caruisse debuisset. Mater ergo misericordie, miserans lamentantem, non propter meritum (quia Sarracena fuit), sed propter affectus multitudinem et credulitatem salutis de ipso oleo provenientis matronam desiderio suo non fraudavit, sed ampullam oleo plenam in manu eius miraculose invenit.

„Als eine große Menge an diesem Ort [d. h. Saidnaya] wegen des Öls und der Gebete zusammenkam, und jeder einzelne das **Öl in sein Gefäß abgefüllt bekam, geschah es, dass eine Frau kein Gefäß für das Öl mithatte. Daher erfüllte ihr gewaltiges Wehklagen und ihr Jammern** die gesamte Kirche, weil sie ohne Gefäß das kostbare Öl nicht erhalten konnte. Die Mutter der Barmherzigkeit erbatte sich aber der Klagenden, nicht weil sie es verdient hätte (sie war nämlich Muslima), sondern sie erfüllte der Frau ihren Wunsch wegen ihrer großen Zuneigung und wegen ihres Glaubens an die Heilkraft des Öls. Und auf wundersame Weise fand die Frau eine Flasche voller Öl in ihrer Hand.“

Christen und Muslime konnten damals also zum selben Wallfahrtsort pilgern und



Ricoldus im Gespräch mit muslimischen Gelehrten, Bibliothèque Nationale de France, Ms. Français fol. 290v



Die Sarazenen gehen freundlich miteinander um. Bibliothèque Nationale de France, Ms. Français fol. 293v

gemeinsam feiern. Tatsächlich wird das Marienheiligum von Saidnaya bis heute von Angehörigen beider Religionen verehrt, wiewohl es im Syrischen Bürgerkrieg in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Doch zurück zu Ricoldus: Auf seiner Reise durch Anatolien, Persien, Kurdistan und Mesopotamien trifft er Juden, Turkmenen, Mongolen, Kurden, „Jakobiten und Nestorianer“ (d. h. Angehörige der Syrisch-Orthodoxen und Assyrischen Kirche), Maroniten, Mandäer, Schiiten und schließlich in Bagdad sunnitische Muslime (Sarazenen) und verzeichnet in unterschiedlicher Ausführlichkeit deren Sitten und religiöse Überzeugungen sowie seine Begegnungen mit ihnen. Bei den orientalischen Christen will er überzeugend und in arabischer Sprache gepredigt haben; mit jüdischen und muslimischen Gelehrten will er in der Synagoge bzw. der Moschee debattiert haben. **Häufig kritisiert er Moralvorstellungen der fremden Kulturen**, wie z. B. die weitverbreitete Möglichkeit zur Ehescheidung, aber auch z. B. den Brauch der weiblichen Genitalverstümmelung, dem er in der Assyrischen Kirche begegnet.

Am ausführlichsten beschreibt Ricoldus aber den Islam, dem er in verschiedenen Ausprägungen bei den Kurden, bei schiitischen Gruppen und schließlich in Bagdad begegnet. Als einer der ersten europäischen Reisenden differenziert Ricoldus, der selbst arabisch sprach und las, zwischen verschiedenen Strömungen des Islam und ist sich bewusst, dass es sich nicht um einen monolithischen Block handelt. Obwohl es sich bei den Muslimen um die theologischen und politischen Gegner der christlichen Kreuzfahrer handelte, widmet Ricoldus auch den positiven Aspekten ihrer Kultur nicht weniger als sieben Kapitel, in denen er ihren Eifer beim Studium ihrer Heiligen Schrift, ihre Beflissenheit im Ge-

bet, die Organisation ihrer Sozialleistungen, ihre Verehrung des Namens Gottes, ihre Sittenstrenge, ihre Gastfreundschaft und ihre Eintracht untereinander lobt. Beispielsweise spenden die Muslime für die Versorgung von psychisch kranken Personen, sie sind sogar Christen gegenüber taktvolle Gastgeber, sie bekriegen sich nicht gegenseitig – alles offensichtlich in unausgesprochenem Gegensatz zu den Verhältnissen im christlichen Westeuropa.

Diesem ausführlichen Lob stehen lediglich sechs Kapitel gegenüber, in denen der Inhalt des Koran als großzügig, wirr, unverständlich, lügnhaft, irrational und gewalttätig kritisiert wird. Ricoldus unterscheidet also im „Liber Peregrinationis“ zwischen Dogmen und tatsächlicher religiöser Praxis und geht in den „Epistole ad Ecclesiam triumphantem“ so weit, auch Christentum und Judentum vergleichend heranzuziehen (Ep. 2, 23):

Nam Christiani legem Dei habent et intellectum sine perfectione operis, Iudei vero legem Dei sine intellectu et opere, Saraceni vero quedam opera bona videntur habere sine lege Dei penitus et intellectu. „Denn die Christen besitzen das Gesetz Gottes und seine Erkenntnis ohne die Vollendung der guten Werke, die Juden aber das Gesetz Gottes ohne Erkenntnis und gute Werke, die Sarazenen hingegen scheinen einige gute Werke zu haben, ohne aber das Gesetz Gottes und seine Erkenntnis vollständig zu besitzen.“

Für den Orientreisenden Ricoldus stellen sich also die Muslime nicht ausschließlich als Feinde dar, sondern ebenso als Konkurrenten, von denen man auch lernen kann. Zwar glaubt Ricoldus als christlicher mittelalterlicher Mönch an die alleinige Wahrheit der Bibel, gegen die der Koran nur ein verfälschter Abklatsch sein darf; die tatsächliche Religionsausübung der

Muslimen und insbesondere ihre guten Werke nötigen ihm aber Bewunderung ab. Ricoldus betont, dass er die moralisch wertvollen Aspekte der muslimischen Lebensführung insbesondere zur Beschämung und Bekehrung der Christen hervorhebt, die doch im Besitz der wahren Religion seien, sich aber nicht dementsprechend verhalten (LP p. 172 Kappler):

Non supradicta narravimus tam ad commendationem Saracenorum quam ad confusionem aliquorum Christianorum, qui nolunt facere pro lege vite quod dampnati faciunt pro lege mortis. „Obiges habe ich nicht so sehr zum Lob der Sarazenen gesagt als vielmehr zur Beschämung einiger Christen, die für das Gesetz des Lebens nicht tun wollen, was diese Verdammten für das Gesetz des Todes tun.“

Von dieser Erfahrung aus wäre es nicht mehr weit zur Forderung, dass sich der richtige Glaube auch im richtigen Verhalten niederschlagen müsse, und damit zu Lessings Fassung der Ringparabel. Doch so weit geht Ricoldus nicht; er begnügt sich damit, die Muslime den Christen als Spiegel vorzuhalten. ■

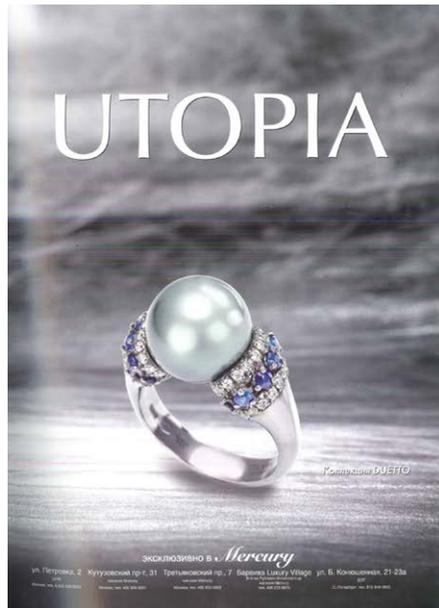
Weiterführende Literatur:
 Susanna E. Fischer, *Erzählte Bewegung: Narrationsstrategien und Funktionsweisen lateinischer Pilgertexte (4.–15. Jahrhundert)*, Leiden / Boston 2019.
 Rita George-Tvrtkovic, *A Christian Pilgrim in Medieval Iraq: Riccolando da Montecroce's Encounter with Islam*, Turnhout 2012.
 Riccoldo de Monte Croce, *Pérégrination en Terre Sainte et au Proche Orient*, ed. René Kappler, Paris 1997.
 Ricoldus de Monte Crucis, *Epistole ad Ecclesiam triumphantem*, ed. Martin Michael Bauer, Stuttgart 2021.

Politische Idealvorstellung, philosophischer Traktat oder satirische Zeitkritik? Die *Utopia* des Thomas Morus im perspektivischen Wechselspiel.

Katharina-Maria Schön

Utopia, so scheint es, ist ein ubiquitärer Begriff, der uns in diversen Bereichen des täglichen Lebens begegnet, ob in der Werbung, wo er mit dem Ideal der Perfektion korreliert oder als Sehnsuchtsort konfiguriert wird, in der Architektur, wo er mit innovativen *Urban-Gardening*-Projekten assoziiert wird, in der Kinematographie, z. B. in der Serie *Utopia*, welche die Gefahren der omnipräsenten Videoüberwachung und den leichtsinnigen Umgang mit sozialen Medien durch den schreckenerregenden Entwurf einer dystopischen Welt konsequent zu Ende denkt, oder in aktuellen politischen Diskursen, in denen das Schlüsselwort „utopisch“ als pejoratives Synonym für „weltfremd“, „unrealistisch“ und „(zu) naiv-optimistisch“ fungiert und in dieser Bedeutungsnuance ein Totschlagargument darstellt, um politische Gegner rhetorisch zu entwaffnen.

Wie aus diesen Impulsen hervorgeht, stellt uns die Annäherung an und Beschäftigung mit dem Begriff der „Utopie“ vor das Problem, dass wir es mit einem diffusen Konzept zu tun haben, das einen festen Platz in der europäischen Ideengeschichte hat und auch heute noch literarisch, philosophisch und gesellschaftspolitisch breit rezipiert wird. Der Schöpfer dieses geistreichen Neologismus war kein geringerer als Thomas Morus (1478–1535), der sich als einer der federführenden Humanisten des 16. Jahrhunderts, als versierter Jurist und Lordkanzler unter Heinrich VIII. sowie als christlicher Märtyrer einen Namen gemacht hat.¹ Bereits als Knabe stand er unter der Schirmherrschaft des Erzbischofs von Canterbury, Sir John Morton, der es seinem Schützling durch ein Stipendium ermöglichte, seinen geisteswissenschaftlichen Interessen nachzugehen und diese im Zuge eines Studiums der klassischen Literatur, der Philosophie und der Logik in Oxford (1494–1496) zu intensivieren. Nachdem er sich als Postulant bei



Utopia als Sehnsuchts- und Phantasieort in der zeitgenössischen Werbung



den Kartäusern eingehend mit der christlichen Lehre und mit dem Gottesstaat *De civitate Dei* des Augustinus auseinandergesetzt hatte, entschied sich Morus gegen

ein kontemplatives Leben und für eine berufliche Laufbahn als Rechtsanwalt und Staatsmann. Bevor seine steile politische Karriere abhob, machte der junge Thomas



Indisches Bauprojekt Utopia als energieeffiziente Urban Farming-Anlage

¹ Einen umfassenden biographischen Überblick bietet Richard Marius. *Thomas More. A Biography*. Cambridge, MA/London, 1983: Harvard University Press.



Titelbild der Serie Utopia (2013, Thriller/Drama, Produzent: Dennis Kelly)

Bekanntheit mit drei renommierten humanistischen Denkern, John Colet, William Grocyn und Thomas Linacre, die ihn als Mentoren unter ihre Fittiche nahmen und ihn mit dem Gedankengut des Platon, des Aristoteles und des aufstrebenden Neuplatonikers Marsilio Ficino vertraut machten, der um die Jahrhundertwende im Begriff war, seinen Siegeszug von Italien nach England anzutreten. 1499 lernte Thomas Morus einen weiteren, fast gleichaltrigen Gelehrten kennen, dessen Freundschaft ihn bis an sein Lebensende begleiten sollte. Die Rede ist von Erasmus von Rotterdam (1469–1536), der mehrere literarische Projekte mit seinem britischen Freund realisierte. Das erste und bekannteste davon war eine gemeinsame Übersetzung ausgewählter Schriften aus dem Œuvre des Lukian (120–180 n. Chr.) vom Griechischen ins Lateinische, im Zuge derer sich die beiden Literaten mit dem facettenreichen Humor des Satirikers aus Samosata vertraut machten.² Das Markenzeichen dieses außerordentlich produktiven antiken Autors, unter dessen Namen 80 Werke überliefert sind, war das sogenannte σπουδαιογέλιου, i. e. die Vermittlung ernsthafter philosophischer Botschaften in komischer Gewandung. Das

² Nähere Details zu diesem literarischen Unterfangen und seiner Rezeption in humanistischen Kreisen finden sich bei Anna Peterson. „Dialoguing with a Satirist: The Translations of Lucian by Desiderius Erasmus and Thomas More.“ In: *International Journal of the Classical Tradition* 27/2 (2020): 171–192.

lateinische Äquivalent dazu ist das *serio ludere* – eine literarische Strategie, die sich in der Renaissance großer Beliebtheit erfreute.³ Nachdem er sich diese bei seinen Lukianübersetzungen angeeignet hatte, erprobte Erasmus sie auf meisterhafte Weise in seiner *Laus Stultitiae* (griechisch: *Μωρίας Ἐγκώμιον*), einem paradoxen Enkomion, in dem die personifizierte Torheit zu Wort kommt und sich in einer umfassenden Rückschau ihrer eigenen Leistungen rühmt. Dass diese Theologen- und Scholastikersatire, die Erasmus während seines Aufenthalts im Haus des Thomas Morus 1509 vollendete und zwei Jahre später mit einer Widmung an ihn publizierte, den Entwurf der *Utopia* maßgeblich beeinflusst hat, steht außer Zweifel. Erasmus war es auch, der Thomas Morus während einer diplomatischen Mission (Mai–Juli 1515) im Auftrag von Heinrich VIII. in Antwerpen mit dem dortigen Stadtschreiber Petrus Aegidius bekannt machte und so den Grundstein für eine langwährende Freundschaft legte. In diesem intellektuellen Milieu verfasste der britische Humanist zunächst das zweite Buch seiner *Utopia*, i. e. die Beschreibung des sagenumwobenen Inselstaats. Nach

³ Zur Entwicklung des Lukianismus in der Renaissance siehe: David Marsh. *Lucian and the Latins. Humor and Humanism in the Early Renaissance*. Ann Arbor, 1998: The University of Michigan Press; Manuel Baumbach. *Lukian in Deutschland: Eine forschungs- und rezeptionsgeschichtliche Analyse vom Humanismus bis zur Gegenwart*. München, 2002: Fink.

seiner Rückkehr nach London ergänzte er den Entwurf um den ersten Teil, den philosophischen Dialog zwischen dem Protagonisten Raphael Hythlodæus und den Figuren ‚Morus‘ – eine *persona* des Autors, die jedoch nicht als dessen Sprachrohr zu erachten ist – sowie ‚Petrus Aegidius‘.⁴ Von der *editio princeps* (Thierry Martens, Louvain: 1516) bis zu der heute maßgeblichen Ausgabe⁵ (Johannes Froben, Basel: 1518) durchlief die *Utopia* mehrere Etappen, wobei sich die Druckfassungen jeweils durch den Umfang des paratextuellen Rahmens unterscheiden. Um das Prestige seines Werks zu erhöhen, kontaktierte Morus – nicht zuletzt unter Mithilfe des Erasmus, der gute Beziehungen zu der intellektuellen Elite Europas pflegte – die führenden Humanisten, Philologen und Juristen seiner Zeit, darunter Jérôme de Busleyden oder Guillaume Budé, und bat sie, seine Publikation durch Lobgedichte oder Empfehlungsbriefe zu unterstützen.

⁴ Für Details zum Entstehungsprozess der *Utopia* und zur Datierung der einzelnen Abschnitte siehe: JACK H. HEXTER. *More's Utopia: The Biography of an Idea*. Princeton, 1952: Princeton University Press.

⁵ Diese wurde publiziert von Edward Surtz, Jack H. Hexter (ed.). *Utopia. The Yale Edition of the Complete Works of St. Thomas More*, Vol. 4. New Haven, 1965: Yale University Press. Die Herausgeber bieten eine umfangreiche Einleitung zum historisch-literarischen Kontext sowie einen hilfreichen Stellenkommentar. Alle lateinischen Zitate dieses Aufsatzes sind dieser Edition entnommen und werden mit einer einfachen Seitenangabe referenziert; die beigegebenen deutschen Übersetzungen stammen von der Verfasserin (K.-M. Schön).

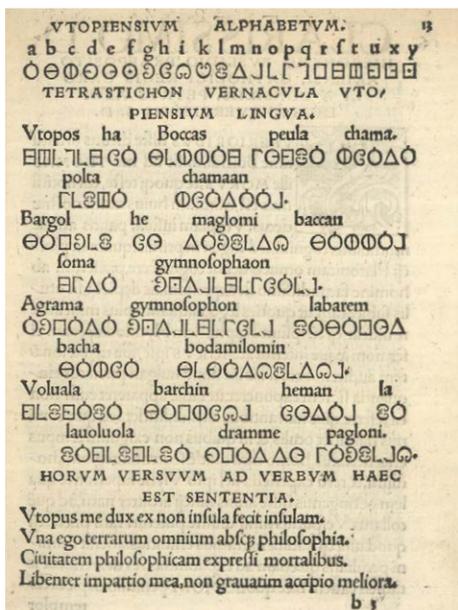


Abbildung und Transliteration des utopischen Alphabets (Edition: 1516)

Diese selektiven Erstleserreaktionen waren dazu gedacht, die Edition zu Werbezwecken zu säumen.⁶ Daneben finden sich in den Paratexten eine Landkarte und ein Alphabet der utopischen Sprache inklusive einer Transliteration – zwei Dokumente, die darauf abzielten, dem Bericht eine größere Glaubwürdigkeit zu verleihen und die Fiktion plausibel erscheinen zu lassen – sowie ein Gedicht des (fiktiven) Poeten Anemolius, der sich als Neffe des Protagonisten Raphael Hythlodæus ausgibt und die personifizierte Insel zu Wort kommen lässt (S. 20):

Utopia priscis dicta ob infrequentiam
Nunc civitatis aemula Platonicae
Fortasse victrix – nam quod illa literis
Delineavit, hoc ego una praestiti,
Viris et opibus optimisque legibus –
Eutopia merito sum vocanda nomine.

Utopia wurde ich von den Alten genannt aufgrund meiner Entlegenheit. Jetzt bin ich eine Rivalin der platonischen Stadt, vielleicht sogar die Siegerin – denn was jene in Worten

6 Ausführliche Untersuchungen zu den Paratexten der *Utopia* bieten Peter R. Allen. „Utopia and European Humanism: the Function of the Prefatory Letters and Verses.“ In: *Studies in the Renaissance* 10 (1963): 91–107; Emmanouil Aretoulakis. „The Prefatory/Postscript Letters to St. Thomas More’s *Utopia*: The Culture of ‘Seeing’ as a Reality-Conferring Strategy.“ In: *Journal of Early Modern Studies* 3 (2014): 91–113; Gabriela Schmidt. „Of Travellers, Messengers and Foundlings – Fictionality, Authorship, and Textual Property in Thomas More’s Paratexts.“ In: *Moreana* 53/3–4 (2016): 17–44.

beschrieben hat, das habe ich allein gezeigt durch Männer, Ressourcen und die vortrefflichsten Gesetze – zurecht sollte man mir den Namen Eutopia verleihen.

Der Staatsentwurf Utopias wird hier explizit in die Nachfolge des platonischen Modells in der *Politeia* gestellt, womit eine Gattungsnähe zum sokratischen Dialog suggeriert wird. Zudem macht der Verfasser des Gedichts (wahrscheinlich Thomas Morus höchstpersönlich) auf ein etymologisches *double entendre* aufmerksam, das bezeichnend für die inhaltlichen Ambivalenzen des Werkes ist und durch die englische Aussprache des Begriffs /ju:ˈtəʊ.pi.ə/ verstärkt wird. Führt man das Präfix des Neologismus *Utopia* auf seine griechischen Wurzeln zurück, so ergeben sich zwei konträre Deutungsvarianten (1) als οὐ-τόπος: „nicht-existierender Ort“ und (2) als εὐ-τόπος: „guter Ort“. Der Inselstaat befindet sich also in einem logischen Spannungsverhältnis zwischen einem räumlichen Nirgendwo und einem erstrebenswerten Ideal. Diese paradoxe Grundprämisse zieht sich wie ein roter Faden durch das enigmatische Werk und macht eine eindimensionale Interpretation unmöglich. Ebendiese hermeneutische Offenheit der *Utopia* hat in der Vergangenheit einige Rezipient*innen frustriert, gleichwohl aber ihrem Verfasser eine bis in die Gegenwart anhaltende Popularität beschert. Dass Thomas Morus als klassisch-philologisch geschulter Autor eine Affinität zu etymologischen Spielereien hatte, zeigt auch ein Blick auf den Namen des Protagonisten Raphael Hythlodæus, der in der ersten Szene als weitgereister portugiesischer Seefahrer und abtrünniger Reisegefährte des Amerigo Vespucci eingeführt wird. Während sein Vorname auf den gleichnamigen alttestamentarischen Erzengel anspielt, dem das hebräische Wort רפא („Gott hat geheilt“) zugrunde liegt, setzt sich sein Nachname aus zwei griechischen Begriffen zusammen, dem Substantiv ὕθλος („unsinniges Geschwätz“) und dem polysemen Adjektiv δάιος (mit kurzem α: „kundig in“, mit langem α: „feindlich gesinnt gegenüber“).⁷ Ein analoges sprachliches Spiel treibt der Autor mit dem Namen seiner eigenen *persona*, deren Vorname an den biblischen Apostel Thomas, den „Un-

7 Eine Aufschlüsselung aller semantischen Facetten des Namens Raphael Hythlodæus findet sich bei Elizabeth McCutcheon. „Thomas More, Raphael Hythlodæus, and the Angel Raphael.“ In: *Studies in English Literature (1500–1900)* 9/1 (1969): 21–38; James Romm. „More’s Strategy of Naming in the *Utopia*.“ In: *The Sixteenth Century Journal* 22/2 (1991): 173–183.



Landkarte der utopischen Insel (Edition: 1518)

gläubigen“ (ἄπιστος nach Joh. 20, 19–29), erinnert. In seinem Nachnamen lässt Morus selbstironisch – wie vor ihm bereits Erasmus im Prolog seiner *Laus Stultitiae* – phonetisch das griechische Substantiv μωρία („Dummheit“) anklingen. Münzt man diese semantischen Vexierspiele nun auf die charakterlichen Eigenschaften der Protagonisten um, so lässt sich konstatieren, dass beide den Typus des *morio sapiens* verkörpern und damit in lukianischer Tradition stehen. Ihre Weisheiten in gesellschaftspolitischen Belangen sind daher *cum grano salis* zu genießen. Der Rahmendialog des ersten Buches kreist v. a. um die Frage, ob ein Philosoph in den Staatsdienst treten und als königlicher Berater fungieren soll. Seinen Gesprächspartnern zufolge wäre Raphael Hythlodæus aufgrund seiner umfassenden Bildung und seines Erfahrungshorizonts, den er auf seinen Reisen erworben hat, geradezu prädestiniert für diesen Job. Der Seemann lehnt diese Art des politischen Engagements jedoch vehement ab, weil sie sich nicht mit seiner solipsistischen Lebenseinstellung und der von ihm gewählten *vita contemplativa* vereinbaren lasse. Seinem Motto *agam quicquid volo* („ich möchte tun, was auch immer ich will“) treu bleibend, stellt er generell die Möglichkeit in Abrede, dass ein Philo-



Detail der Weltkarte von Martin Waldseemüller: *Universalis cosmographia secundum Ptholomaei traditionem et Americi Vespucii aliorumque lustrationes*, Strasbourg (1507)

soph gewinnbringend auf einen Herrscher einwirken könne, zumal diese Tätigkeit eine große Kompromissbereitschaft erfordere, die zwangsläufig jede politische Idealvorstellung verwässern würde. Als Evidenz dafür führt er eine Diskussion ins Feld, der er am Hof des Kardinal Morton von Canterbury – eine weitere historisch dokumentierbare Persönlichkeit aus der Biographie des Morus, die er in einem literarischen Porträt verewigt hat – miterlebt hat: Dort habe er mit einem englischen Juristen über die Absurdität der geläufigen Rechtspraxis debattiert. Obwohl er auf Widerstand von seinem Duellpartner gestoßen sei, habe er auf seiner Meinung beharrt, dass die Todesstrafe in England inflationär verhängt werde und selbst bei kleineren Vergehen wie Diebstahl zur Anwendung komme. In einer umfassenden soziologischen Ursachenforschung legt Hythlodaeus danach die Gründe dar, die seines Erachtens zur Verarmung eines beträchtlichen Teils der englischen Bevölkerung geführt haben, wobei er besonders das Feudalsystem, dessen Nutznießer der Adel und der Klerus seien, scharf ins Visier nimmt. Er betont abschließend, dass sich die mittellose Unterschicht in ihrem täglichen Kampf ums Überleben mangels beruflicher Alternativen gewissermaßen zum Diebstahl genötigt sehe, weshalb sie keine Schuld treffe. In seinem Plädoyer für mehr Verhältnismäßigkeit in der Rechtsprechung führt er zu guter Letzt die zehn Gebote ins Feld und unterstreicht, dass die

göttliche Gesetzgebung unumstößlich sei, sofern sich der Mensch nicht in seiner Hybris über Gott erheben und vollkommene Beliebigkeit walten lassen wolle:

Deus vetuit occidi quemquam et nos tam facile occidimus ob ademptam pecuniolam? Quodsi quis interpretetur illo dei iussu interdictam necis potestatem, nisi quatenus humana lex declaret occidendum, quid obstat quo minus homines eodem modo constituent inter se, quatenus stuprum admittendum sit, adulterandum, peierandum? (S. 72)

Gott hat es verboten, irgendjemanden zu töten, und wir maßen uns die Tötung so leichtfertig an wegen eines gestohlenen Geldsümmchens? Wenn aber jemand die Auslegung versuchen sollte, dass nach jenem göttlichen Gebot der Mord verboten sei, sofern ein menschliches Gesetz ihn nicht erlaubt, was hindert dann die Menschen daran, dass sie sich auf dieselbe Weise untereinander ausmachen, inwieweit eine Schandtat, ein Ehebruch und ein Meineid zulässig sind?

Wie aus diesem Beispiel deutlich hervorgeht, nimmt sich Raphael Hythlodaeus in seiner Argumentation kein Blatt vor den Mund, besonders dann nicht, wenn es

darum geht, gesellschaftliche Missstände aufzuzeigen. In einem weiteren Exkurs, in dem er sich im Zuge eines Gedankenexperiments hypothetisch in die Situation eines Beraters am Hof des französischen Königs versetzt, übt er weiter Kritik an der internationalen europäischen Politik: Dabei führt er die omnipräsente Tendenz der Monarchen zum Nepotismus, zum Imperialismus und zur Anhäufung von immensen Reichtümern unter fadenscheinigen Vorwänden wie etwa fingierten Kriegen gnadenlos mit einer *In-Your-Face-Rhetorik* vor, ohne dabei Taktgefühl oder diplomatische Umgangsformen an den Tag zu legen. Er kommt zu dem vernichtenden Fazit, dass in der königlichen Entourage kein Platz für wahrheitsliebende Philosophen wie ihn selbst sei – eine Erkenntnis, zu der vor ihm bereits sein antikes Vorbild Platon gelangt sei. Dieser musste schmerzlich am eigenen Leib erfahren, dass die Tyrannen Dionysius I. und II. von Syrakus unempfänglich für seine staatstheoretischen Lehren waren und ihm sogar nach dem Leben trachteten:

Sed bene haud dubie praevidit Plato, nisi reges philosophentur ipsi, numquam futurum, ut perversis opinionibus a pueris imbuti atque infecti penitus philosophantium comprobent consilia; quod ipse quoque experiebatur apud Dionysium. (S. 86)

Aber das hat ja auch Platon zweifellos vorausgesehen, dass die Könige niemals, es sei denn, dass sie selbst Philosophie betreiben, den Ratschlägen der philosophierenden Männer zustimmen werden, weil sie seit ihrer Kindheit gänzlich von verkehrten Meinungen erfüllt und angesteckt sind, was er selbst bei Dionysius erfahren hat.

Hythlodæus recurriert hier auf eine Grundprämisse, die Sokrates für seinen Modellstaat Kallipolis aufstellt, nämlich dass ein Herrscher, der stets philanthropisch und selbstlos im Sinne des Volkes agieren möchte, in Personalunion φιλοσοφία und δυνάμις πολιτική verkörpern müsse (Pol. 5.473c–d). Im selben Atemzug spricht er diese Fähigkeit allen gegenwärtigen Machthabern ab, wonach er seine Ablehnung von politischer Partizipation, die er derartig philosophisch begründet hat, argumentativ konsolidiert sieht. Die ‚Morus‘-persona lässt sich von der Weltverdrossenheit und dem Zynismus ihres Gesprächspartners jedoch nicht aus dem Konzept bringen, sondern kontert schlagfertig mit einem Plädoyer für politischen Pragmatismus und wirft dem Hythlodæus vor, eine *philosophia scholastica* zu vertreten, die sich in gelehrten Floskeln und akademischen Spekulationen verheddert, aber auf der politischen Bühne nichts zu suchen habe. Im Stile eines ciceronischen Humanisten schlägt ‚Morus‘ mit Rekurs auf *Off* 1, 114 einen anderen Zugang vor und skizziert die politischen Pflichten eines Staatsmannes wie folgt:

Est alia philosophia civilior, quae suam novit scenam eique sese accommodans, in ea fabula quae in manibus est, suas partes concinne et cum decoro tutatur. Hac utendum est tibi. Alioquin dum agitur quaequam Plauti comoedia, nugantibus inter se vernulis, si tu in proscenium prodeas habitu philosophico et recenseas ex Octavia locum, in quo Seneca disputat cum Nerone, nonne praestiterit egisse mutam personam, quam aliena recitando talem fecisse tragicomoediam? Corrueris enim perverterisque praesentem fabulam, dum diversa permisceas, etiam si ea quae tu affers meliora fuerint. Quaecumque fabula in manu est, eam age quam potes optime! (S. 98)

Es gibt aber noch eine andere, weltläufigere Art von Philosophie, die ihren Schauplatz kennt und sich daran

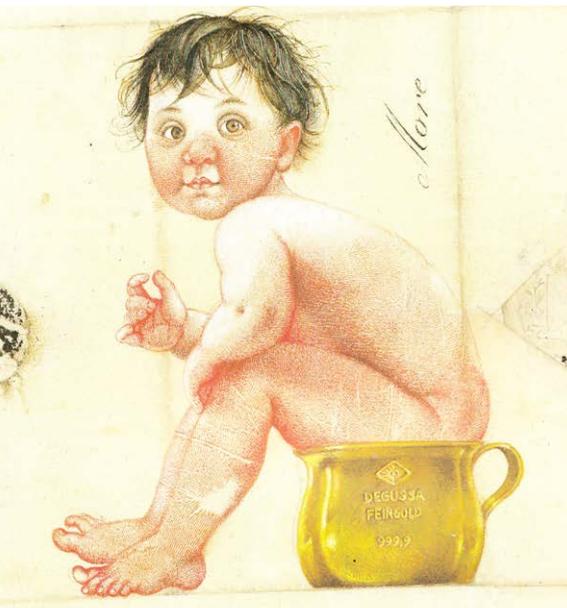
anpasst; sie weiß ihre Rolle in dem Stück, das gerade aufgeführt wird, den Regeln der Kunst entsprechend und mit Anstand zu spielen. An diese musst du dich halten. Anderenfalls wäre es so, als würdest du, während eine beliebige Komödie des Plautus aufgeführt wird und die Haussklaven miteinander scherzen, in der Philosophentracht die Bühne betreten und eine Stelle aus der Octavia vortragen, in der Seneca gerade mit Nero diskutiert – wäre es da nicht besser, du würdest die stumme Rolle eines Statisten spielen als eine derartige Tragikomödie durch deine deplatzierte Deklamation darzubieten? Du würdest nämlich das gegenwärtige Stück verderben und durcheinanderbringen, indem du verschiedene Genres miteinander vermengst, auch wenn dein Beitrag inhaltlich wertvoller gewesen sein mag. Welches Stück auch immer gerade aufgeführt wird, spiele es so gut du kannst!

Diese Szene, die etwa William Shakespeare zu seinem berühmten Verspaar „All the world’s a stage, and all the men and women merely players.“ (*As You Like It*, 2. Akt, V. 139f.) inspiriert hat, gilt als eine der rezeptionsgeschichtlich wirkmächtigsten Passagen der *Utopia*. Für den weiteren Verlauf des Dialogs markiert sie insofern einen Wendepunkt, als die ‚Morus‘-persona erstmals dem diskursiv übermächtigen Raphael Hythlodæus Paroli bietet und die zeitlose Debatte von politischem Realismus gegenüber philosophischem Idealismus aufgreift. Die in einem Vergleich mit dem Theaterwesen verpackte Aufforderung, dass man in jedem Stück die angemessene Rolle zu spielen habe, sollte nicht als eine Brandrede für politischen Opportunismus gedeutet werden, sondern vielmehr als Appell, das *decorum* pflichtgemäß zu erfüllen und den Kopf nicht in den Sand zu stecken. ‚Morus‘ zufolge solle man aktiv gestaltend am politischen Leben teilnehmen, möge die Situation auch noch so misslich und ausweglos erscheinen, und sich gegebenenfalls durch Humor und Ironie von der Tristesse des Alltags distanzieren. Hythlodæus zeigt sich von diesem elegant formulierten Affront gegen seine apolitische Haltung sichtlich unbeeindruckt und schlägt am Ende des ersten Buches, nachdem sich die Fronten zwischen den einander gegenüberstehenden Parteien völlig verhärtet haben, einen *Tabula-Rasa*-Zugang vor. Für die größten Übel, von denen er europäische Staaten geplagt sehe – namentlich: *inaequalitas* (Ungleichheit), *superbia* (Überheblich-

keit) und *avaritia* (Habgier) –, macht er den Kapitalismus als ein Wirtschaftssystem verantwortlich, das tiefe Gräben in die Gesellschaft grabe und diese auf Basis von künstlichen Hierarchien in Gewinner (die Reichen) und Verlierer (die Armen) unterteile. Anstatt derartig verquere Konventionen kritiklos zu akzeptieren, schlägt er eine revolutionäre Umwälzung durch die flächendeckende Einführung des Gemeineigentums vor, wie es bei den Utopiern üblich sei. Nach seinem fünfjährigen Aufenthalt auf der Insel könne er dafür bürgen, dass das gelebte Prinzip der *communitas rerum* erfolgsträchtig sei und eine vielversprechende Option für Europa darstelle. Obwohl ‚Petrus Aegidius‘ und die ‚Morus‘-persona dem schwärmerischen Enthusiasmus des Hythlodæus mit Skepsis begegnen, überwiegt ihre Neugierde: Sie wollen mehr von seinen Reiseabenteuern erfahren.

Das zweite Buch besteht fast zur Gänze aus einem Monolog des portugiesischen Seefahrers, in dem er in einer kontinuierlichen Progression von konkreten zu abstrakten Inhalten über die geographische Lage der Insel, über die Anlage und Architektur der Hauptstadt Amaurotum sowie über die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Einrichtungen der Utopier Bericht erstattet. Strukturell lehnen sich seine Ausführungen an den *Mundus Novus* (1502) des Amerigo Vespucci an, den dieser in Briefform an den Florentiner Adligen Lorenzo di Pierfrancesco de Medici adressierte, um ihm von seinen Reisen nach Südamerika zu berichten.⁸ Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in den folgenden Jahren die lateinische Übersetzung des Reiseberichts, der als Flugschrift in ganz Europa zirkulierte und seiner Leserschaft noch nie dagewesene Einblicke in die Sitten der Bewohner des neu entdeckten Kontinents gewährte. Mit einer Mischung aus Faszination und Ekel schildert Vespucci die Gepflogenheiten der indigenen Bevölkerung, z. B. ihren Kannibalismus, ihre freizügige Körperkultur, ihre Geringschätzung von Edelmetallen oder ihre religiösen Praktiken, die im Einklang mit der Natur stehen. Während Raphael Hythlodæus einige dieser Aspekte aufgreift, nicht zuletzt, um seinem fiktiven Bericht einen historischen Anstrich zu verleihen, übt er anders als sein portugiesischer Landsmann an keiner Stelle Kritik an den Inselbewohnern und ihrer Lebensweise – ganz im Gegenteil: Für ihn mutet der antipodale Staat geradezu paradiesisch an. In höchsten

⁸ Die maßgebliche kommentierte Edition stammt von Robert Wallisch (ed., trans.). *Der Mundus Novus des Amerigo Vespucci*. Wien, 2002: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.



Der Umgang der Utopier mit Gold und Edelmetallen, Illustration: Michael M. Pechtl (1997)

Tönen lobt er die Eintracht der utopischen Bürger, deren System auf dem Fundament des Gemeineigentums beruhe, denen Kategorien wie „mein“ und „dein“ fremd seien und die Edelmetalle geringschätzen; Gold verwenden sie nur für die Herstellung von Nachttöpfen und anderen zweckmäßigen Gegenständen, wie Hythlodæus schelmisch in einem Nebensatz erwähnt. Zudem wechseln die Utopier alle zehn Jahre regelmäßig ihre Wohnungen nach dem Losprinzip, damit keine Besitzansprüche auf materielle Güter entstehen können. Des Weiteren tragen sie eine alltagstaugliche Einheitskleidung, die soziale Statusunterschiede visuell nicht zur Schau stellt. Laut Hythlodæus sind die Utopier den Europäern nicht nur dahingehend überlegen, dass sie sämtliche Möglichkeiten von symbolischer Repräsentation annihiliert haben, sondern auch überragend im Bezug auf ihren familiären Zusammenhalt und ihre Arbeitsteilung: Alle Inselbewohner arbeiten maximal sechs Stunden pro Tag – zum Vergleich: der durchschnittliche Arbeitstag eines englischen Handwerkers oder Bauern umfasste damals mindestens zehn Stunden.⁹ Ihre Freizeit nutzen die Utopier für rekreative Zwecke und für ihre geistige Weiterbildung, die oberste Priorität bei ihnen hat. Im Gesundheitswesen pflegen sie das Ideal der Maßhaltung:

⁹ Einen interaktiven Rundgang über die Insel Utopia, der anhand von graphischen Gegenüberstellungen zum Vergleich mit europäischen Arbeits- und Freizeitbedingungen einlädt, bietet ein Digitalisierungsprojekt, das 2016 von Monika Steffens an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf lanciert wurde: <https://www.ulb.hhu.de/die-bibliothek/ausstellungen-events/vorort-ausstellungen/utopia> [letzter Zugriff: 12.03.2022].

Alkoholkonsum und der Genuss dekadenter Speisen sind ihnen fremd; eine gute medizinische Versorgung gewährt allen Bewohnern ein körperlich einigermaßen beschwerdefreies Leben. Schließlich haben die Utopier in ihrem politischen System das monarchische Prinzip aufgegeben und eine Gewaltentrennung etabliert, die Korruption, Tyrannei oder Nepotismus verhindern und durch ein Minimum von Gesetzen für den Durchschnittsbürger transparent sei. In Summe lasse sich die moralphilosophische Überlegenheit Utopias auf fünf Werte und Prinzipien komprimieren: *aequitas* (Gleichheit), *securitas* (Sorgenfreiheit, Sicherheit), *ratio* (Vernunft), *virtus* (Gewissenhaftigkeit, Tugend) und *voluptas* (Gewährleistung der Bedürfnisbefriedigung nach einem quasi-epikureischen Lustkalkül).

All diese idealstaatlichen Aspekte sind nur unter der Voraussetzung gültig, dass man dem enkomiaistischen Bericht des Hythlodæus Glauben schenkt; dass dieser allerdings nicht an jeder Stelle für bare Münze zu nehmen ist, zeigt ein Blick auf mehrere problematische Teile der utopischen Staatskonzeption, die von dem portugiesischen Seefahrer geflissentlich ignoriert werden. Er erweist sich als unfreiwilliger Narr, wenn er stillschweigend darüber hinwegsieht, dass die Utopier rigide Reisebestimmungen eingeführt haben, um die Bewegungsfreiheit des Einzelnen massiv einzuschränken. Des Weiteren pflegen die Utopier eine intakte Sklavenwirtschaft und verhängen harte Bestrafungen für Delinquenten aus den eigenen Reihen. Die utopischen Priester raten schwer kranken Patienten an, den Tod durch Euthanasie herbeizuführen, was impliziert, dass nicht mehr vollkommen funktionsfähige Elemente der Gesellschaft auf diesem Weg wegrationalisiert werden. Zudem haben die Inselbewohner einen ausgeklügelten Überwachungsstaat ins Leben gerufen, der mit Polizeikontrollen und gewerbsmäßigen Denunzianten operiert, um alle nach einem Konformitätsprinzip auszurichten. Überraschend ist des Weiteren, dass die Utopier zwar innenpolitisch auf Geldwirtschaft verzichten, jedoch sehr wohl über einen Staatsschatz verfügen, der zur Entlohnung von Kopfgeldjägern und für expansionspolitische Zwecke eingesetzt wird. Um ihr Territorium gegen Angriffe zu verteidigen oder um in auswärtigen Kriegen zu intervenieren, greifen die Utopier zudem auf Söldnerheere aus den Reihen der Zapoleten zurück. Die Vertreter dieses Nachbarvolks werden von den Insulanern wenig charmant als „Untermenschen“¹⁰

¹⁰ Dass diese Rhetorik historisch belastet ist und mehrere Jahrhunderte später einen Wiederhall in der

klassifiziert und gnadenlos im Krieg verheißt, da sie als wertlos erachtet werden:

[sc. Zapoleti] ad solum bellum nati, cuius gerendi facultatem studiose quaerunt, repertam cupide amplectuntur et magno numero egressi, cuiusvis requirenti milites vili semet offerunt. Hanc unam vitae artem noverunt, qua mors quaeritur. Sub quibus merent, acriter pro hijs et incorrupta fide dimicant. [...] Neque enim pensi [sc. Utopienses] quicumque habent, quam multos ex eis perdant, rati de genere humano maximam meritos gratiam se, si tota illa colluvie populi tam tetri ac nepharij orbem terrarum purgare possent. (S. 206, 208)

[Die Zapoleten,] die nur für den Krieg geboren sind, suchen eifrig Gelegenheit, diesen zu führen; wenn sich die Chance dazu ergibt, stürzen sie sich begierig darauf und nachdem sie in großer Zahl ausgerückt sind, bieten sie sich jedem Beliebigen, der nach Soldaten verlangt, billig feil. Sie verstehen sich nur auf dieses eine Gewerbe des Lebens, in dem man den Tod sucht. Für diejenigen, denen sie als Söldner dienen, fechten sie eifrig und mit unverbrüchlicher Treue. [...] Denn [die Utopier] nehmen keinerlei Rücksicht darauf, wie viele sie von ihnen ums Leben bringen, sie sind vielmehr davon überzeugt, dass sie der Menschheit den größten Dienst erweisen würden, wenn sie den Erdball von diesem Abschaum, diesem abscheulichen und frevelhaften Volk, gänzlich reinigen könnten.

Diese schockierende Klimax rückt die dystopischen Elemente des antipodalen Inselstaats ins Zentrum und wirft die Frage auf, inwiefern sich das utopische Modell als Ideal eignet.

Das Ende des Berichts ist den Glaubensvorstellungen der Utopier gewidmet, die eine monotheistische Vernunftreligion im Einklang mit der Natur pflegen und in ihrem täglichen Gebet eine Gottheit namens Mythras anbeten.

Nach diesem gedanklichen Rundgang über die Insel betont Hythlodæus, dass er nur deshalb von dort abgereist sei, um die

Propaganda des Dritten Reichs findet, wurde bereits ausführlich thematisiert von Hermann Oncken. *Die Utopia des Thomas Morus und das Machtproblem in der Staatslehre*. Heidelberg, 1922: Carl Winter Universitätsverlag; Shlomo Avineri. „War and Slavery in More’s Utopia.“ In: *International Review of Social History* 7 (1962): 260–290.



Robert Owens Vision von New Harmony in Indiana, Illustration: Francis Bate (1838)

frohe Kunde – sein persönliches *εὐαγγέλιον* – im *mundus vetus* zu verbreiten, was ihn dazu veranlasst, ein letztes hymnisches Lob auf Utopia und deren Institutionen anzustimmen:

Seines Erachtens verdiene keine andere Nation der Welt den Titel einer *res publica* im eigentlichen Wortsinn. Dieses Fazit mündet in eine weitere Kritik des Kapitalismus, die ringkompositorisch die Diskussion am Ende des ersten Buches wieder aufgreift. Hythlodæus unterstreicht abermals, dass alle menschlichen Charakterschwächen und alle sozio-politischen Konfrontationen auf die Geldwirtschaft zurückzuführen seien, weshalb es in Europa einer radikalen systemischen Veränderung bedürfe:

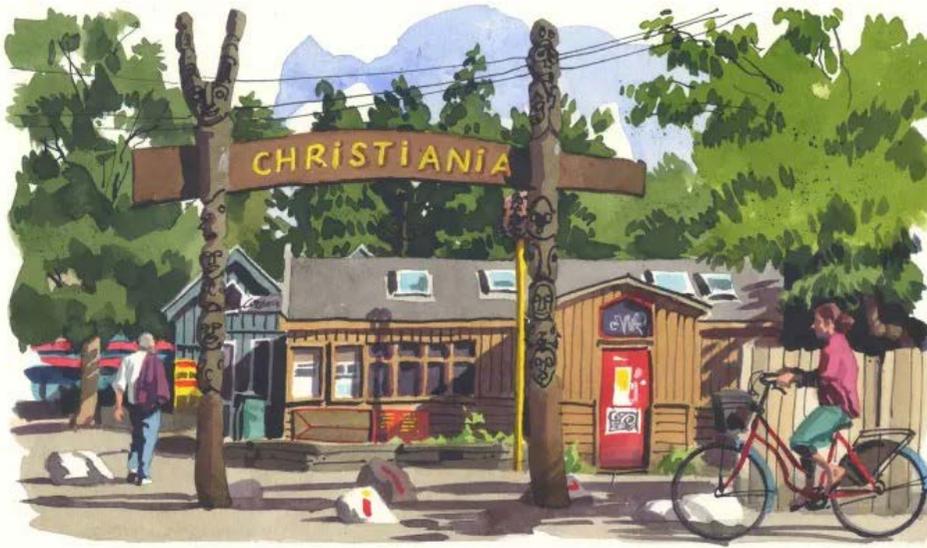
Quis enim nescit fraudes, furta, rapinas, rixas, tumultus, iurgia, seditiones, caedes, proditioes, veneficia cottidianis vindicata potius quam refrenata suppliciiis interempta pecunia commori, ad haec metum sollicitudinem, curas, labores, vigiliis eodem momento quo pecunia perituras? Quin paupertas ipsa, quae sola pecuniis visa est indigere, pecunia prorsus undique sublata protinus etiam ipsa decrescet. (S. 242)

Denn wer weiß nicht, dass Betrug, Diebstahl, Raubzüge, Streit, Aufruhr, Sticheleien, Aufstände, Morde, Verrat und Giftanschläge, die heutzutage durch tägliche Bestrafungen eher geahndet als eingedämmt werden, gleichzeitig mit der Abschaffung des Geldes untergehen und dass darüber hinaus Furcht, Kummer, Sorgen, Mühen und durchwachte Nächte im selben Augenblick wie das Geld verschwinden würden? Ja, selbst die Armut, die einzig und allein des Geldes zu entbehren scheint, würde sogleich schrumpfen, sobald die Geldwirtschaft überall abgeschafft wäre.

Nach diesem glühenden Plädoyer für das Gemeineigentum ergreift die ‚Morus‘-*persona* das Wort und zieht ein ambivalentes Resümee, das bezeichnenderweise nicht an Raphael Hythlodæus als direkten Gesprächspartner gerichtet ist, sondern an die Leserschaft: In diesem abschließenden Kommentar werden einerseits die absurden Aspekte des utopischen Staatswesens fokussiert, v. a. die Abschaffung der Geldwirtschaft, das Kriegswesen sowie die mit dem Katholizismus nicht vereinbaren religiösen Vorstellungen der Inselbewohner. Andererseits wird betont, dass Utopia das Potential in sich berge, eine Vorbild-

funktion für europäische Staaten einzunehmen: *Facile confiteor permulta esse in Utopiensium re publica, quae in nostris civitatibus optarim verius quam sperarim* (S. 246). – „Ich gestehe ohne Weiteres, dass es in der Verfassung der Utopier sehr vieles gibt, was ich mir in unseren Staaten wahrlich eher wünsche als erhoffe.“ Durch diesen enigmatischen letzten Satz hält eine quasi-platonische Dialogaporie in das Werk Einzug: Die politisch pragmatische, teilweise pessimistische Einschätzung der ‚Morus‘-*persona* zur Realisierbarkeit utopischer Institutionen schafft ein skeptisches Gegengewicht zu Raphaels prophetischem Enthusiasmus. Der abschließende Distanzierungsmechanismus suggeriert die Möglichkeit einer Fortsetzung des Gesprächs in der Zukunft und führt den Rezipient*innen vor Augen, dass eine vorsichtige Haltung nicht nur gegenüber der wirklichen Welt, die im ersten Buch offen kritisiert wird, sondern auch gegenüber dem scheinbar perfekten Wohlfahrtsstaat Utopia angebracht ist.

Bis zum heutigen Tag – mehr als fünfhundert Jahre nach der Erstveröffentlichung (1516) – erfreut sich der Traum des Thomas Morus von einer besseren Gesellschaft anhaltender Beliebtheit. Ein kurzer Blick auf die Rezeptionsgeschichte der *Utopia* zeigt, dass ihrem Schöpfer ein großer Wurf



Postkartenmotiv der Freistadt Christiania in Kopenhagen, Illustration: Matthew Cook (2006)

gelungen ist, der nicht nur zur Entwicklung eines neuen literarischen Genres geführt hat, sondern auch in anderen Bereichen der Wissenschaft, z. B. in der Architekturtheorie oder in der Soziologie, nachhaltige Spuren hinterlassen hat. Zu den bedeutendsten literarischen Nachfolgern des britischen Humanisten in der Zeit der Reformation und des Barock zählen der italienische Dominikanermönch Tommaso Campanella (*Civitas Solis*, 1602), der deutsche Protestant Johann Valentin Andreae (*Christianopolis*, 1619) und der englische Universalgelehrte Francis Bacon (*Nova Atlantis*, 1627). In ihren Um- und Neudeutungen verkürzten sie die *Utopia* um ihren satirisch-ironischen Gehalt und entwarfen jeweils ein theologisch fundiertes, politisches Reformprogramm, das als konkreter Bauplan zur Herstellung einer besseren Welt gedacht war. In eine andere Kerbe schlug die Lesart des Joseph Hall, der als Landsmann des Thomas Morus unter dem Pseudonym *Mercurius Britannicus* seinen *Mundus Alter et Idem* (1605) publizierte: In dieser scharfzüngigen Politsatire entwirft er mehrere karnevalesk anmutende Inselstaaten auf der Südhalbkugel, deren sprechende Namen *Crapulia*, *Viraginia*, *Moronia* und *Lavernia* darauf hindeuten, dass sie von Vielfraßen, Nörglern, Dummköpfen und Betrügern bevölkert und als Sittenspiegel für die von diesen Lastern geplagte englische Gesellschaft gedacht sind. In der Nachfolge Halls sind auch die überwiegend satirischen Werke von François Rabelais (*Gargantua et Pantagruel*, fünf Bände: 1532-1564) und Jonathan Swift (*Gulliver's Travels*, 1726) zu verorten. Als Warnung an die zeitgenössische Gesellschaft vor den Gefahren des Konformitätszwangs und vor totalitären Regimen sollten an dieser Stelle auch die

großen Dystopien des 20. Jahrhunderts – Evgenij Zamjatin's *Мы* (1920), Aldous Huxleys *Brave New World* (1932) und George Orwells Klassiker *Animal Farm* (1945) sowie *Nineteen Eighty-Four* (1949) – erwähnt werden. Sie haben die Weiterentwicklung des utopischen Genres ebenso geprägt wie Charlotte Perkin Gilman (*Herland*, 1915), Marge Piercy (*Woman on the Edge of Time*, 1976) und Margaret Atwood (*The Handmaid's Tale*, 1985) mit ihren feministischen Zukunftsvisionen. Schließlich war dem Gedankengut des Thomas Morus nicht nur in der Literatur, sondern auch in politischen und soziologischen Diskursen ein reichhaltiges Nachleben beschieden: Im 19. Jahrhundert wurde infolge der rasant fortschreitenden Industrialisierung der Ruf nach einer gerechten Arbeitsteilung immer lauter. Radikale Kritik am Kapitalismus und der damit einhergehenden Ausbeutung der weniger begüterten Gesellschaftsschichten äußerten Friedrich Engels (*Grundsätze des Kommunismus*, 1847) und Karl Marx (*Das Kapital*, 1867), die zu den Begründern des Kommunismus zählten und Thomas Morus als eine wichtige Inspirationsquelle ihrer Ideologie erachteten. Als Galionsfigur fungierte der britische Renaissanceautor auch für Charles Fourier, Henri de Saint-Simon und Robert Owen – drei sozialistische Denker, die kommunistische Genossenschaftsbewegungen ins Leben riefen, z. B. *New Harmony* im US-amerikanischen Bundesstaat Indiana (Abb. siehe S. 80 oben). Diese kurzlebigen utopischen Gemeinschaften stellten als sogenannte *intentional communities* Alternativmodelle zu der kapitalorientierten Gesellschaft und ihren auf Profit basierenden Wirkungsmechanismen dar. Eines der jüngsten sozialen Experimente dieser Art ist die

1971 gegründete *Freistadt Christiania*, eine politisch autonome und wirtschaftlich autarke Wohnsiedlung in Kopenhagen, die auf basisdemokratischen Prinzipien fußt, einen progressiven Lebensstil propagiert und sich als anarchisches Gegenmodell zur *Mainstream*-Gesellschaft versteht. Wie dieser ideengeschichtliche Abriss, der keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben möchte, verdeutlicht, darf die *Utopia* auch heute noch eine große inhaltliche Aktualität für sich beanspruchen. Durchwirkt von Ambivalenzen und Ironien kann das Werk keinesfalls als ein staatstheoretisches Modell mit normativer Gültigkeit erachtet werden; jedoch wirft es mehrere zeitlos relevante Fragen auf, denen sich eine Gesellschaft immer wieder aufs Neue stellen muss: Inwiefern können politischer Idealismus und Realismus miteinander in Einklang gebracht werden? Durch welches wirtschaftliche System kann eine Verteilungsgerechtigkeit gewährleistet werden? In welchem Ausmaß verformen Konventionen, die meist unkritisch akzeptiert werden und auf künstlichen Hierarchien beruhen, ein natürlich gewachsenes soziales Gefüge und wie kann eine Paradigmenwechsel eingeleitet werden? Diese und weitere Fragen sind es, welche die *Utopia* zu einem Gesamtkunstwerk machen, das die Jahrhunderte überdauert hat und heute mehr denn je einen Platz im Kanon der literarischen Klassiker verdient. ■

Corrigendum

In Cursor 17/2021, S. 40 wurde ein falsches Bild der Inschrift auf der Südseite des Lateranobelisken eingebildet. Im Folgenden das richtige Bild.



Das UNESCO Welterbe „Grenzen des Römischen Reiches – Donaulimes“

Stefan Traxler, René Ployer, Felix Lang

„Über den äußersten Ring des Erdkreises hinaus legt ihr ganz ähnlich wie bei der Umwallung einer Stadt noch eine weitere Grenzlinie an, die beweglicher und leichter zu bewachen ist. Dort führtet ihr Befestigungsanlagen auf und erbautet Grenzstädte, jede in einem anderen Gebiet. In diese berieft ihr Siedler, gabt ihnen zu ihrer Unterstützung Handwerker und gewährtet ihnen sonst alles, was sie brauchten.“
Aelius Aristides (117–181 n. Chr.) hält 143 n. Chr. zum Geburtstagsfest der Stadt Rom (möglicherweise vor Kaiser Antoninus Pius) seine Rede *Εἰς Ρώμην* – Auf Rom. Darin erwähnt er die Grenzen des Römischen Reiches. (Übersetzer unbekannt).

Im heutigen Sprachgebrauch werden die Grenzen des Römischen Reiches bzw. das entsprechende Überwachungssystem unter dem Begriff „Limes“ zusammengefasst. *Limes*, *-itis* (m.) bedeutete ursprünglich „(Grenz-)Weg“, „Schneise“. Die militärische Bezeichnung für Grenze, Grenzwall oder -mauer entwickelte sich im Laufe des 1. Jhs. n. Chr. Unser Wort Limit leitet sich davon ab. Die Flussgrenzen an Rhein, Donau, Euphrat und Tigris wurden in der römischen Antike allerdings als *ripa* bezeichnet. Die größte Ausdehnung erreichte das *Imperium Romanum* und damit der *Limes* unter Kaiser *Traianus* (98–117 n. Chr.), der *Dacia* (im Wesentlichen das heutige Rumänien) dem Reich eingliederte und im Osten bis über den Tigris vorstieß. Insgesamt finden sich in über 20 Ländern Europas, Asiens und Afrikas rund 7.500 km römische Reichsgrenzen. Bis zu 2.400 km entfielen dabei auf den Donaulimes (*ripa Danuvi*). Die Länge des Grenzabschnittes, der im Gebiet von Österreich liegt, beträgt ca. 350 km.

Römische Landgrenzen waren je nach topographischen Gegebenheiten, der Siedlungsdichte und der Bedrohungslage vor Ort durch unterschiedliche physische Barrieren, *limites*, markiert. In Regionen, in denen das Römische Reich an Wüstengebiete angrenzte wie Nordafrika oder Teilen Vorderasiens, war dies in Form einer eher lockeren Kette aus Kastellen und Wachtürmen der Fall. Der Hadrianswall im heutigen Großbritannien sowie ein Teil des

raetischen *Limes* bestanden hingegen aus einer durchgehenden Befestigungsmauer, die mit Wachtürmen versehen war. Andere Abschnitte des raetischen und obergermanischen *Limes* waren durch hölzerne Palisaden gesichert. Diese Anlagen dienten nicht nur der Verteidigung, sondern auch bzw. vor allem der Überwachung und Kontrolle des Waren- und Personenverkehrs. Bei aus- bzw. eingeführten Waren fiel eine durchaus beträchtliche Zollgebühr an, die bei Luxuswaren bis zu 25% betragen konnte.

Die Donau – Reichsgrenze und Hauptverkehrsverbindung

Über mehrere Jahrhunderte stellte die Donau eine der wichtigsten Nordgrenzen des *Imperium Romanum* dar. Diese betraf die Provinzen *Raetia*, *Noricum*, *Pannonia superior* und *inferior* sowie *Moesia superior* und *inferior* bzw. Bayern, Österreich, die Slowakei, Ungarn, Kroatien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, die Republik Moldau sowie die Ukraine (von Westen nach Osten). Mit der Eingliederung von *Dacia* griff das Römische Reich eine Zeitlang an der unteren Donau über diese Linie hinaus, bis Kaiser *Aurelianus* dieses Gebiet 271 n. Chr. wieder aufgab und die Grenze an die Donau zurückverlegte.

Der *Danuvius* (*Danubius* oder auch *Hister*, von griechisch Ἰστρος/*Istros*) war jedoch nicht nur eine Grenze. Flüsse stellten in der Antike wichtige Verkehrsverbindungen dar, da über sie verschiedenste Güter auf Schiffen oder Flößen schnell und kostengünstig transportiert werden konnten. Anschaulich wird dies von Strabon in seiner Beschreibung Galliens geschildert:

Das ganze Land nun ist von Flüssen durchströmt ... Die Flussbetten aber verhalten sich so bequem zueinander, dass die Waren [leicht] aus einem Meere in das andere hinübergeschafft werden können, indem sie nur auf eine kurze Strecke und durch Ebenen ohne Mühe [auf Wagen] gefahren, größtenteils aber auf den Flüssen sowohl stromauf- als stromabwärts verschifft werden.
Strabon, *Geographica* 4, 1, 2 (übersetzt von A. Forbiger).

Der Flusstransport war vor allem stromabwärts wesentlich effektiver und günstiger als ein Transport über Land. Flussaufwärts musste allerdings getreidelt werden, das heißt, die Schiffe mussten durch Tiere oder Menschen gezogen werden. Trotzdem konnten auf diese Weise wesentlich größere Mengen als mit Wagen über Land verfrachtet werden. Die Donau stellte dementsprechend die wichtigste Ost-Westverbindung in den Donauprovinzen dar. Felsen und Untiefen waren dabei ernstzunehmende Bedrohungen. So war der Strudengau aufgrund „Strudel und Wirbel“ erzeugender Felsenriffe einer der gefährlichsten Donauabschnitte. Es ist davon auszugehen, dass derartige Stellen zumindest bei Niedrigwasser umgangen wurden. Bei der Regulierung dieser Passage in der Mitte des 19. Jhs. kamen sowohl urgeschichtliche als auch römische Funde zu Tage, die vielleicht auf Unfälle und/oder Opfertagen für eine glückliche Durchquerung hinweisen.

Eine Passage in der Lebensbeschreibung des hl. *Severinus* zeigt, welche wichtige Rolle Inn und Donau noch im letzten Jahrhundert der römischen Herrschaft für die Versorgung der Bevölkerung spielen konnten. In *Favianis*/Mautern war eine Hungersnot ausgebrochen, die ernste Ausmaße anzunehmen drohte.

Kurz hernach nun erschienen unvermuttert am Donauufer zahlreiche mit Waren übervoll beladene Schiffe aus Raetien, die im dicken Eis des Inn viele Tage stecken geblieben waren; als es nun auf Gottes Geheiß plötzlich schmolz, brachten sie den Hungerleidenden Lebensmittel in Hülle und Fülle.
Eugippius, *Vita Severini* 3, 3 (übersetzt von R. Noll)

Ein serielles und transnationales Welterbe

Im Jahr 1987 wurde der Hadrian's Wall in Großbritannien als erstes Monument des Limes in die UNESCO-Welterbeliste aufgenommen. Diese Eintragung bildete die Grundlage für die Welterbestätte „Frontiers of the Roman Empire“, die 2005 um den Obergermanisch-Raetischen Limes in



Imperium Romanum (um 150 n. Chr.) mit den bereits zum UNESCO Welterbe ernannten Abschnitten der „Grenzen des römischen Reiches“
 (OÖLKG, M. Graf-Schwarz/St. Traxler; Kartengrundlage: Frontiers of the Roman Empire Culture 2000 project)

Deutschland und 2008 um den Antonine Wall in Schottland erweitert wurde. Doch die Idee, sämtliche Grenzabschnitte des Römischen Reiches, darunter auch den Donaulimes, unter dem Welterbe „Frontiers of the Roman Empire“ zu subsumieren, rief seitens UNESCO und ICOMOS die grundsätzlichen Bedenken hinsichtlich der späteren Handhabbarkeit von komplexen transnationalen, seriellen Welterbestätten hervor. In einer unter der Federführung Österreichs, der Niederlande und Deutschlands erstellten thematischen Studie wurden die notwendigen Grundlageninformationen für die Entwicklung einer Welterbe-Nominierungsstrategie für die römischen Grenzen allgemein und für jene in Europa im Speziellen erarbeitet. Die Strategie zeigt einen geeigneten und nachhaltigen Weg, um umfangreiche und voneinander unterscheidbare Abschnitte der römischen Grenzen einzeln innerhalb eines übergeordneten Rahmenwerks zu nominieren – anfangs nur in Europa, zu einem späteren Zeitpunkt auch im Nahen Osten und in Nordafrika. Dieses länderübergreifende Rahmenwerk begünstigt zudem den Dialog und fördert

den Erfahrungsaustausch. Zu den europäischen Abschnitten zählen die bereits oben genannten drei künstlichen Barrieren (Antonine Wall, Hadrian’s Wall und Obergermanisch-Raetischer Limes), der Niedergermanische Limes entlang des Rheins in Deutschland und den Niederlanden, der Donaulimes von Bayern bis ans Schwarze Meer sowie der Dakische Limes in der gebirgigen Landschaft Rumäniens nördlich der Donau.

Welterbe Donaulimes

Der thematischen Studie folgend, sollte der 2.400 km lange Donaulimes in zwei Schritten nominiert werden: zuerst der westliche Abschnitt in Deutschland, Österreich, der Slowakei und Ungarn und danach der östliche Teil in Kroatien, Serbien, Rumänien und Bulgarien. Das Einreichungsdossier umfasste drei Bände mit insgesamt 2225 Seiten plus digitalem Anhang. Die erste Einreichung erfolgte im Jänner 2018, und nach der obligatorischen Evaluierung durch ICOMOS lag für die 43. Welterbekomiteesitzung im Juli 2019 eine Einschreibungsempfehlung vor. Ungarns kurzfristige Herausnahme der Kernzone

beim Statthalterpalast von *Aquincum*/Budapest verhinderte allerdings zunächst die Aufnahme in die Welterbeliste. Im Jänner 2020 wurden die durch die Änderung bedingten ergänzenden Unterlagen nachgereicht. Die für Sommer 2020 geplante Komiteesitzung wurde pandemiebedingt abgesagt. Für die 44. Sitzung in Fuzhou (China) lag abermals die Einschreibungsempfehlung von ICOMOS vor. Der Schrecken und die Sorgen der Partnerländer waren groß, als Ungarn im letzten Moment die Nominierung zurückzog. Die Vertretungen der anderen drei Länder beharrten erfolgreich darauf, dass die Nominierung auch ohne den ungarischen Abschnitt behandelt wird. Nach eingehenden sich über mehrere Tage hinziehenden Diskussionen und einer abschließenden anonymen Abstimmung bestätigte das Welterbekomitee am 30. Juli 2021 den außergewöhnlichen universellen Wert des 600 km langen Abschnitts in Bayern, Österreich und der Slowakei mit seinen 77 Stätten und schrieb diesen in die Welterbeliste ein. Bereits drei Tage zuvor war die Einschreibung des Niedergermanischen Limes erfolgt, der sich entlang des linken Niederrheinufers

über eine Länge von etwa 400 km vom Rheinischen Massiv in Deutschland bis zur Nordseeküste in den Niederlanden erstreckt. Somit sind derzeit die Grenzen des Römischen Reiches von Old Kilpatrick in Schottland bis nach Iža in der Slowakei durchgehend UNESCO Weltkulturerbe

Der Donaulimes in Österreich

Der österreichische Limesabschnitt ist rund 350 km lang und verläuft entlang der Donau von der deutschen Grenze bei Passau durch Oberösterreich, Niederösterreich und Wien bis zur slowakischen Grenze nahe der Stadt Bratislava. Er prägt mit seiner fast 500-jährigen Geschichte noch immer viele Kulturlandschaften. Die Donau bildete seit der Zeitenwende die nördliche Grenze der beiden Provinzen *Noricum* und *Pannonia* gegen das von den Germanen besiedelte *Barbaricum*. Das Grenzsystem bestand aus einer Kette von Befestigungsanlagen, die sich am Südufer der Donau aufreiheten. Legionslager, Kastelle und Wachtürme waren einerseits durch den Fluss und andererseits durch die mehr oder weniger parallel zur Donau verlaufende Limesstraße verbunden und überwachten über fünf wechselvolle Jahrhunderte den Grenzverkehr an der nördlichen Grenze des Römischen Reiches. Der Fluss diente nicht nur als Annäherungshindernis, sondern auch als wichtige Kommunikations-, Nachschub- und Handelsroute und wurde zusätzlich durch eine Kriegsflotte kontrolliert. Rund um die von Legionen und Hilfstruppen bewohnten Lager und Kastelle entstanden im Laufe der Zeit zivile Siedlungen und Städte. Zwischen den Lagern garantierten Wachtürme eine schnelle Kommunikation.

Von den 33 Stätten (mit insgesamt 77 Zonen) des neuen Weltkulturerbes liegen 22 (47) in Österreich. Auf bayerischem Boden liegen 9 Stätten (24 Zonen) und in der Slowakei 2 (6). Besondere Bedeutung kommt selbstverständlich den fünf Legionslagern zu, von denen vier – *Lauriacum/Enns*, *Albing* (das allerdings nie vollendet worden ist), *Vindobona/Wien* und *Carnuntum* auf österreichischem Boden liegen. Das fünfte Legionslager – *Castra Regina/Regensburg* – liegt in Bayern.

Die Welterbezonen in OÖ

Die tatsächlichen Welterbezonen mussten so ausgewählt werden, dass sie den strengen Kriterien der UNESCO entsprechen. Integrität und Authentizität müssen gegeben und allen voran der langfristige Schutz gewährleistet sein. Dementsprechend mussten für die Einreichung auch nationale Managementpläne entwickelt werden, die u. a. die Grundlagen für Schutz und



Schutzbau BURGUS Oberranna – Blick über den Westturm mit integriertem Bad in Richtung Nordturm und Plattform (Foto: E. Weinlich)

Kontrolle beinhalten. In Oberösterreich sind fünf Stätten mit insgesamt 13 Zonen nun Teil des Weltkulturerbes „Grenzen des Römischen Reiches – Donaulimes“. Im Vorfeld der OÖ. Landesausstellung 2018 „Die Rückkehr der Legion“ konnte der

spätantike *burgus* von Oberranna (Gemeinde Engelhartzell) erforscht und quasi welterbetauglich gemacht werden. Durch die Errichtung eines beeindruckenden Schutzbaus ist einerseits sein langfristiger Erhalt gesichert. Andererseits ist

UNESCO – United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation

Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Die UNESCO ist ein wichtiges Mitglied der – aus 15 Sonderorganisationen bestehenden – „UN-Familie“. Ihr Ziel ist es, mit den Mitteln von Kultur, Bildung und Wissenschaft den Frieden zu erhalten, zu schaffen und zu sichern. Dazu bekennen sich insgesamt 193 Mitgliedstaaten und 11 assoziierte Mitglieder. Das Hauptquartier der UNESCO befindet sich in Paris. Die UNESCO wurde im November 1945 gegründet. Den Anlass und Hintergrund bildeten die Katastrophen in der ersten Hälfte des 20. Jh.: zwei Weltkriege mit Millionen Toten, die Verfolgung und Vernichtung von ethnischen, religiösen und anderen Minderheiten, totalitäre Systeme, Massenvernichtungswaffen. Weil Hass und Vorurteile in den Köpfen entstehen, müssen sie auch dort verhindert werden. Mit zahllosen Programmen und Projekten versucht die UNESCO, Antworten auf Probleme zu finden und diesen mit Wissen, Austausch und Zusammenarbeit zu begegnen. Die Einhaltung der Menschenrechte, die Gleichheit der Geschlechter, der nachhaltige Umgang mit der Natur sind dabei wesentliche Leitlinien.

Aufnahme in die Welterbeliste

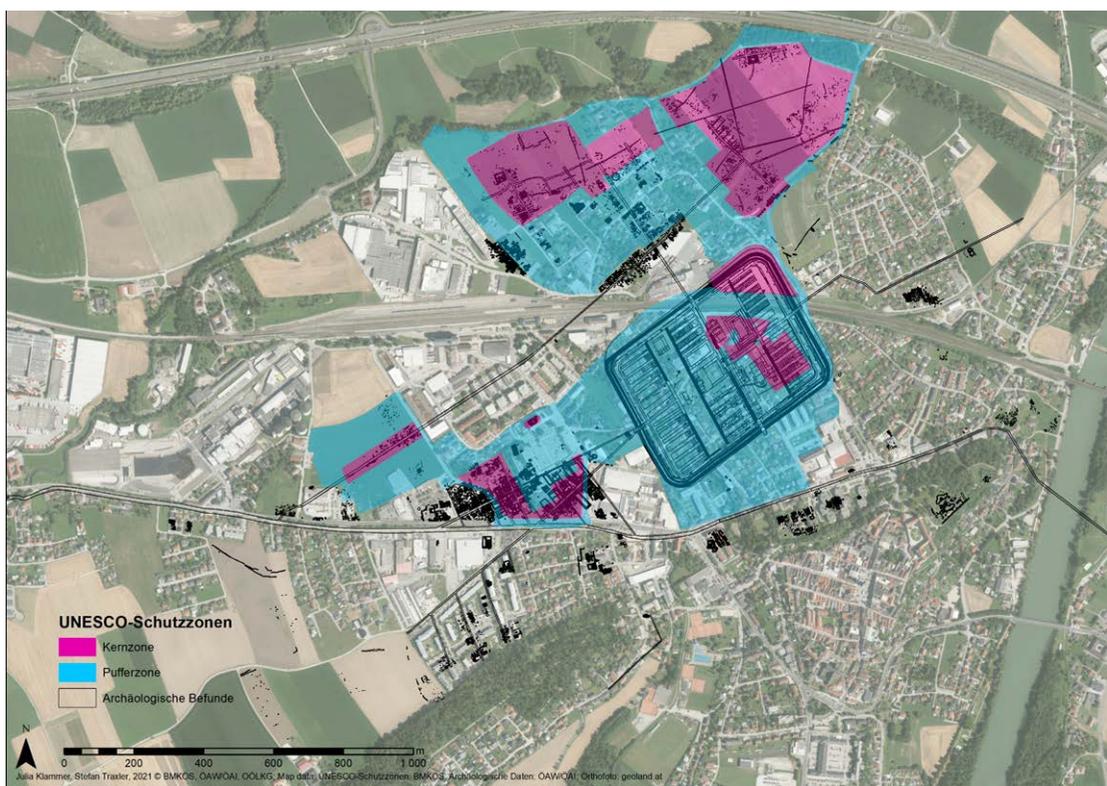
Damit ein Bauwerk, ein Ensemble von Gebäuden, ein Naturdenkmal oder eine Landschaft als Welterbe gelten, muss eine zentrale Bedingung erfüllt sein: Das Kultur- oder Naturgebilde muss „außergewöhnlichen universellen Wert“ besitzen. Das heißt: Es muss aus der Fülle vergleichbarer Objekte deutlich herausragen. Und: Sein Verfall oder die mutwillige Zerstörung wären ein unwiederbringlicher Verlust für die Menschheit. Externe Fachberater*innen von ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) und IUCN (International Union for Conservation of Nature) prüfen die Anträge und empfehlen dem Welterbekomitee die Aufnahme oder Ablehnung. In dem Verfahren werden Gesichtspunkte wie Authentizität (historische Echtheit) und Integrität (Unversehrtheit) ebenso berücksichtigt wie kulturelle Diversität und Nachhaltigkeit.

Oberranna damit zu einem Vermittlungs-ort geworden, an dem ein besonders beeindruckendes architektonisches Zeugnis der römischen Grenzsicherung und seine nachantike Geschichte authentisch präsentiert werden.

Geophysikalische Prospektionen im Jahr 2013 lieferten die Grundlage für die beiden Teilkomponenten in Schlögen (Gemeinden Haibach ob der Donau und St. Agatha). Durch Georadaruntersuchungen konnte der Beweis erbracht werden, dass in den Freiflächen rund um das Hotel Donauschlinge noch beträchtliche Reste vom römischen Kleinkastell erhalten sind. Das Hotel selbst ist natürlich nicht Teil dieser Welterbezone. Auf der obersten Terrasse des Campingplatzes von Schlögen wurden Gebäude und Strukturen der römischen Zivilsiedlung (*vicus*) nachgewiesen. Dementsprechend konnte auch dieser Bereich als Kernzone definiert werden. Das 2014/15 ausgegrabene Badegebäude von Schlögen, das seit 2018 im Schutzbau BALNEUM besichtigt werden kann, gehört zu dieser Welterbezone.

Beim Wachturm Hirschleitengraben im Kürnberger Wald (Gemeinde Wilhering) sind sowohl eine Kern- als auch eine sogenannte Pufferzone definiert worden. Die Kernzone umfasst die Überreste des zweiphasigen Turms und den zugehörigen Umfangsgraben. Die vorgelagerte Pufferzone soll gewährleisten, dass die Sichtachse zur Donau, die zum Verständnis des Bauwerks von besonderer Bedeutung ist, erhalten bleibt.

Lentia wurde im Mittelalter und in der Neuzeit durch die heutige Stadt Linz weitgehend überprägt und ist damit für archäologische Welterbezonen wenig prädestiniert. Ein im Jahr 2000 zwischen der westlichen Befestigungsmauer des 15. Jhs. und dem Schloss nachgewiesener Spitzgraben, der zu einer römischen Befestigungsanlage gehört haben muss, konnte ebenso als Kernzone eingetragen werden, wie die Martinskirche und die ihr zugehörige Parzelle, da hier durch Ausgrabungen die Existenz von noch intakten römischen Überresten gesichert ist. Die benachbarten Grundstücke wurden als Pufferzone definiert, weil hier mit weiteren erhaltenen römischen Befunden zu rechnen ist, wie auch die Grabungen der Linzer Stadtarchäologie und der Universität Wien auf der sogenannten Keplerwiese gezeigt haben. Obwohl etliche weitere Ausgrabungen in Linz erstaunlich viel von der Römerzeit preisgegeben haben, konnten keine weiteren Flächen als Welterbezonen ausgewiesen werden.



Lauriacum/Enns – archäologischer Plan und Welterbezonen
(J. Klammer/St. Traxler; UNESCO-Schutzzonen: BMKÖS, Archäologische Daten: ÖAW/ÖAI; Orthofoto: geoland.at)

Mit der Stationierung der *legio II Italica*, der 2. Italischen Legion, wurde *Lauriacum/Enns* im ausgehenden 2. Jh. zum wichtigsten Militärstandort der Provinz *Noricum*. Diese Bedeutung schlägt sich auch in insgesamt sieben Teilkomponenten nieder. Vom Legionslager wurden zwei Areale als Kernzonen definiert, der Rest als Pufferzone, in der bei zukünftigen Baumaßnahmen erhöhte Aufmerksamkeit gilt. Von den zivilen Siedlungsbereichen (*canabae legionis* = Lagerdorf, ev. auch *municipium* = Stadt) konnten ebenfalls einige bemerkenswerte Zonen eingetragen werden, darunter die unbebauten Flächen im Bereich der sogenannten Zivilstadt sowie die Lorcher Basilika. Eine Gräberstraße westlich davon und die *canabae* nördlich des Legionslagers konnten erst in Folge der großflächigen geophysikalischen Prospektionen des Österreichischen Archäologischen Institutes auf die Welterbeliste gesetzt werden. Auch diese Forschungen wurden im Hinblick auf die OÖ. Landesausstellung 2018 und die Welterbeeinreichung initiiert und vom Land Oberösterreich finanziert. Die sogenannten *canabae* Nordost sind für die Wissenschaft von besonderem Interesse. Hier liegen nicht nur die derzeit größte bekannte Kalkbrennofenbatterie des Römischen Reichs und weitere noch nicht eindeutig zu interpretierende Ofenbefunde, sondern auch Strukturen, die mit sehr großer

Wahrscheinlichkeit als Hafen von *Lauriacum* anzusprechen sind.

Markante römische Denkmäler in Niederösterreich

Das römische Erbe ist heute vielerorts deutlich wahrzunehmen und das nicht nur in der ehemaligen pannonischen Provinzhauptstadt *Carnuntum*. Die mittelalterliche Siedlungsentwicklung bediente sich häufig der wehrhaften antiken Kastellmauern, die dadurch bis dato sichtbar erhalten sind. So sind beispielsweise in Mautern die Festungsbauten der Westfront, wie der Hufeisenturm und zwei Fächertürme, sichtbar erhalten. In Traismauer sind die antike Bausubstanz des Wienertores sowie die des Hungerturmes an der Nordfront bis zum zweiten Obergeschoß überliefert. Einige Wehrbauten wurden einer wirtschaftlichen Nutzung zugeführt, wie der Salzturm in Tulln als Stapelplatz an der Donaulände oder das östliche Lagerort in Zeiselmauer, das seit dem Mittelalter dem Bistum Passau als Getreidespeicher diente. Aber nicht nur Teile der Befestigung, sondern auch der Innenbebauung wurden im Mittelalter weiterverwendet und entsprechend adaptiert, wie die über den Zentralgebäuden der Lager errichteten Pfarrkirchen von Wallsee, Traismauer und Zeiselmauer zeigen. Gerade die gut erhaltenen römischen Hinterlassenschaften und das Fortbestehen der antiken Fes-



Kastells Favianis/Mautern. In der Spätantike wurden die Kastellmauern massiv verstärkt und die Eck- und Zwischentürme zu weit vor die Mauern vorkragenden Fächer- beziehungsweise Hufeisentürmen umgebaut, die bessere Verteidigungsmöglichkeiten des unmittelbaren Kastellvorfelds erlaubten. Die Wehranlagen wurden im Mittelalter weiterverwendet. (Foto: BDA, R. Ployer)



Kastell Cannabiaca/Zeiselmauer. Anstelle des früheren östlichen Lagertors wurde unter Kaiser *Valentinian I.* (364–375 n. Chr.) ein Kastentor errichtet. Sein Name „Körnerkasten“ geht auf seine Funktion als Kornspeicher während der Passauischen Grundherrschaft im Mittelalter zurück. (Foto: BDA, B. Neubauer-Pregl)

tungsbauten bis in die Gegenwart machen das Besondere des niederösterreichischen Donaulimesabschnitts aus. Andernorts wurde die antike Substanz nicht überbaut und blieb daher viele Jahrhunderte unter der Erde erhalten. Im Zuge von Bauprojekten kommt es österreichweit

immer wieder zu wichtigen Entdeckungen, die jedoch in der Regel nach einer Notgrabung („Ersatzmaßnahme“) zur Überbauung/Zerstörung freigegeben werden müssen. Eines der viel zu seltenen archäologisch-musealen Vorzeigeprojekte konnte in Wallsee (Gemeinde Wallsee-Sindelburg) umgesetzt werden. Im Vorfeld der geplanten Errichtung eines Neubaus für betreutes Wohnen wurde 2011–2013 das vermutlich um 370 n. Chr. errichtete Rest- oder Reduktionskastell ausgegraben. Dank der Umplanung des Bauprojektes konnten die beeindruckenden Überreste erhalten werden. Die multimediale Inszenierung macht den Besuch der Römerwelt Wallsee zu einem besonderen Erlebnis.

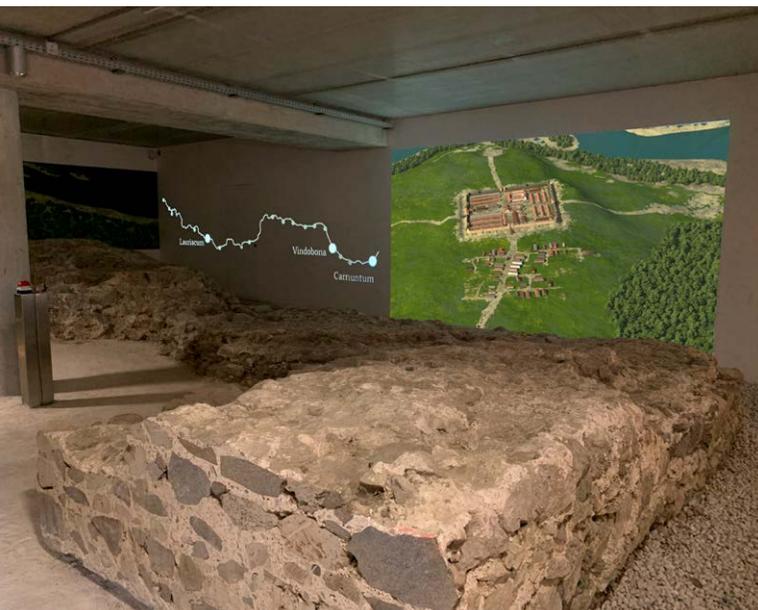
Die Legionsstützpunkte *Vindobona/Wien* und *Carnuntum*

Von *Vindobona/Wien*, dem westlichsten Legionsstützpunkt von *Pannonia (superior)*, wurden fünf Zonen in die Welterbeliste aufgenommen.

Drei davon liegen im Bereich des Legionslagers, darunter die im Wien Museum – Römermuseum (Hoher Markt 3) in situ zu sehenden Reste von zwei Tribünenhäusern. Die beiden weiteren Zonen betreffen die südwestlichen *canabae legionis* sowie das westliche Lagerdorf und ein anschließendes Gräberfeld. Der wichtigste römische Militärstützpunkt auf dem Boden des heutigen Österreichs war zweifellos *Carnuntum*, was sich auch in der unglaublichen Größe der eingeschriebenen Zonen niederschlägt. Die Kernzonen umfassen über 752 ha, die Pufferzonen weitere 1343 ha.

Ausblick

Der Schutz der eingeschriebenen Komponenten des UNESCO Welterbes „Grenzen des Römischen Reiches – Donaulimes“ hat oberste Priorität. Gerade die gut erhaltenen und/oder einem breiten Publikum zugänglich gemachten römischen Hinterlassenschaften sind eine der großen Stärken des österreichischen Abschnitts. Dazu kommen noch die zahlreichen Limes-Museen, die zwar nicht per se zum Welterbe zählen, aber natürlich als Vermittlungs- und Kommunikationsorte einen hohen Stellenwert einnehmen. Das Museum Lauriacum ist quasi das Flaggschiff am norrischen Limesabschnitt und dementspre-



Römerwelt Wallsee – Reduktionskastell und multimediale Vermittlung (© 7Reasons)



Idealrekonstruktion von Carnuntum (© 7Reasons)

chend eines der primären Portale für all jene, die sich näher mit dem Donaulimes beschäftigen möchten. Das in der Provinz *Pannonia (superior)* liegende *Carnuntum* übernimmt diese Rolle in Ostösterreich. Die Limesforschung in *Noricum* hat durch die OÖ. Landesausstellung 2018 wichtige neue Impulse erfahren und die Ernennung des Donaulimes zum UNESCO Welterbe wird für weiteren Schwung sorgen. Ein erstes deutliches Signal ist die Bewilligung von zwei Limesprojekten im Förderprogramm „Heritage Science Austria“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

„Life and Death at the Danube Limes. The Cemeteries of *Lauriacum/Enns*“ (Universität Salzburg, Naturhistorisches Museum Wien, OÖ Landes-Kultur GmbH) und *PolyChroMon Colours Revealed – Polychromie römischer Monumente der Donauprovinzen* (ÖAW, Bundesdenkmalamt, Kunsthistorisches Museum Wien, Landessammlungen Niederösterreich) setzen sich gemeinsam mit sieben anderen Projekten im Zuge eines dreistufigen Entscheidungsverfahrens gegen 93 weitere Einreichungen durch. Zudem ist nach wie vor mit neuen Entdeckungen zu rechnen. Im Jahr 2017 gelangen die Nachweise eines römischen Hilfstruppenlagers in Stein in der Gemeinde St. Pantaleon-Erla (Niederösterreich) und von drei temporären Lagern in Obersebern bei Au an der Donau (Oberösterreich), also bereits im *Barbaricum*. Auf einem Luftbild aus dem Jahr 2019 zeichnet sich dort noch ein viertes Lager ab. ■



Östlich der drei 2017 entdeckten und durch Geophysik verifizierten temporären Lager von Obersebern (1-3) zeichnen sich Strukturen ab, die auf ein weiteres Lager (4?) hinweisen dürften.
(J. Klammer, M. Graf-Schwarz, St. Traxler; Kartengrundlage: Orthofotos: Land OÖ – data.ooe.gv.at/2019, Google Earth 2012-2017; Ergänzungen nach der Magnetik-Interpretation von ÖAW/ÖAI, St. Groh/H. Sedlmayr 2018)



www.unesco.at



QR-Code:
weiterführende
Literatur

Eine mittelalterliche Bilderbibel voller Engel, Tiere und Fabelwesen

Was irdische und außerirdische Gestalten in einem vor acht Jahrhunderten entstandenen „Bibel-Comic“ zu sagen haben

Leopold Schlager

In der Diözesanbibliothek zu St. Pölten liegt eine bibliophile Kostbarkeit im Dornröschenschlaf: Im Holzlücken mit braunem Leder gebunden verbirgt sich unter der Signatur HS 054 eine Bibelhandschrift, deren Buchmalereien der Hochgotik zugerechnet werden.

Der lateinische Bibeltext ist mit insgesamt 105 Initialen versehen. Sie zeigen den sogenannten Muldenfaltenstil, der charakteristisch für das frühe 13. Jahrhundert ist. Diese Buchmalereien weisen eine starke Ähnlichkeit zu Bibeln auf, die sich heute in der französischen Nationalbibliothek in Paris befinden. Bei einem dieser Exemplare handelt es sich um die von einem gewissen Magister Alexander signierte Bibel (ms.lat. 11930). Vor allem die besonders gewichtigen Initialen am Beginn des Alten und des Neuen Testaments weisen viele Gemeinsamkeiten bis hin zum Gesichtstypus auf, auch dann noch, wenn etwa die „Wurzel-Jesse“-Initialen in der St. Pöltner Handschrift gegenüber dem Pariser Pendant seitenverkehrt dargestellt ist. Da Magister Alexander etwa von 1210 bis 1230 in Paris tätig war, darf für den St. Pöltner Codex eine Entstehungszeit um 1230 und Paris als Ursprungsort angenommen werden.

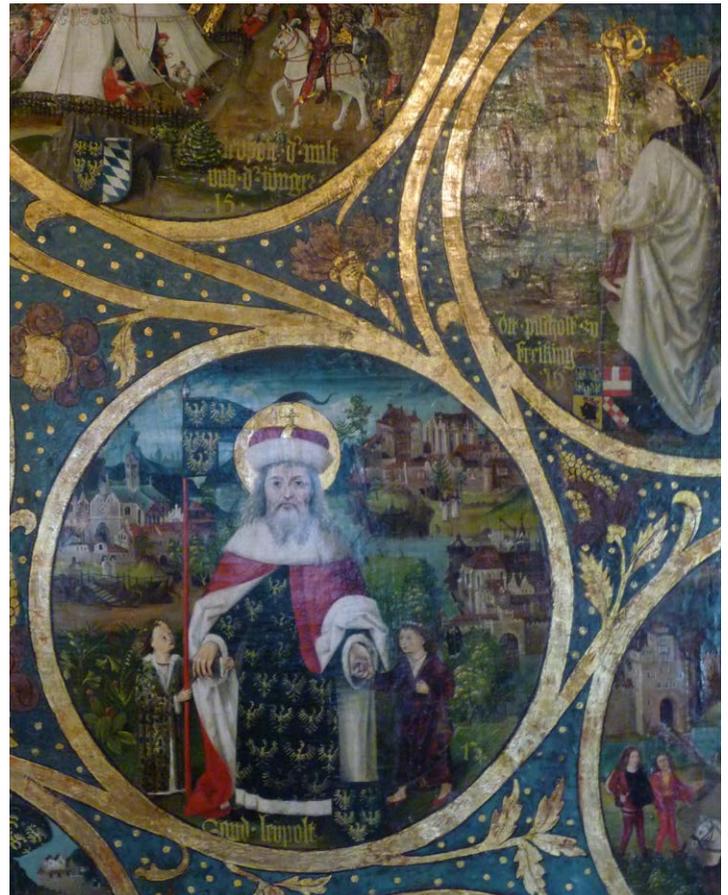
Unklar bleibt indes, wann und wie die Prunkbibel nach St. Pölten gekommen ist. Faktum ist, dass es Verbindungen nach Paris gab: Wer immer Rang und Namen hatte, schickte seine Söhne zum Studium in die damals führende Universitätsstadt. Ein knappes Jahrhundert davor hatte Otto, ein Sohn des „frommen Markgrafen“ Leopold III. und nachmaliger Bischof von Freising, so in Paris den jungen Zisterzienserorden kennengelernt und die Gründung des Stiftes Heiligenkreuz im Wienerwald in die Wege geleitet.

Im 17. Jahrhundert befand sich der Bibelcodex jedenfalls bereits im Besitz des St. Pöltner Chorherrenstiftes, worauf der mit schwarzer Tinte geschriebene Eintrag C.[anoniam]R.[egularis]Y.[ppolitensis] verweist. Mit der Aufhebung des St. Pöltner Chorherrenstiftes und der gleichzeitigen Gründung der Diözese St. Pölten unter Kaiser Josef II. im Jahr 1785 wechselte er in die Bibliothek des ersten Bischofs

von St. Pölten, Johann Heinrich Kerens. Dieser war zuvor Bischof von Wiener Neustadt und brachte seine eigene Bibliothek samt Einrichtung an seine neue Wirkungsstätte mit. Die mit Fresken von Paul Troger ausgestattete sogenannte „Kerens-Bibliothek“ bildet ein sehenswertes barockes Ensemble, das heute über das „Museum am Dom“ in St. Pölten zugänglich ist. Ihre Herkunft teilt die Handschrift 54 übrigens mit dem St. Pöltner Diözesanpatron Hippolyt von Rom: Auch dessen Reliquien kamen – allerdings schon kurz vor dem Jahr 800 – vom Pariser Kloster St. Denis über Tegernsee in das Missionskloster „ad Sanctum Hippolytum“ an der Traisen. So wurde Hippolyt auch Namensgeber und Patron der heutigen niederösterreichischen Landeshauptstadt.

Kaltes Scriptorium? – Schreibstube zwischen Mythos und Realität

Eine mittelalterliche „Schreibstube“ war ein hochspezialisierter Betrieb. Die erforderlichen Materialien – Pergament, schwarze und rote Tinte, Farben, Schreibfedern, Blei-Stifte oder Blattgold mussten an Ort und Stelle erzeugt oder zugekauft werden. Dazu kam noch das Binden in einem eigenen Arbeitsgang. Dass dieser oft auch ausgelagert wurde, legt ein Beschluss des Generalkapitels der Zisterzienser aus



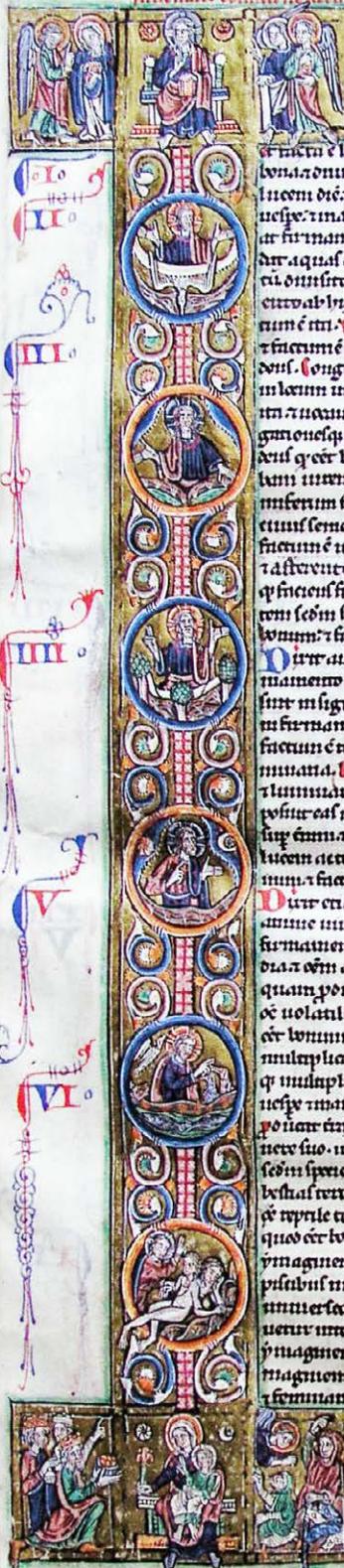
Bildhafte Genealogien analog zur „Wurzel Jesse“-Darstellung waren auch im profanen Bereich weit verbreitet – hier ein Ausschnitt aus dem Babenberger-Stammbaum im Stift Klosterneuburg. Im zentralen Feld Markgraf Leopold III., der Heilige; rechts darüber Bischof Otto von Freising, ein Sohn Leopolds.

dem Jahr 1154 nahe, wonach das Binden der Bücher nicht außerhalb des Skriptoriums erfolgen durfte. Es gab besser ausgestattete Werkstätten, was sich wohl auch in der Qualität des Endprodukts widerspiegelte. Für die grauen Mönche sollte das Einfache genügen.

Mit klammen Fingern schreibt sich schlecht. Einiges spricht dafür, dass Skriptorien in enger Verbindung zum beheizbaren Teil des Klosters standen. Das „calefactorium“ war – laut www.mittelalter-lexikon.de – „der einzige heizbare Raum der Klausur“, welcher „während der kalten Jahreszeit auch als Raum für das

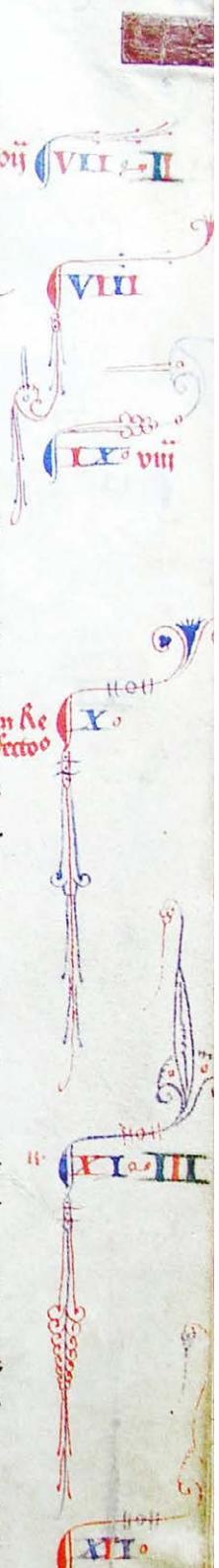
LIBER GENESIS IS

In nomine domini nostri ihu xpi. Incipit bibliotheca.



Incipit liber primus genese... In principio creavit deus celum...

uobis omnem hunc afferentem semen... la ligna que hic in semetipsis...



Initiale „I“ zum Buch Genesis: oben die Verkündigung an Maria als Hinweis auf die neue Schöpfung (links), Gott Vater (Mitte) und Engel (rechts); zu den sechs Medaillons der Schöpfungstage siehe Seite 93 (Spalte 2 und 3).



Ob Chartres, Vézelay, Schöngrabern im Weinviertel und natürlich auch in der Buchmalerei: Die romanische Bildsprache bedient sich der Tier- und Fabelwelt, um die Bedrohung des Menschen durch das Böse vor Augen zu führen. Im Bild ein Kapitell aus der romanischen Kathedrale in Vézelay: Vertreibung aus dem Paradies.

Zubereiten der Tinte und des Pergaments für den Gebrauch im Scriptorium“ diente. Beim Schreiben kamen also die Mönche zusammen.

Im Stift Zwettl hat eine solche Anlage aus der Bauzeit des Klosters, angrenzend an das Refektorium, die Jahrhunderte überdauert. „Zu dem mit seinem originalen Gewölbe überlieferten Raum ist auch die

darunterliegende Heizstube erhalten, von der aus der Raum geheizt werden konnte“, weiß Dr. Andreas Gamerith, Archivar und Bibliothekar im Stift Zwettl. „Generell wird angenommen, dass das Schreiben von Büchern im Calefactorium, eher aber noch in der Paterstube bzw. in der Fraterie (Brüdertrakt) vorgenommen wurde – eine Annahme, die nicht nur für Zwettl gilt. In



Die Genesis-Initiale „I“ („In principio creavit Deus ...“) entfaltet ein theologisches Programm. Hier der obere Querbalken mit der Verkündigung an Maria, Gott Vater als Schöpfer des Himmels und der Erde; rechts Engel als Boten Gottes – und auch ein Link zur Auferstehung (Engel am leeren Grab: vgl. Lk 24, 4; Joh 20, 12).

Altenburg ist für das späte 13. Jahrhundert die Kombination der Fraterie mit Buchnissen über dem Calefactorium erhalten, sodass sich hier die Kombination Arbeits-/Aufenthalts-/Wärmeraum rekonstruieren lässt.“ Für Zwettl sind auch mehrere Schreiber namentlich bekannt, darunter der Mönch Hermannus, der im Codex 52 der Zwettler Stiftsbibliothek anmerkt, er hätte das Buch nicht ohne große „segnitie“ vollendet – was mit „Schläfrigkeit“ übersetzt wurde, möglicherweise aber auch nur „mit Trägheit“ bedeuten kann, fügt Bibliothekar Gamerith hinzu.

Auf noch eine Besonderheit weist der Zwettler Stiftsbibliothekar hin: „Entgegen den strengen Regeln der Zisterzienser zu Anfang ihrer Reformbewegung wurden in Zwettl bald Öfen erlaubt. Wenn 1318 ‚duae stuppae‘ genannt werden, war man wohl schon vom alten System der Hypokausten übergegangen zu moderneren Öfen.“ Und dass in den Schreibstuben das ganze Jahr über emsig gearbeitet wurde, ist vielleicht mehr eine Legendenbildung des 19. Jahrhunderts, als dass es den Tatsachen entspricht. Kalt ist’s im Scriptorium – das passt in Filmen wie „Der Name der Rose“ allemal gut ins Bild.

Typographisches Meisterstück

Eine ganze Bibel auf 314 Pergamentblättern, kaum größer als ein Schulheft (ca. 245 mal 165 mm) unterzubringen, das allein ist schon eine beachtliche Leistung. Nur zum Vergleich: Die Standardausgabe der aktuellen „Einheitsübersetzung“ des Alten und Neuen Testaments benötigt für die biblischen Bücher 1.443 Seiten – ganz ohne Illustrationen, lediglich mit kurzen Einführungen zu jedem Buch.

Der nunmehrige St. Pöltner Codex 54 kommt also mit knapp der halben Seitenzahl aus, und das bei einer durchaus großzügigen Gestaltung. Der reine Satzspiegel misst etwa 185 mal 120 Millimeter und lässt damit genügend Platz für Schleifen, Tier- und Pflanzenmotive und natürlich die Initialen. Nach dem Umblättern gab es also oft genug eine Belohnung und einen Anreiz zum Weiterlesen.

Bei aller Großzügigkeit der Gestaltung ist der Text selbst ohne Unterteilungen eng fortlaufend geschrieben. Neben den Initialen tragen die **Rubriken** zur Abgrenzung der einzelnen Bücher bei. Stereotyp wird jedes Buch mit „Expliciunt capitula“ beschlossen, um sogleich mit „Incipit liber/propheta/epistola“ fortzusetzen.

Möglich macht diese typographische Meisterleistung eine sorgfältige frühgotische Buchschrift in engen Minuskeln, versehen mit zahlreichen Abkürzungen. Für damalige Leser dürften diese keine allzu große Hürde gewesen sein. Vielleicht hatte man

den Text ohnehin vom Zuhören im Ohr. Mit wenigen Figuren, starken Gesten und kräftigen Farben bringt jede einzelne der Miniaturen auf der Größe einer Briefmarke ein Charakteristikum eines jeden biblischen Buches mit viel Liebe zum Detail auf den Punkt. Ein wenig fühlt man sich in die großen Kathedralen jener Zeit versetzt, wo in luftiger Höhe biblische und theologische Programme in detailreicher Erzählfreude vor Augen geführt werden – allerlei Getier, Fabelwesen und Teufelsfratzen inklusive.

In principio creavit Deus ...

Die Initialen am Anfang des Alten und des Neuen Testaments sind durch ihre Gestaltung klar von den anderen abgehoben. (Abb. siehe S. 89) Das „I“ als erster Buchstabe der Vulgata, am Beginn der Genesis, erzählt das Schöpfungswerk der sechs Tage in sechs Medaillons, sehr genau dem biblischen Text folgend. Im oberen Querbalken thront in der Mitte Gott Vater, links ist die Verkündigung an Maria dargestellt, im rechten Feld stehen zwei Engel. Der Fußbalken des „I“ zeigt in der Mitte

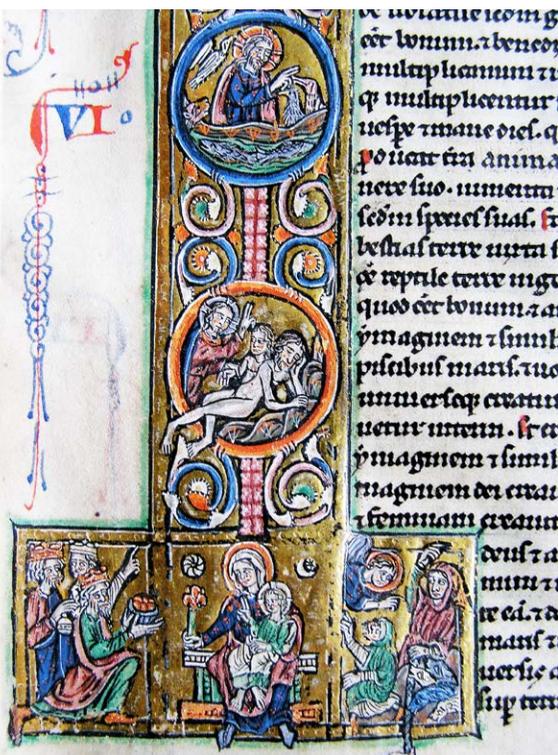
die thronende Muttergottes mit dem Jesuskind, dem auf der linken Seite die drei Weisen aus dem Morgenland huldigen. Rechts ist in nächster Nähe zur Erschaffung des Menschen (am untersten Ende der Schöpfungsszenen) die Vertreibung aus dem Paradies dargestellt. Hinter all dem steht eine theologische Aussage. Klar: Gott hat die Welt an sechs Tagen erschaffen und ruhte am siebenten. Engel bewachen nicht nur das Tor des Paradieses, sie stehen am Ostermorgen auch beim leeren Grab – sind die Engel also ein Hinweis auf die Auferstehung? Und warum kommt Maria schon am Beginn des Alten Testaments so bedeutungsvoll vor? Betrachtet man die Fortsetzung der Schöpfung am unteren Ende der Initiale, also die Jungfrau Maria mit ihrem göttlichen Kind, lässt sich dazu folgerichtig mit dem Apostel Paulus sagen: „Alles ist durch ihn (Jesus Christus) und auf ihn hin geschaffen“ (Kol 1, 16b). Und auch die Verbindung von Eva und Maria findet so ihre Auflösung. Wie wiederum Paulus von Adam und Christus als dem „alten“ und dem „neuen“ Menschen spricht, so findet in der Gegenüberstellung von Eva, der „Mutter aller Lebendigen“ (Gen 3, 20), und Maria die von mittelalterlichen Theologen bis hin zum Skandal-Musical „Ave Eva“ von Peter Janssens und Wilhelm Willms ausgebreitete Interpretation von Maria als der neuen Eva, die vom Makel der Erbsünde bewahrt wurde, ihren Widerhall. Kleiner und auch weniger opulent ausgestaltet ist die „Wurzel-Jesse“-Initiale zum Matthäusevangelium am Beginn des Neuen Testaments (Abb. rechts). Anstelle der 14 Generationen von David bis Jesus sind lediglich sieben – wohl symbolisch zu verstehende – Figuren zu sehen. Sie steigen aus der liegenden Gestalt des Jesse (Isai) im Schaft der Initiale durch Rankenwerk miteinander verbunden empor – zuoberst Maria und Christus. Ähnlich verschlungen sind auch die Generationen auf gemalten Geschlechterlisten jener Zeit, etwa dem schon erwähnten Stammbaum der Babenberger in Klosterneuburg. (Abb. S. 88)

Hund, Wolf oder Löwe?

In ihrer Gesamtheit wirken die Initialen durchaus wie Bibelcomics, geradezu modern. Da stürzt ein König – wohl Joas – von seinem hohen Turm, dort steht Ijob, vom Aussatz gezeichnet, während sich einer der Freunde, die ihn besuchen, angesichts des Ekels die Nase zuhält. Durchwegs sind es pointierte Szenen, die unschwer bestimmten Aussagen des jeweiligen biblischen Buches zuzuordnen sind, etwa wenn Paulus am Beginn des Galaterbriefs erhobenen Hauptes dem Petrus ins Angesicht widersteht (zu Gal 2,11). Nichts



Die „Wurzel Jesse“-Initiale am Beginn des Neuen Testaments (Matthäus-Evangelium) – ein Hinweis auf den Stammbaum Jesu, mit dem das erste Evangelium beginnt. Dennoch: Kein Vergleich mit dem detailreich ausgeführten und inhaltlich weit ausladenden Sechstagerwerk im Buch Genesis.



Der untere Querbalken der Genesis-Initiale „I“ ist wohl als Fortsetzung der Schöpfung zu lesen: Der Vertreibung aus dem Paradies (rechts) wird der Neuanfang in der Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria (Mitte) gegenübergestellt. Links die Anbetung der Heiligen Drei Könige, der Magier aus dem Morgenland. Auch ihnen – sie sind ja Heiden! – gilt die Erlösung, auch für sie ist Jesus Mensch geworden!



Ein stürzender König – wie so viele im Alten Testament: Joas (2 Kön 12)

für zarte Gemüter: Judit mit Schwert bei der Enthauptung des Holofernes. Und dann ist da noch eine ganz besondere Figur, leuchtend rot-orange, die an verschiedenen Stellen auftritt. Man könnte an den Höllenhund Kerberos denken, gut



Ijob, vom Aussatz gezeichnet. Man denkt unwillkürlich an Lazarus („Herr, er riecht schon!“). Und im Hintergrund der Satan – er stellt ja die Gerechtigkeit des Ijob auf die Probe.

biblisch ist es aber wohl eher der Satan als Wolf (ohne Schafspelz) – oder ist es doch ein Löwe? Teil der lateinischen Komplet am Ende des Tages ist die Kurzlesung 1 Petr 5, 8-9a: „Fratres, sobrii estote et vigilate, quia adversarius vester, diabolus tamquam *leo rugiens* circuit quaerens quem devoret, cui resistite fortes in fide.“ Und so ziert dieser rote „Löwe“ auch den Anfang des 1. Petrusbriefs. Doch das letzte Wort in der Bibel hat er nicht.

Das zeigt deutlich die Initialie zum 1. Korintherbrief, in dem Paulus vehement die Wirklichkeit der Auferstehung verteidigt (vgl. 1 Kor 15).

Christus, der in der Auferstehung den Tod besiegt, düpiert mit dem Kreuz den großen Feind des Lebens und Widersacher des Menschengeschlechts. Auf die Auferstehung weist auch das „Zeichen des Jona“ hin, der nach dem misslungenen Start zu seiner Bekehrungsmission in Ninive am dritten Tag unversehrt aus dem Bauch des Fisches steigt. Er wird von dem Monster nicht einfach an Land gespien, nein, aufrecht entsteigt er dem ansonsten Tod bringenden Rachen. Der triumphale Gestus erinnert frappant an Bilder, auf denen Christus dem Grab entsteigt. Nicht der „leidende Gottesknecht“, sondern der triumphierende Sieger über den Tod ist der Idealtyp der Christusdarstellung in der Romanik. Bekannte Beispiele dafür finden sich etwa in Seckau, Innichen und Schloss Tirol bei Meran: Christus steht aufrecht, die Arme weit ausgebreitet, kein Schmerz ist ihm anzumerken und – ein wichtiges Detail! – er hat offene Augen. Er lebt, hat den Tod überwunden! So schließt sich der Kreis zum Anfang der Schöpfung, die im Ganzen der Illustrationen in einem durchaus hoffnungsvollen Licht gesehen wird. Da sind dann auch die Posaunen, die im 1. Thessalonicherbrief am Jüngsten Tag zum Gericht blasen, keine Unheilboten. Vielmehr erinnern sie an jenen Posaunendonner, der die Mauern von Jericho einstürzen ließ und den Israeliten nach dem Exodus und den 40 Jahren der Wüstenwanderung endgültig den Weg in die Freiheit, in das Land der Verheißung aufatet. ■

Das „Findbuch“ des St. Pöltner Diözesanarchivs finden Sie unter dem QR-Code. Das Buch Genesis beginnt auf Seite Hs_0013.



Apostel im Widerstreit: Paulus sagt im Galaterbrief, dass er dem Petrus „ins Angesicht widerstanden“ habe (Gal 2, 11).



Judit enthauptet Holofernes und wird so zur Retterin des Gottesvolkes aus äußerster Unterdrückung, Verfolgung und drohender Auslöschung.



Der Satan am Beginn des ersten Petrusbriefs. Das wird ja wohl kein Verweis auf das harsche Wort Jesu an Petrus sein: „Weiche, Satan!“ (Mt 16, 23). Der Bezugspunkt ist hier vielmehr die Mahnung zur Wachsamkeit vor dem umtriebigen gierigen Verschlinger (1 Petr 5, 8).



Christus düpiert Satan, den „Höllenhund“; er hat mit seiner Auferstehung den Tod besiegt (1 Kor 15).



1. Schöpfungstag: Gottes Geist schwebt über dem Wasser der Urflut vor der Scheidung von Licht und Finsternis.



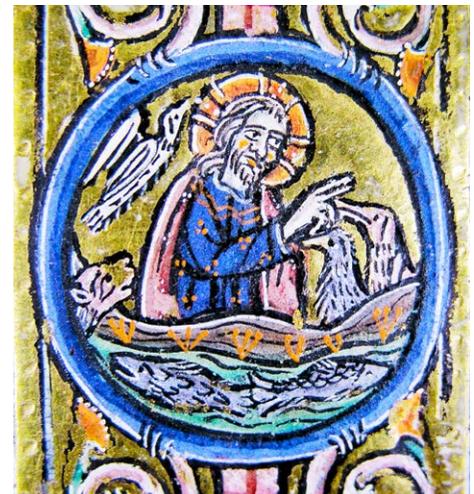
4. Schöpfungstag: Gott setzt die Lichter an das Himmelsgewölbe – Erschaffung von Sonne, Mond und Sternen.



Ein Prophet, der sich gegen seinen Auftrag sträubt – und zugleich ein Sinnbild für die Auferstehung Jesu „am dritten Tag“: der Prophet Jona, der dem Fisch, der ihn verschlang, hier aufrecht und lebend entsteigt.



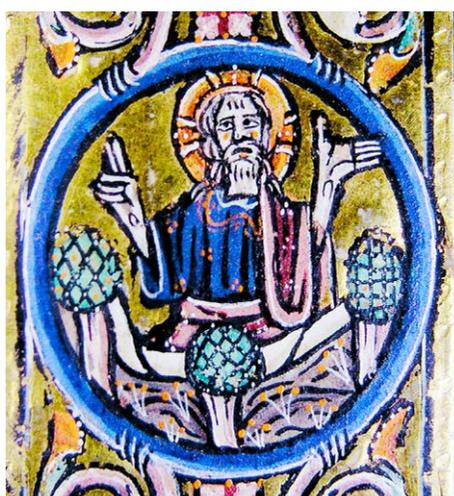
2. Schöpfungstag: Gott scheidet Wasser (blau, oben) und Erde (unten).



5. Schöpfungstag: Erschaffung von allem, was sich zu Wasser, zu Lande und in der Luft bewegt.



Jesus ist die Hoffnung der Toten, wenn die Posaunen zum Gericht erschallen (1 Thess 4, 16).



3. Schöpfungstag: das trockene Land (Erde – mit den grünen Bäumen!) im Gegensatz zum Meer (Wasser).



6. Schöpfungstag: Erschaffung von Adam und Eva (aus Adams Seite – nach der zweiten Schöpfungserzählung, Genesis 2,21).

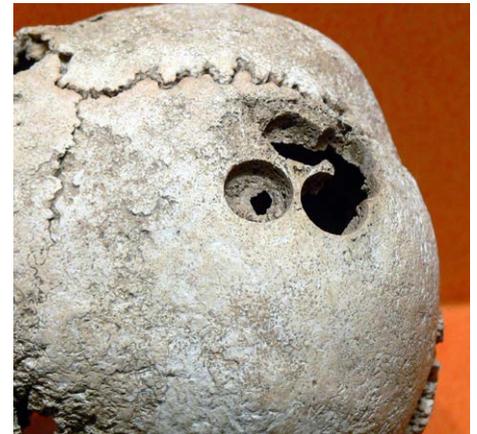
Medizin – von prähistorischer Zeit bis ins frühe Mittelalter

Susanne Steiner

Seit jeher plagen Schmerz und Krankheiten die Menschheit und ebenso lange versuchen wir den Ursachen auf den Grund zu gehen und uns Erleichterung zu verschaffen. Über die diesbezüglichen Theorien und Therapieansätze unserer Ahnen aus vorschrittlicher Zeit wissen wir nichts, doch bringt die Paläopathologie interessante Erkenntnisse über die Ernährungsgewohnheiten der frühen Menschen (und anderer Säugetiere) und kann anhand der Untersuchung entsprechend erhaltener menschlicher Überreste Feststellungen treffen bezüglich des körperlichen Zustands bzw. der Erkrankungen der untersuchten Person. Zumeist beschränken sich diese Erkenntnisse auf den Zustand der Zähne, Knochen und Gelenke. Ist organisches Material erhalten, wird es für die Forschung daher umso interessanter. Einen solchen Fall bietet die bekannte Gletschermumie „Ötzi“. Mittels Radiokarbondatierung wurde festgestellt, dass der Mann aus dem Eis um 3200 v. Chr. gelebt haben muss. Der etwa 1,60m große Mann starb im Alter von etwa 40–50 Jahren an einem Pfeileinschuss in der linken Schulter und/oder, wie die Analyse einer Probe aus dem außergewöhnlich gut erhaltenen Gehirn ergab, an einem Schädel-Hirn-Trauma. Bildgebende Verfahren zeigten u. a. einen Bandscheibenverschleiß in der Lendenwirbelsäule und eine DNA-Analyse brachte die Erkenntnis, dass Ötzi lactoseintolerant war, braune Augen und die Blutgruppe o hatte¹. Eine CT-Untersuchung konnte mit dem Nachweis einer allgemeinen Atherosklerose, insbesondere im Bereich der Herzablaufgefäße, ein genetisch bedingt stark erhöhtes Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen bestätigen². Bei all diesen Erkenntnissen handelt es sich um Nachweise bestehender Erkrankungen und Verletzungen aus Sicht der modernen Medizin. Ein neues Forschungsfeld eröffnet sich dort, wo erste Schlüsse auf Therapien naheliegen. Ötzi hatte mehrere Tätowierungen (jeweils mehrere bis zu 4cm lange parallele Linien), vor allem am unteren Rücken und im Beinbereich. Dies verleitet Forscher*innen zu dem

Schluss, es habe sich um therapeutische Tätowierungen an Akupunkturpunkten zur Linderung von Gelenkschmerzen gehandelt, da sich die Hautzeichnungen primär an Stellen befanden, an denen bildgebende Verfahren einen Verschleiß nachweisen konnten. Allerdings wurden 2016 weitere Tätowierungen an der rechten Brustseite gefunden, die nicht ganz zu der aufgestellten Theorie passen und es muss daher Gegenstand von Spekulation bleiben, ob die Hautzeichnungen therapeutischen, religiös-kultischen oder anderen Zwecken gedient haben³. Die Gletschermumie stellt auch den ältesten Beleg für *Helicobacter Pylori* dar, ein Bakterium, von dem wir heute wissen, dass es besonders im Alter zu Gastritis und Geschwüren führt. Da die Magenschleimhaut der Mumie nicht erhalten ist, kann jedoch nicht bestätigt werden, dass die Infektion beim Mann aus dem Eis tatsächlich symptomatisch verlief⁴. Allerdings fand sich unter den mitgeführten Gegenständen auch ein Birkenporling. Ethnographen berichten, dass moderne Jägerkulturen Pilze nicht nur als Nahrungsmittel, sondern auch als Medizin benutzen⁵. Wusste Ötzi also um die entzündungshemmende Wirkung des mitgeführten Pilzes?

Bei all den vielen feststellbaren Verletzungen und Erkrankungen wies die Gletschermumie eine Besonderheit nicht auf, für die man in vielen Ur- und Frühgeschichte-Museen, so auch im MAMUZ im österreichischen Asparn/Zaya, Beispiele findet: Schädeltrepanationen. Die ältesten Beispiele für diesen Eingriff finden sich in Marokko (etwa 11.000 Jahre alt). Einige der Schädel weisen Spuren von teils wiederholten Trepanationen auf und verheilte Wundränder beweisen, dass viele Betroffene die Prozedur mehrfach überlebt haben. Auch im mykenischen Gräberbund B wurde der trepanierte Schädel eines Mannes, datiert auf 1600 v. Chr., gefunden. Noch älter sind die Funde aus dem kretischen Agios Charalambos, einer minoischen Grabstätte, die sekundäre Grablegungen aus mehreren Jahrhunderten umfasst (ca. 2300–1800 v. Chr.). Auf dem Schädel



Monte Albán - Museum. Trepanationslöcher in einem menschlichen Schädel. (Wikimedia; Foto: Wolfgang Sauber)

eines jungen Mannes wurde neben dem Trepanationsloch eine Verletzung in Form einer Eindellung gefunden – ein Hinweis darauf, dass es sich bei der Operation mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine chirurgische Intervention nach einem Trauma handelte. Von allen neun eindeutigen Trepanationsfunden aus der Ägäis, die aus der mittleren Bronzezeit stammen, weisen 78% zumindest teilweise Heilungsspuren auf. Der Besitzer des erwähnten Schädels aus Mykene dürfte die Prozedur allerdings nicht überlebt haben. (Alusik, 215–216). Auch wenn die oben angeführten Funde eine medizinische Indikation nahelegen, sind dennoch bis zur Vorstellung der Prozedur in der hippokratischen Schrift „De vulneribus in capite“ keine schriftlichen Zeugnisse vorhanden. Für die älteren Funde ist daher nicht auszuschließen, dass es sich um kultisch-religiöse Eingriffe (um z. B. böse Geister aus dem Schädel „ausfahren“ zu lassen) handelte. Letztere Annahme führt uns aber zu den Wurzeln der antiken Medizin: den kultischen Bereich und die sogenannte Iatromagie, die sich gerade in der Frühphase der Medizin allerdings nicht scharf von wirksamer Therapie trennen lassen.

In Ägypten ist seit der Spätzeit des Reichs (ca. 664–332 v. Chr.) der Imhotepkult bezeugt⁶. Imhotep erscheint als bedeutender Baumeister und Vertrauter des Königs Djoser II. (etwa 2700 v. Chr.) in zeitgenös-

1 <https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/oetzi-bietet-beweis-fuer-die-stabilitaet-von-genetischen-markern-3568/>

2 <https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/internationaler-mumienkongress-mit-neuen-erkenntnissen-zu-oetzi-3206/>

3 <https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/oetzi-neue-taetowierung-entdeckt-2756/>

4 <https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/krankheitserreger-in-oetzis-magen-entdeckt-3014/>

5 <https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/aeltester-nachweis-von-pilzen-als-nahrungsmittel-2810/>

6 <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/95/Imhotep-Louvre.JPG>



Statuette des Imhotep aus ptolemäischer Zeit

sischen Inschriften (Helck, 256–258). Bald setzte eine rege Legendenbildung um seine Person ein – er wurde als Archeget vieler für die ägyptische Hochkultur maßgebenden Errungenschaften verehrt, u. a. der Schrift, der Medizin und der Mumifizierungstechnik. Es folgte die Zuschreibung göttlicher Abstammung, die Verehrung als Heilgott und die Herausbildung eines entsprechenden Kultes, der in wesentlichen Punkten große Ähnlichkeiten zum griechischen Asklepioskult aufweist, u. a. die Inkubation und das Pilgern zu den Heiligtümern (z. B. Karnak). Dies führte letztlich in ptolemäischer Zeit auch zu einer Identifizierung der beiden Kultherren. Festzustellen ist für die ägyptische Medizin aber neben der kultischen-religiösen Verwurzelung der Medizin auch eine starke rationale Komponente. So zeigen die berühmtesten ägyptischen medizinischen Papyri bereits beeindruckende Systematik in der Diagnostik und Therapie von Krankheiten.

Der sogenannte gynäkologische Kahun-Papyrus (UC32057, 1850 v. Chr.), bei dem es sich um den ältesten erhaltenen medizinischen Texts Ägyptens handelt, ist einigen vielleicht für das der Drecksapotheke zuzurechnende Verhütungsmittel aus Krokodildung bekannt. Die weiteren Inhaltsstoffe des Mittels sind Dornakazie, Koloquinthe und Datteln. Aus der Akazie

lässt sich Milchsäureanhydrid gewinnen, eine auch heute noch in Spermiziden eingesetzte Substanz, und das Harz der Koloquinthe hat abortive Wirkung (Zinner, 14). Weiters findet sich in diesem Papyrus der erste Beleg für die „Hysterie“ als eine vom Uterus verursachte Erkrankung, was bis zu Sigmund Freud (!) so bleiben sollte. Papyrus Edwin Smith aus der Mitte des 16. Jh. v. Chr. listet iatromagische Praktiken (Sprüche gegen Seuchen) neben der rationalen Beschreibung der Therapie verschiedenster Traumata („Wundenbuch“ mit chirurgischen Fallbeispielen) mit präziser Systematik in Diagnose und Prognose der Leiden auf. Papyrus Ebers (Ende 16. Jh. v. Chr.) ist mit 19 Metern Länge der längste erhaltene medizinische Papyrus. Neben magischen Formeln offenbart er ein erstaunliches Wissen über die Funktion von Herz und Gefäßen sowie Tumoren:

„Es sind Gefäße in jedem Körperglied. Wenn nun legt irgendein Arzt, irgendein Sachmet-Priester (oder) irgendein Zauberer seine Finger auf den Kopf, auf den Hinterkopf, auf die Hände, auf die Stelle des Herzens, auf die beiden Arme und auf jedes Bein, so wird er fühlen das Herz, denn es sind seine Gefäße in jedem seinem Körperglied, und es (=das Herz) spricht vorn in den Gefäßen jedes Körpergliedes.“ (Eb 854a)

Die präsentierte Textstelle zeigt nun einerseits das Wissen über den Verlauf der Blutgefäße und den entlang dieser fühlbaren Puls, andererseits ist sie Zeugnis für die drei medizinischen Berufsfelder der damaligen Zeit: Arzt, Sachmet-Priester, Zauberer bzw. Schamane.

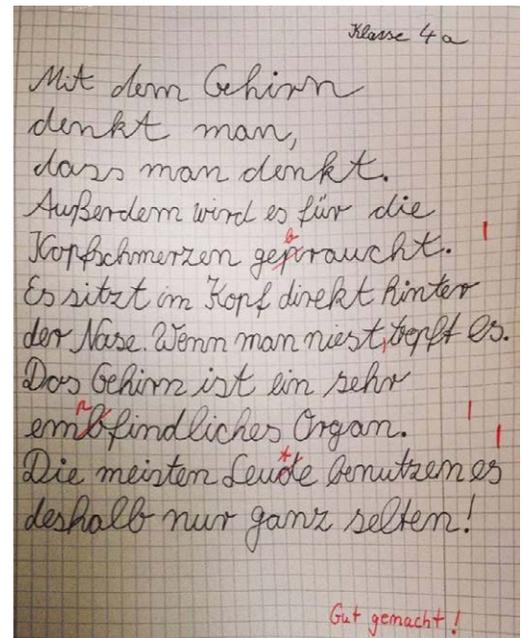
Direkt im Anschluss findet sich eine Beschreibung der Gefäße in der Nase: „Es sind vier Gefäße in seinen beiden Nasenlöchern. Es sind zwei, die den Schleim geben, und es sind zwei, die das Blut geben.“ (Eb 854b) Die Erkenntnis aus Eb 854b erinnert an den Inhalt des folgenden Netzfundes, der sich als Aufsatz aus einer „Klasse 4a“ ausgibt.

Dieses Beispiel soll nicht so sehr der Erheiterung der Leser*innenschaft wie der Illustration der Denk- und Deduktionsweise antiker medizinischer Texte dienen. Diese hat die Altorientalistin Nicla de Zorzi in ihrer Aussage über die babylonische Wissenschaft, treffend beschrieben: Sie „beeindruckt durch ihre Systematik, auch wenn wir heute wissen, dass ihre Grundannahmen falsch sind.“⁸

Um wiederum zum kultisch-religiösen Teil der Medizin zurückzukehren und diesen

7 http://www.medizinische-papyri.de/PapyrusEbers/html/kolumne_xcix.html

8 <https://www.diepresse.com/5668952/bdquokommt-der-falke-von-rechts-ldquo>



Schleim im Gehirn

vorerst abzuschließen, sei noch erwähnt, dass sich der erste Beleg für den populären Zauberspruch „Abracadabra“ im Liber medicinalis des Quintus Serenus findet, einem medizinischen Ratgeber in 1107 Hexametern, für dessen Abfassungszeit nur ein terminus post quem festgelegt werden kann, da der ansonsten unbekannt Autor den jüngeren Plinius zitiert (Brodersen, 19–22). Eingesetzt wird dieses mit dem Spruch beschriebene magische Amulett gegen das Hemitritiaion, das Eineinhalbtagefieber.

inscribes chartae quod dicitur „abracadabra“ saepius et subter repetes, sed detrahe summam et magis atque magis desint elementa figuris singula, quae semper rapies, et cetera †fi ges, donec in angustum redigatur littera conum: his lino nexis collum redimire memento. (V. 935–940. Text zitiert nach Brodersen, S. 142)

Schreibe auf ein Stück Papyrus den Spruch „Abracadabra“ und wiederhole dies mehrere Male darunter, aber mach das Ganze immer kleiner und mehr und mehr sollen die einzelnen Buchstaben den Zeilen fehlen, die du jedesmal wegnehmen sollst und den Rest sollst du formen, bis ein Buchstabe zu einem engen Kegel zusammengeführt wird: Denk daran, dies mit einem Faden zusammenzubinden und dir um den Hals zu hängen.

Iatromagische Elemente finden sich auch noch in der scholastischen Medizin des 12. Jahrhunderts, etwa wenn im gynäko-



Ältester Beleg des SATOR-Quadrats auf einer Säule der großen Palästra in Pompeji

logischen Traktat der Trota von Salerno zur Einleitung einer Totgeburt empfohlen wird, einen seit dem 1. nachchristlichen Jahrhundert belegten Buchstabenzauber anzuwenden: „Or let these names be written on cheese or butter: † sa. e. op. ab. z. po. c. zy. e pe. pa. pu c. ac. **sator arepo tenet os pera rotas,** and let them be given to eat.“ (Trota von Salerno, De sinthomatibus mulierum 98, zit. nach Green, 80). Sogar die Anwendungsempfehlung des „Acracadabra“-Spruches von Quintus Serenus wird noch im 17. Jahrhundert von Thomas Bartholin, dem bedeutendsten Anatomen seiner Zeit und Entdecker des Lymphsystems, als wirksam bewertet (Brodersen, 7).

Griechische bis hellenistische Medizin

Die griechische Medizin, die die abendländische Medizin nachhaltig beeinflusst hat, kann in vier große Phasen eingeteilt werden (vgl. Eckart, 35–38): In der ersten Phase (7.–5. Jh.) dominieren bis zum Einfluss der Naturphilosophen theurgische Vorstellungen – Krankheiten werden als Götterstrafe oder von Dämonen verursachtes Leiden gesehen. So schickt Apollon als Strafe für den Frevel der Entführung der Chryseis die Pest ins Lager der Griechen. Doch es finden sich auch rationale Elemente und Einblicke in den Status und die Tätigkeiten der (Feld-)Ärzte der damaligen Zeit. In der Ilias kämpfen zwei Ärzte auf der Seite der Griechen: Podalirios und Machaon, die Söhne des Asklepios. Anlässlich der Verwundung Machaons heißt es als Begründung für seine sofortige Rettung: *ἰητρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀντάξιός ἄλλον* (ein Arzt hat den Gegenwert vieler anderer, Il. 11, 514). Ein Arzt rettet Menschenleben, indem er „Pfeile herauschneidet und lindernde Arzneien appliziert“ (11,

515). Als in weiterer Folge der Grieche Eurypylos verwundet wird und weder Machaon noch Podalirios verfügbar sind, spingt Patroklos ein, der die Heilkunst von Achill gelernt hat, dem sie wiederum von Chiron beigebracht worden war: Er benutzt ein Messer, um den Pfeil aus dem Schenkel zu schneiden (*τάμνε μαχαίρῃ*, 844), säubert die Wunde mit Wasser (*νίζ ὕδατι λαρῶ*) und stoppt mit einer adstringierenden Wurzel (*ρίζαν ... πικρῆν*, 846) die Blutung. Auch Celsus (2. Jh. n. Chr.) bemerkt die Trennung zwischen theurgischen Konzepten und praktischer Wundtherapie (*de medicina*, Proömium):

„quos tamen Homerus non in pestilentia neque in variis generibus morborum aliquid adtulisse auxilii, sed vulneribus tantummodo ferro et medicamentis mederi solitos esse proposuit. Ex quo apparet has partes medicinae solas ab iis esse temptatas, easque esse vetustissimas.“

„Diese haben nach Homer nicht bei der Pest und bei verschiedenen (anderen) Arten von Krankheiten geholfen, sondern waren nur geübt darin, Wunden mit Instrumenten und Arzneien zu behandeln. Daraus wird klar, dass nur diese Bereiche der Medizin von ihnen abgedeckt wurden und dass diese (Bereiche) die ältesten sind.“

Mit der angenommenen Lebenszeit des Hippokrates im 5. und 4. Jh., den Celsus in seinem Proömium als Schüler des Demokrit bezeichnet, beginnt die zweite, rationale Phase der griechischen Medizin. Es ist zu bemerken, dass die Texte des Corpus Hippocraticum schwerlich alle von Hippokrates selbst stammen können, da

die Abfassungszeit der einzelnen Schriften zwischen 500 v. Chr. und 100 n. Chr. liegt, wobei der sogenannte „Hippokratische Eid“ eines der spätesten Werke darstellt und mit Sicherheit nicht von Hippokrates stammen kann. Zu Hippokrates selbst, dem wohl berühmtesten aller antiken Ärzte, sind uns keine verlässlichen Zeugnisse überliefert. Sein Name findet Erwähnung in Platons Dialogen Protagoras (311 a–d) und Phaidros (270 b–d), jeweils ohne eindeutigen Hinweis auf Schriften. Aristoteles zieht ihn in der Politik für einen Vergleich heran: Es käme nicht auf die Fläche des Staates an, sondern darauf, wie (gut) er seine Funktion erfüllt, so wie man auch Hippokrates „größer“ nennen würde, nicht als menschliches Wesen, sondern als Arzt, als einer, der körperlich größer ist als er (1326a 15). Die früheste Biographie stammt von Soran von Ephesos aus dem 1./2. Jh. n. Chr. Galen von Pergamon erklärt schließlich Hippokrates in seiner Schrift *quod optimus medicus sit quoque philosophus* (57) zum idealen Arzt. Mit einiger Sicherheit lässt sich aus all den vorhandenen Zeugnissen und Erwähnungen nur sagen, dass die historische Person des Hippokrates aus der Familie der Asklepiaden aus Kos stammte und im 5. Jh. v. Chr. wirkte. Somit können nur die ältesten Traktate des (je nach Zuweisung) bis zu 70 Einzelschriften umfassenden Corpus Hippocraticum möglicherweise von Hippokrates selbst stammen. Diese sind: Epidemien I und III, Prognosticon, De aere aquis locis und die Heilige Krankheit. Obwohl wir nun also sehr vorsichtig sein müssen, was die Zuschreibung der Werke betrifft, steht dennoch ein Zitat aus letztgenanntem Traktat beispielhaft für den Beginn der rationalen Medizin im Sinne einer Abkehr von theurgischen Konzepten:

Περὶ μὲν τῆς ἱερῆς νόσου καλεομένης ὧδ' ἔχει· οὐδὲν τί μοι δοκεῖ τῶν ἄλλων θειοτέρη εἶναι νόσων οὐδὲ ἱερωτέρη, ἀλλὰ φύσιν μὲν ἔχει ἦν καὶ τὰ λοιπὰ νοσήματα, ὅθε ν γίνεται.

„Was die sogenannte heilige Krankheit betrifft, so verhält es sich folgendermaßen: um nichts scheint sie mir göttlicher oder heiliger zu sein als die anderen Krankheiten, sondern sie hat, wie auch die übrigen Krankheiten, einen natürlichen Ursprung.“ (De morbo sacro 1)

Nach hippokratischer Auffassung muss ein Arzt ausreichende Kenntnis der medizini-

schen Schriften besitzen, aufgrund einer exakten Anamnese, die die individuelle Krankheitsgeschichte, die Lebensumstände, klimatische Bedingungen etc. mit einschließt, eine zuverlässige Diagnose und Prognose erstellen und mit zielgerichteten Therapieempfehlungen (diätetisch, medikamentös oder chirurgisch) das Leiden seiner Patient*innen lindern oder beseitigen. Nach der angenommenen Lebenszeit des Hippokrates schließt die Phase der hellenistischen Medizin mit dem Wissenschaftszentrum Alexandria an (ca. 300–50 v. Chr.) an. In dieser Zeit treten mehrere Schulen hervor (vgl. Eckart, 50f.): Die alexandrinische Schule mit dem Schwerpunkt Anatomie, die eher theoriefeindlichen Empiriker, die ihren Fokus auf Arzneimitteltherapie legten, die Methodiker, deren Lehre von einer starken Vereinfachung geprägt war, und die stoisch inspirierten Pneumatiker, die das *pneuma* als lebenspendendes und -erhaltendes Prinzip in den Vordergrund stellten.

Aus der alexandrinischen Schule tritt insbesondere der Anatom Herophilus hervor, der, gefördert vom ptolemäischen Hof, gemeinsam mit seinem jüngeren Kollegen Erasistratos Autopsien an Toten, aber auch Vivisektionen an Verurteilten durchführte. Die Meinung der Alexandriner dazu legt Celsus im Proömium von *De medicina* dar:

Neque esse crudele, sicut plerique proponunt, hominum nocentium et horum quoque paucorum suppliciiis remedia populis innocentibus saeculorum omnium quaeri.

„Und es sei nicht grausam, wie sehr viele meinen, auf Basis der Bestrafung von Verbrechern und außerdem nur wenigen davon, Heilmethoden für unschuldige Menschen für alle Zukunft zu suchen.“

Es scheint, dass diese Erkenntnisse der alexandrinischen Anatomen, zusammen mit weiteren Studien späterer Mediziner an Wirbeltieren, im Westen bis ins 13. nachchristliche Jahrhundert die einzige Basis anatomischen Wissens über den Menschen bildeten.

Aus der Schule der Methodiker sticht vor allem Thessalos von Tralleis hervor, der – selbst aus einer niedrigen Schicht stammend – zur Zeit des größten Ärztemangels im römischen Reich unter Kaiser Nero versprach, jeden Bewerber innerhalb von sechs Monaten zum Arzt auszubilden. Die Phase der griechisch-römischen Medizin erstreckt sich schließlich bis zur Teilung des römischen Reichs 395 n. Chr. Die bekanntesten Vertreter seien hier genannt:

Aulus Cornelius Celsus (1. Jh. n. Chr.) wurde wegen seines Stils auch *Cicero medicorum* genannt. Es ist unklar, ob er selbst Arzt war, eher anzunehmen ist eine Tätigkeit als Enzyklopädist, wobei nur die acht Bücher *De medicina* erhalten sind. Sein Zeitgenosse Pedanios Dioskurides von Anazarba (Dioscurides), ein römischer Militärarzt, ist bekannt für sein Werk *Περὶ ὅλης ἰατρικῆς* (*De materia medica*).

In fünf Büchern werden ca. 1000 Arzneimittel pflanzlichen, tierischen und mineralischen Ursprungs beschrieben. Der reich illustrierte „Dioscurides Vindobonensis“ in der Österreichischen Nationalbibliothek stammt aus dem 6. Jh. n. Chr. Bis zum 19. Jh. blieb *De materia medica*, von dem zahlreiche Übersetzungen in verschiedenste Sprachen existieren, das maßgebliche Lehr- und Handbuch der Pharmazie und Pflanzenkunde. Während die Identifizierung einiger Pflanzen heute nicht mehr möglich und der wissenschaftliche Beweis der Wirkung einiger anderer in der von Dioskurides beschriebenen Weise nicht möglich ist, gelang dies doch zumindest für einen Teil des Werkes – so erwähnt der Autor zum Beispiel die analgetische und hustenstillende Wirkung von Schlafmohn (*papaver somniferum*), die Toxizität von Eisenhut (*aconitum*) und die abstringierende Wirkung von Eichenrinde (*quercus*)⁹.

Soran von Ephesos (um 100 n. Chr.), ein Methodiker, der jedoch im Gegensatz zu den anderen Vertretern dieser Schule die Anatomie schätzte, ist uns vor allem als Verfasser einer mehrbändigen Gynäkologie bekannt sowie der bereits erwähnten Hippokrates-Vita.

Mit ca. 300 Einzelschriften bildet Galen von Pergamon (2. Jh. n. Chr.) den Höhepunkt der griechisch-römischen Medizin.

⁹ <https://www.pharmawiki.ch/wiki/index.php?wiki=Dioskurides>



Widmungsbild des Dioscurides Vindobonensis (ca. 512 n. Chr.): Prinzessin Anicia Juliana flankiert von allegorischen Gestalten Großherzigkeit und Klugkeit (Österreichische Nationalbibliothek)

Er war zunächst Gladiatorenarzt, dann Leibarzt der Kaiser Marcus Aurelius und Lucius Verus in Rom. Der von ihm vereinnahmten hippokratischen Humoralphysiologie fügte er die Temperamentallehre (Melancholiker, Sanguiniker, Choleriker, Phlegmatiker) hinzu und bezog auch die Qualitäten heiß, kalt, trocken und feucht mit ein.

Nach der Reichsteilung 395 n. Chr. bestand die griechische medizinische Tradition im Osten des Reiches weiter. Durch den späteren Austausch mit der arabischen Welt entstanden Übersetzungen und Kompilationen, vermehrt um die Erkenntnisse des neuen Kulturraums, sodass die Rückübersetzungen dieser Werke in die lateinische Sprache wieder in den westlichen Kulturraum zurückgelangen konnten.

In Westrom ging die antike Medizin zunächst in der Klostermedizin des Mittelalters auf. ■

Der QR-Code führt zur Bibliographie.



Erlesenes Rom

Johann Stockenreiter

Plus Romae verspricht die Editio nova MMXXI des „Reisebegleiters“ Projekt Rom, und das parvo pretio, also mehr Rom für den Preis eines bescheidenen Menu turistico. Die 3. Auflage im Eigenverlag wurde im September 2021 aktualisiert und enthält nicht nur mehr praktische Informationen, sondern auch mehr Texte und Inschriften mit dem Ziel, Romreisenden einen Mehrwert an Verständnis zu bieten. Rom muss man sich auch erlesen, denn die Monumente sprechen nicht nur durch ihre äußere Gestalt, sondern sehr oft durch den Kontext der Inschriften zu uns. Als social media ihrer Zeit verraten sie die Intentionen ihrer Auftraggeber und erlauben Einblicke in deren Machtpolitik. So wird Rom zu einer erlesenen Destination!

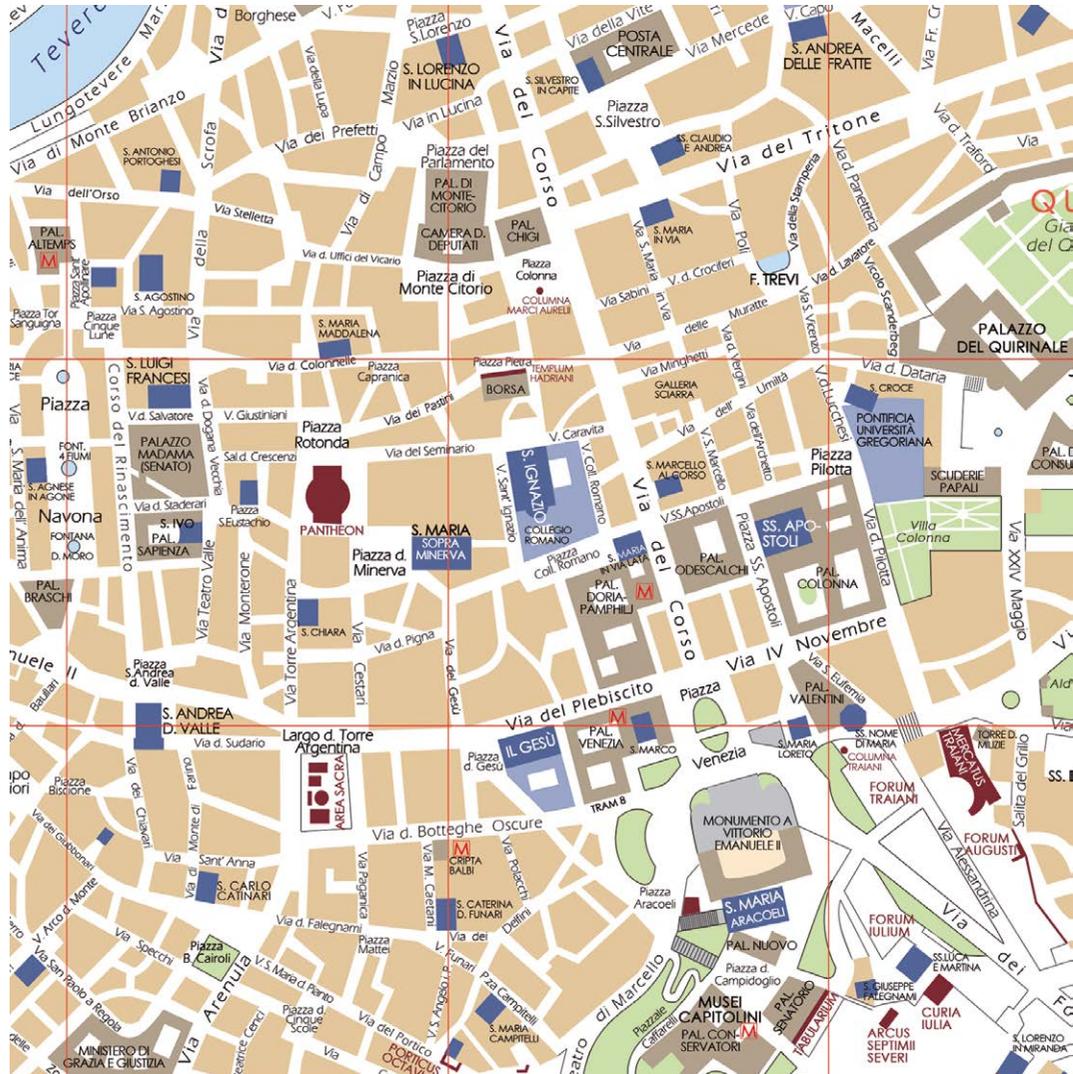
Dass einige dieser Texte nur in (kommentierter) lateinischer Fassung geboten werden, ist der ursprünglichen Intention des Buches geschuldet – es war zunächst für Projektwochen in der *Urbs* konzipiert und sollte den Lateinunterricht *in situ* ergänzen. Seither hat sich *Projekt Rom* emanzipiert und möchte allen an der Geschichte, Kunst und Kultur der *Urbs* interessierten Reisenden ein Führer und Begleiter sein, egal, ob sie mit ihrem Latein am Ende sind oder nie damit begonnen haben: *Dux et comes viatoris*.

Roma antiqua erhellt den historischen Hintergrund der archäologischen Highlights der Stadt, die durch Rekonstruktionszeichnungen und Pläne „sichtbar“ gemacht werden.

Roma Christiana beschreibt die sieben Hauptkirchen und mit ihnen die Rolle des Christentums für das Überleben und die Bedeutung der *Urbs* – auch in touristischer Hinsicht.

Die Stadtpaziergänge führen in „fußläufigen“ Abschnitten durch die Stadt und weisen auf Gebäude und Kunstwerke hin, die man nicht versäumen sollte. Auf eine detaillierte kunsthistorische Erklärung wird bewusst verzichtet, denn es muss auch *Zeit* zum Schauen sein! Es gibt mehr als genug anzuschauen in der *Urbs aeterna*, wenn man sich von *Plus Romae* führen lässt. Und damit beim Schauen niemand und nichts verloren geht, liegt ein vom Autor eigens für dieses Buch gemachter Stadtplan bei!

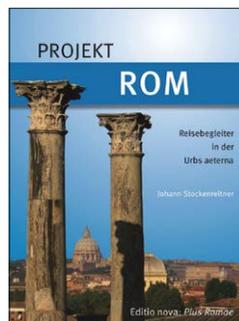
Da sich auch die Restauranttipps nur schwer innerhalb einer einzigen Woche nachprüfen lassen, wird sich wohl nach Ende der Reise die Frage stellen: „Wann



Plan des Marsfeldes, Ausschnitt

fahren wir wieder nach Rom?“ *Plus Romae*, aber nie genug! ■

Projekt Rom wird im Eigenverlag vertrieben und ist nicht im Buchhandel erhältlich. Genauerer findet man auf der *pagina domestica* des Autors www.projekt-rom.at, mit Link zur unkomplizierten Bestellung (ohne Vorkassa).



Vierflüssebrunnen auf der Piazza Navona, Blick zur Kirche S. Agnese in Agone

SANCTISS·PRAESEPI
DOMINI·NOSTRI
IESV·CHRISTI
SIXTVS·PAPA·V
DEVOTVS
SACELLVM
EXTRVXIT
AN·SAL·MDLXXXVII
PONTIFICATVS
TERTIO

Hinweis auf die Errichtung der Krippenkappelle in Santa Maria Maggiore durch Papst Sixtus V.

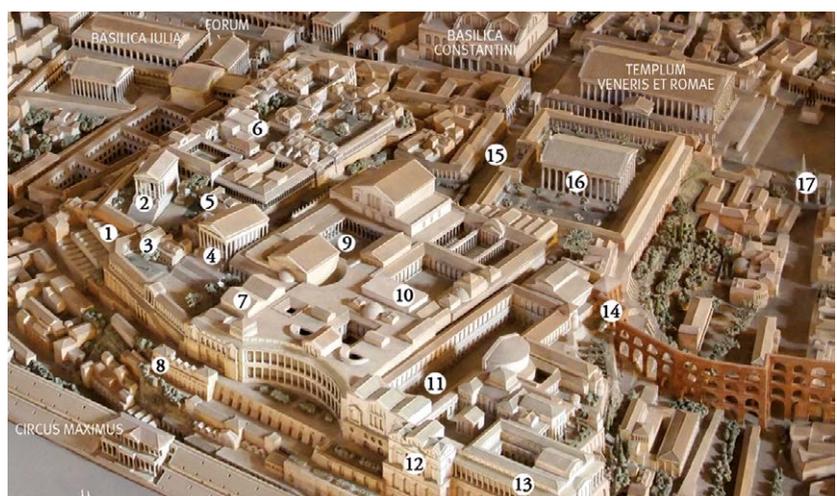


Santa Maria in Trastevere, Apsismosaik, Marientod (dormitio); Christus nimmt die Seele seiner Mutter, die als Kleinkind dargestellt ist, entgegen; Pietro Cavallini (Ende des 13. Jh.)

Raffaels Deckenfresko in der Loggia von Amor und Psyche (1518) in der Villa Farnesina zeigt das Hochzeitsmahl der beiden (am rechten Ende der Tafel) im Olymp. Hinter ihnen die drei Grazien mit Balsamfläschchen. Links musiziert Pan, Venus tanzt dazu, Mars beobachtet sie missbilligend. Die Girlanden von Giovanni da Udine enthalten sogar Früchte aus der kürzlich entdeckten Neuen Welt. Die große Szene ist wie ein Teppich an den Girlanden aufgespannt.



Forum Iulium, Rekonstruktion



Modell des Palatins mit den kaiserlichen Palästen

Interimsliebe

Die Einheit von Syllogistik, Dialektik und Mystik

Robert König

Der Philosoph Robert König setzt sich in seinem neuen Buch *Interimsliebe* mit einem zentralen Thema der Philosophie auseinander: der Frage nach dem Verhältnis des Wahren, Schönen und Guten. Diese drei wesentlichen Begriffe der Geistesgeschichte werden dabei vom Denken des Sokrates, Platon und Aristoteles als ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt her gewonnen, entwickelt und in eine synoptisch-zusammenhängende Interpretation geführt. Das bis heute wirkmächtige Dreigestirn des klassisch-griechischsprachigen Denkens bietet König einerseits den Ansatzpunkt zur Formulierung seiner eigenen Positionen und Konzeptionen, die er in textgenauer Deutungsarbeit des Oeuvres jener Philosophen etabliert. Andererseits bringt er seine Resultate zugleich in ein fruchtbares Gespräch mit einflussreichen akademischen Forschungsparadigmen zur Philosophie der Antike in den letzten hundert Jahren.

In einem ersten Schritt stellt *Interimsliebe* zunächst von Aristoteles ausgehend dessen uns bis in die Gegenwart anleitenden Erkenntnisbegriff dar. Dieser fußt auf dem Ziel der herzustellenden Widerspruchsfreiheit von rationalen Begründungsverfahren. Die bei Aristoteles dargebrachte formale Struktur dieser Begründungswissenschaft liegt in dem von ihm unter dem Namen *Syllogistik* verfertigten Regelwerk gesetzmäßiger *logischer Schlüsse*, das zugleich in innerlichem Zusammenhang mit seiner Lehre vom Sein und vom Erkennen steht. Ein solcher Primat der zu erreichenden Widerspruchsfreiheit im Denken wird von König in seinen sowohl vielversprechenden Potenzialen als auch seinen problematisch-mangelhaften Aspekten untersucht.

Vor allem die Kritik an Einseitigkeiten im aristotelischen Erkenntnisbegriff führen im zweiten Schritt zurück zu Platon. Er hat angesichts gewisser philosophischer Vorurteile des Aristoteles mit seiner berühmten *Ideenlehre* eine in mancher Hinsicht leistungsvollere, aber weniger klar formalisierte Logik vorgelegt. Solch eine weniger formalisierte Darstellung von Logik führt König dazu, hinsichtlich Platons mit dem Begriff einer *philosophischen Mythologie* anstatt dem einer *Logizität* im aristotelischen Sinne zu arbeiten. Denn bei Platon ist der berüchtigte Riss zwi-



sehen Mythos und Logos, den Aristoteles selbst nicht zuletzt wegen der Defizienzen seiner eigenen Logik in die Philosophiegeschichte eingeschrieben eingeführt hat, in einer unzertrennten Einheit vorhanden. Diese Einheit heißt *Idee*. Von ihr ausgehend trägt Platon deshalb unter dem Namen der sogenannten *Dialektik* auch einen umfassenderen Begriff von Erkenntnis vor, der von *Interimsliebe* in seinen Gemeinsamkeiten mit und Unterschieden zu Aristoteles erforscht wird.

In einem dritten Schritt nimmt sich *Interimsliebe* auf Basis der erreichten Einsichten aus der Vermittlung von *Logik (Syllogistik, Aristoteles)* und *Mythologie (Dialektik, Platon)* in der sogenannten *Mystik* die existenziellen Folgerungen dieser Vermittlung vor. Der in Sokrates verbildlichte *einzelne Mensch* findet sich im Angesicht der *Wahrheit (Logik)* und der *Schönheit (Mythologie)* nunmehr in die Lage gebracht, nach dem *Guten (Mystik)* zu fragen. Der Mensch wird hierbei als verantwortungsvolles und in Gemeinschaft mit anderen die eigene Tugend entwickelndes Wesen erkannt. Dass das *Gute* über den Begriff *Mystik* verhandelt wird, liegt dabei unmittelbar zur Tugend befähigenden Ereignisganzen, in dem das Gute als jedem Individuum mögliche mystische Erfahrungsdimension gewonnen wird.

Robert König legt in seinem Buch hiermit eine dynamische und wechselseitige Vermittlung von Logik, Mythologie und Mystik vor, die allesamt von Sokrates, Platon und Aristoteles her als fundamentalphilosophische *geistige Handlungen* begriffen werden, die allein in ihrer lebendigen *Einheit* den Ansprüchen an das menschliche Bedürfnis nach Erkenntnis gerecht werden können. ■

Mehr zu Autor und Werk:

Auf der Homepage des Autors finden Sie viele interessante Informationen, darunter einen Link zu seinem YouTube-Kanal.



www.robert-koenig.net



www.youtube.com/robertkng

Vom *algorismus* zum Algorithmus

Walter Freinbichler

„Pythagoreischer Lehrsatz“, „Heron'sche Flächenformel“, „Platonischer Körper“, „Euklidischer Algorithmus“, „Archimedische Spirale“ sind mathematische Begriffe, die heute jedem Gymnasiasten bzw. jeder Gymnasiastin bekannt sein sollten. Benannt sind sie nach den griechischen Geistesgrößen, die naturwissenschaftliches Denken in Europa begründet haben: Pythagoras, dem ersten „Zahlentheoretiker“, Heron von Alexandria, dem genialen Physiker, der den „praktischen Zugang“ zur Mathematik eröffnete, Platon, der in der Mathematik ein Grundelement philosophischen Denkens erkannte, Euklid, der mit dem Prinzip „Definition/Axiom-Satz-Beweis“ die Didaktik der Mathematik begründete, und schließlich Archimedes, dem größten mathematischen Genie des Altertums, der mit seinen Erkenntnissen dem Wissen seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war.

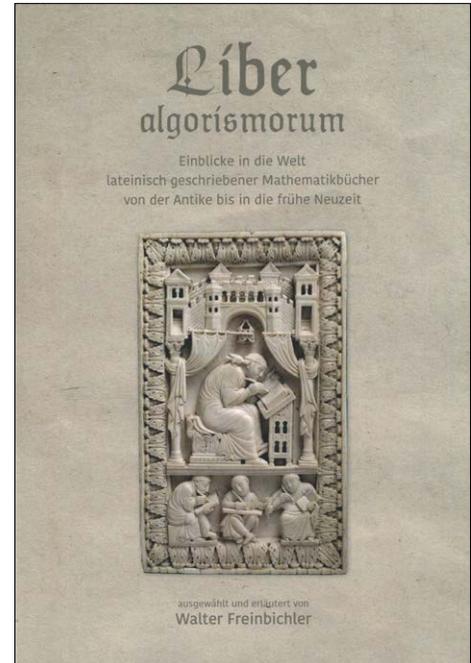
Fragt man allerdings, welchen Beitrag die Römer zur Entwicklung der Mathematik geleistet haben, so fällt die Antwort schwer. Gesichert ist, dass sich in der lateinisch geschriebenen Literatur der Antike kein originärer Mathematiker entdecken lässt. Die Mathematik fand im römischen Selbstverständnis keinen Platz. Allerdings war den Römern sehr wohl bewusst, dass das elementare Rechnen neben Lesen und Schreiben zu den Grundlagen menschlicher Bildung zählt. Insofern könnte man die Leistung der Römer bei der Entwicklung der Mathematik so umschreiben: Alles, was nicht zum elementaren Rechnen beiträgt, wegzulassen und das Übrige so einfach wie möglich zu vermitteln. Das Resultat dieses Denkens war die Erfindung des Abakus und der Zahlentabelle.

Die wenigen schriftlichen Zeugnisse, die die Römer auf dem Gebiet der Mathematik hinterlassen haben, finden sich zusammengefasst im sogenannten *corpus agrimensorum*. Es handelt sich dabei fast ausschließlich um einfache Aufgaben zur „rechnenden Geometrie“, deren Vorbilder sich in den Schriften Herons und Euklids finden. Die römische Variante unterscheidet sich vom griechischen Vorbild allerdings dadurch, dass sich in ihr keinerlei Hinweis auf einen Lösungsweg findet und keine mathematische Behauptung „bewiesen“ wird. Dies dürfte sich aus dem „exemplarischen Denken“ der Römer erklären: Wenn eine Autorität etwas als richtig bewiesen hat, dann war es für die

Römer nicht notwendig, diesen Beweis nochmals zu wiederholen. Mathematik bestand demnach für sie im Nachrechnen vorgegebener Lösungen: Der „Lehrer“ gibt die Lösung vor, der „Schüler“ bestätigt die Richtigkeit der Lösung, er macht nach heutigem Sprachgebrauch „die Probe“. Diese Praxis lässt sich auch noch bis weit ins Mittelalter hinein nachverfolgen. Erst mit Gerbert vom Aurillac, dem späteren Papst Sylvester II., dem wahrscheinlich bedeutendsten Mathematiker des Mittelalters, änderte sich allmählich dieses autoritative *Magister-Discipulus*-Verhältnis. Mathematische Probleme wurden von nun an von diversen Persönlichkeiten auf Augenhöhe miteinander diskutiert und man versuchte, gemeinsam Lösungen für neue Fragestellungen zu finden. Mit dieser Methode wurde schließlich die jahrhundertelange Starre im wissenschaftlichen Diskurs überwunden und die Grundlage für moderne Forschung geschaffen.

Auch das Christentum, speziell die katholische Kirche hat die Entwicklung der Mathematik nachhaltig behindert. Allein das elementare Rechnen, konkret die genaue Berechnung des jährlichen Osterdatums, fand in ihrer Lehre Widerhall. Da andererseits Arithmetik und Geometrie zu den *septem artes liberales* und damit zum Bildungskanon der Spätantike und des Mittelalters zählten, tobte jahrhundertlang ein erbitterter Kampf zwischen kirchlicher und weltlicher Lehre über die Wichtigkeit der Naturwissenschaften in der Bildung, der 1277 im Bannschreiben des Bischofs Etienne Tempier gegen die Professoren der Pariser Sorbonne seinen Höhepunkt fand. Dieses ganzheitliche Verständnis von Bildung schränkte speziell auch die Weiterentwicklung der Mathematik ein: Denn die Disziplinen Arithmetik und Geometrie wurden als Teile der Philosophie und damit der Theologie verstanden, was etwa dazu führte, dass bis in die Neuzeit der Zahl 1 übernatürliche, quasi „göttliche“ Qualitäten zugesprochen wurden, während die Null und negative Zahlen überhaupt keinen Platz im mittelalterlichen Zahlenkosmos einnahmen.

Das entscheidende Hemmnis für die Entwicklung der Mathematik war allerdings die additive Zahlenschreibweise mittels römischer Zahlzeichen. Denn erst mit der Einführung der indisch-arabischen Ziffern in Europa und der damit verbundenen dezimalen Zahlendarstellung war es mög-

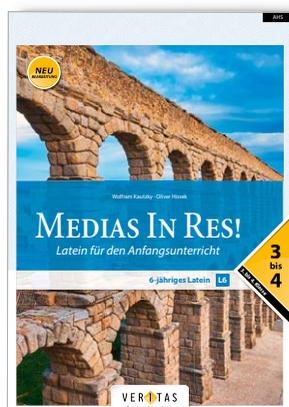


lich elementares Rechnen zu verschriftlichen. Ab diesem Zeitpunkt entstanden zahlreiche Lehrbücher des elementaren Rechnens, die *algorismi* genannt wurden. Diese gliederten sich meist in einen theoretischen und einen *practica* genannten, anwendungsorientierten Teil. Im theoretischen Teil wurden die vier Grundrechnungsarten Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division, sowie Quadrat- und Kubikwurzelziehen gelehrt; dazu kamen anfangs noch Verdopplung und Halbierung. Der aus Beispielen unterschiedlicher Thematik bestehende anwendungsorientierte Teil eines *algorismi* folgte dem tradierten Schema: Aufgabenstellung – Überprüfen der vorgegebenen Lösung. Doch wurden in die *practicae* auch sogenannte *regulae* eingefügt, die Lösungsalgorithmen für einzelne Beispieltypen beinhalteten, wie die *regula de tre*, der so genannte Dreisatz.

Die lateinisch geschriebene mathematische Fachliteratur des Mittelalters und der frühen Neuzeit wird im fachsprachlichen Diskurs bis heute nur selten behandelt, was äußerst schade ist: Spiegelt sich doch in den Beispielsammlungen der *algorismi* der Alltag der damaligen Gesellschaft in all seiner Vielgestalt wider. Es ist daher wünschenswert, dass dieses Spezialgebiet in Zukunft im altsprachlichen Unterricht mehr Beachtung findet. ■

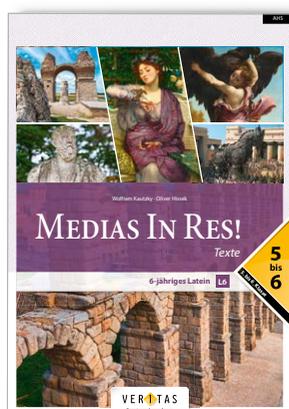
Mit *Medias In Res!* in sechs Jahren zur Matura

6 Jahre – 3 Doppelbände – 1 durchgängiges Konzept



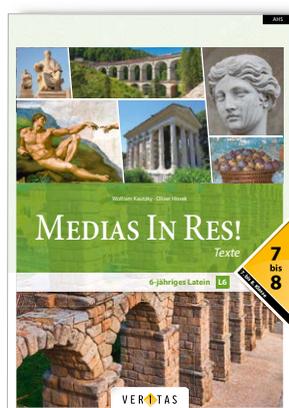
3./4. Klasse: Latein für den Anfangsunterricht

- ◆ **35** statt bisher 40 **Lektionen** – So sind die Anforderungen leichter bewältigbar!
- ◆ Der **Grammatikstoff** wurde teilweise **umgeschichtet** (z. B. Perfekt bereits in Lec. 6).
- ◆ **Wortklauberei**: Zusammenfassung und Training zu Grammatikfachbegriffen, Prinzipien der Wortbildungslehre, Anregungen zur Wortschatzarbeit nach jeweils fünf Lektionen.
- ◆ **Aufwärmübungen** (ab Lec. 31) verbessern die Texterfassung und erleichtern die Übersetzungstätigkeit.
- ◆ **Formenlehre-Tabellen** im Anhang: zum Nachschlagen und zur Entlastung der Grammatica-Seiten
- ◆ **Vokabellernen leicht gemacht**: Methoden und Tipps zum Einprägen des Grundwortschatzes



5./6. Klasse: Lektüreunterricht L6

- ◆ abwechslungsreiche Texte zu den **sieben Modulen**, die im Lehrplan für die 5. und 6. Klasse festgelegt sind,
- ◆ zu jedem Text **Arbeitsaufgaben** im Stil der IT-Aufgaben bei Schularbeiten,
- ◆ **Quizfragen** als Abschluss jedes Moduls,
- ◆ **Grammatikankhang** mit einigen für die Lektüre relevanten Phänomenen, die im Grundband nicht behandelt werden,
- ◆ **Audios**: Gedichte mit Kopfhörer-Symbol können sich die Schüler*innen metrisch richtig gelesen anhören und bekommen so einen Eindruck von lateinischen Versmaßen.
- ◆ Lehrer*innen finden **Lösungen** im E-Book auf scook sowie im Serviceteil für Lehrer*innen.



7./8. Klasse: Lektüreunterricht L6

- ◆ Konzept und Aufbau wie im Vorgängerband
- ◆ Texte zu allen **sieben Modulen**, die im Lehrplan für die 7. und 8. Klasse festgelegt sind
- ◆ interessante **Textauswahl** mit Klassikern und Raritäten
- ◆ zahlreiche **Bezüge zur Gegenwart** und Lebenswelt der Schüler*innen
- ◆ praktische Übersetzungshilfe: Texte im Word-Format zum Aufschlüsseln im E-Book auf scook.at



Videos zur „Wortklauberei“

VERITAS

Gemeinsam besser lernen

Erhältlich direkt beim Verlag oder bei Ihrem Buchhändler

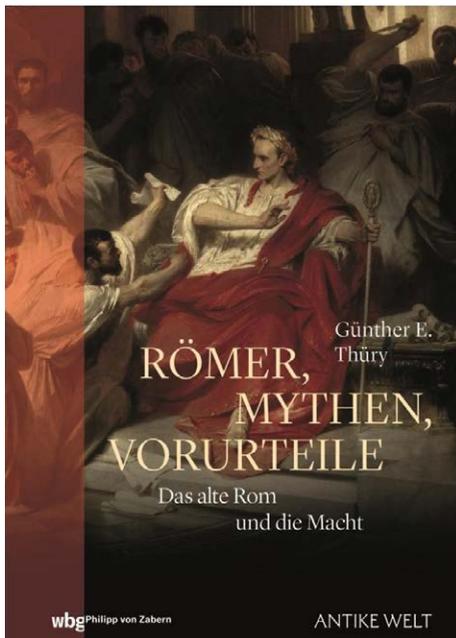
Bestellen Sie online, rufen Sie an oder schicken Sie ein Fax oder E-Mail:
Tel.: +43 732 776451-2280 · Fax: +43 732 776451-2239 · E-Mail: kundenberatung@veritas.at

www.veritas.at

Bücher, Medien, Links

Bücher

Günther E. Thüry, Römer, Mythen, Vorurteile. Das alte Rom und die Macht, Darmstadt 2022 (wbg Philipp von Zabern), ISBN 978-3-8053-5338-0, 32 € (25,60 € für wbg-Mitglieder)
Vorurteile, sagt schon der römische Autor Publilius Syrus, sind eine schlimme Sache.



Ihnen fehlt das Urteil. Wie wahr! Und schlimm ist auch, dass sie dennoch mit wirklichen, seriösen Urteilen verwechselt werden. Das geschieht sogar in der Wissenschaft, die doch auf das Gewinnen richtiger Urteile angewiesen ist. Zu den Aufgaben eines Wissenschaftlers muss daher gehören, dass er Vorurteile bekämpft und zu bekämpfen hilft, die sein eigenes Fachgebiet betreffen. Das ist allerdings nicht leicht. Vorurteile haben ein zähes Leben. Am wohlsten scheinen sie sich dann zu fühlen, wenn sie sich sogar schon im Allgemeinwissen eingeknistet haben. Ob sie daraus je wieder zu entfernen sind, lässt sich nur feststellen, indem man es versucht. Der Kampf gegen Vorurteile und der Versuch, sie aus dem allgemeinen Bildungsbestand zu entfernen, gilt in diesem Buch historischen Vorstellungen, die sich mit dem alten Rom verbinden.

Niklas Holzberg, Ad usum scholarum. Beiträge zur Lehrerfortbildung im Fach Latein. Herausgegeben von Bernhard Zimmermann. Baden-Baden: Rombach Wissenschaft 2021 (= Paradeigmata; 66)

Niklas Holzberg, Dichtung der augusteischen Epoche und der frühen Kaiserzeit. Herausgegeben von Bernhard Zimmermann. Baden-Baden: Rombach Wissenschaft 2021 (= Paradeigmata; 67)

Niklas Holzberg, Antikerezeption in Deutschland von der Renaissance bis in unsere Zeit. Herausgegeben von Bernhard Zimmermann. Baden-Baden: Rombach Wissenschaft 2022 (= Paradeigmata; 72)

Bei Rombach erscheinen in der von Bernhard Zimmermann herausgegebenen Reihe Paradeigmata „ad usum scholarum“ 21 Aufsätze, die Niklas Holzberg zwischen 2008 und 2020 im Rahmen von Fortbildungsveranstaltungen für Lehrerinnen und Lehrer bzw. vor Schulklassen gehalten hat. Im Zentrum seiner fundierten und überaus kurzweiligen Ausführungen stehen immer lyrische oder narrative Texte, die entweder bereits fixe Bestandteile des Lateinunterrichts sind und die durch unkonventionelle und originelle Lesarten in ein neues Licht gerückt werden; andererseits stellt Holzberg aber auch Auszüge aus der lateinischen Literatur vor, die bisher vielleicht nicht von jedermann in der Schulpraxis gelesen worden sind, die man aber aufgrund der humorvollen und anregenden Präsentation gerne einmal selbst in einer Unterrichtsstunde „ausprobieren“ möchte. Die Bandbreite der hier versammelten Beiträge reicht von der Darstellung des Bösen in der Gestalt des Ungeheuers Cacus bei Livius, Vergil, Propertius und Ovid über die Gattungsvielfalt in Ovids Pyramus-Erzählung bis zur Interpretation von Petrons novellistischer Matrone von Ephesos und der Erzählstrategie, die Plinius mit der Darstellung seines Onkels in den beiden Vesuvbriefen verfolgt.

Zusätzlich liegen in derselben Reihe noch zwei weitere Bände vor, die sich einerseits Holzbergs „akademischeren“ wissenschaftlichen Aufsätzen zur Literatur der augusteischen Epoche und der frühen Kaiserzeit widmen und andererseits jene Beiträge versammeln, in denen er sich mit der Rezeption antiker Literatur im deutschsprachigen Raum von der Renaissance bis in das 20. Jahrhundert befasst. Auch die Lektüre dieser beiden Bände liefert zahlreiche neue Impulse für die persönliche Unterrichtsgestaltung, da der Autor es auch hier versteht, komplexe Inhalte präzise, anschaulich und hochinteressant darzustellen.

Gosciny, René, Uderzo, Albert, Molin Bernard-Pierre u. a., Asterix – Unbeugsame Lateinzitate von A bis Z
Von „Alea iacta est“ bis „Veni, vidi, vici“: Sprüche wie diese sind auch heute noch quicklebendig – vor allem dank Asterix! Doch was steckt hinter den Sprüchen? Dieses Büchlein präsentiert mehr als 70 Lateinzitate aus den Asterix-Bänden sowie interessante Hintergrundinfos zu historischen Begebenheiten, unterhaltsam verpackt und reich bebildert. Ideales Lesefutter für alle, die von Asterix nicht genug bekommen und immer ein paar Weisheiten in petto haben wollen. Beati possidentes!



Rolf-Bernhard Essig, „Phönix aus der Asche. Redensarten, die Europa verbinden“, Dudenverlag Berlin. 144 Seiten

Ein bekanntes Sprichwort ist z. B. „die Büchse der Pandora öffnen“. Bemerkenswert ist unter anderem die Art des Gefäßes. In der ursprünglichen Version Hesiods, ca. 700 v. Chr., wurde es noch als *pithos* bezeichnet, als mannshoher Krug, in dem sonst Öl, Wein oder Getreide aufbewahrt wurden. Erasmus von Rotterdam machte in seiner Sprichwörtersammlung „Adagia“ daraus ein kleineres Gefäß, *pyxis*. Dieses lebt im Deutschen bis heute in der Büchse weiter. Sehr spannend und lehrreich.

Kuhlmann, Peter, Horstmann, Henning, Korn, Matthias, Texte erschließen und verstehen. Didaktische

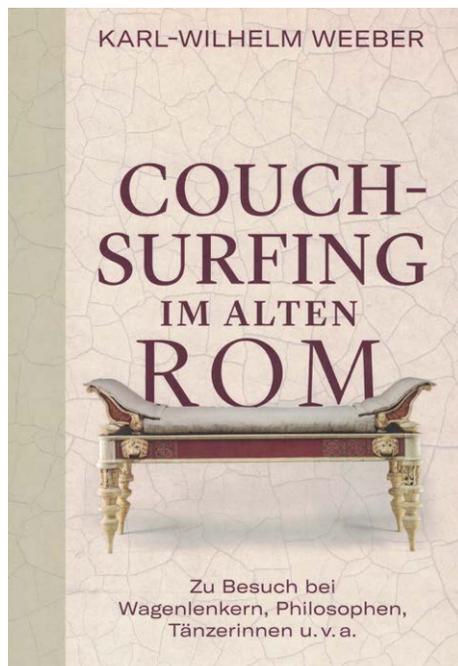
Kriterien und Praxisbeispiele für den Lateinunterricht, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2022.

Das Buch gibt einen interessanten Einblick in aktuelle Diskussionen der Fachdidaktik des Lateinunterrichts. Ausgehend von den theoretischen Grundlagen der Textarbeit werden Aufgabentypen, Fallbeispiele und Leistungsbewertung besprochen.

Weeber, Karl-Wilhelm, Das Römerlexion, C. C. Buchner, Bamberg 2022

Gab es bei den Römern eine Schulpflicht? Gab es Sportvereine? Was machte man damals in seiner Freizeit? Hatten die Menschen überhaupt Freizeit oder Ferien? Wer solche Dinge wissen möchte, muss viele Bücher wälzen und kommt bei Wikipedia und dergleichen schnell an seine Grenzen. Oder man schlägt in diesem kompakten Schülerlexikon nach! Karl-Wilhelm Weeber bietet Wissenswertes zu über 100 Stichwörtern. Ob Polizei, Senator, Vegetarier, Umweltschutz oder Arbeit – man findet leicht, was man sucht. Ein weiteres Buch aus der unerschöpflichen Weeber-Werkstatt.

Weeber, Karl-Wilhelm, Couchsurfing im alten Rom. Zu Besuch bei Wagenlenkern, Philosophen, Tänzerinnen u. v. a., wbg Theiss, Darmstadt 2022.



Zu Gast bei Flavia, Lucius und Seneca: Unterhaltungen mit Römern der Antike. Couchsurfing liegt heute im Trend – und es war in der Antike bei der „feinen“ Gesellschaft weit verbreitet. Weil Herbergen und Gasthäuser wenig einladend waren, übernachtete man auf Reisen bei Freun-

den und Bekannten. Karl-Wilhelm Weeber unternimmt in diesem Buch ein virtuelles Couchsurfing. Der Experte für Alte Geschichte versetzt sich und seine Leser in das Rom der Antike zurück. In Gedanken reist er in die Hauptstadt des römischen Reichs, begleitet einen Wagenlenker in den Circus Maximus, besucht einen Gladiator bei der „öffentlichen Mahlzeit“ vor seinem Kampf, übernachtet bei Saucen-Importeuren und Comedians und trifft sogar den Philosophen Seneca.

Das Buch bietet Alltagsgeschichten aus dem alten Rom: 20 Begegnungen quer durch alle Gesellschaftsschichten, eine Zeitreise ins Rom der Antike: historisch fundiert und locker geschrieben, hautnahes Erleben der römischen Kultur: Farbiges Panorama vom Leben und Arbeiten im antiken Rom. Ein unterhaltsames und informatives Buch für Geschichtsinteressierte

Links

<https://latein.schule.at>

Österreichs umfangreichste und informativste Webseite zum Lateinunterricht. Besonders sei auch hingewiesen auf den Facebookauftritt der Amici Linguae Latinae, der von P. Christian Brandstätter täglich aktualisiert wird.

Kassing, Clara, Ein Plädoyer für Effizienz. Warum Latein im Lateinunterricht auch gesprochen werden sollte

Als einen von fünf Gründen für Mündlichkeit im Lateinunterricht nennt die Autorin: „Mehr Spaß: Im ersten Lernjahr fragen viele neugierig, ob Latein auch gesprochen werden könne, und ob man selbst einmal etwas auf Latein sagen könne, was sofort staunend kommentiert wird. Es ist deutlich spürbar: Diese unvorbelasteten Kinder suchen den natürlichsten Zugang zu einer neuen Sprache – über Mündlichkeit. Sie wollen die Sprache auch sprechen. Indem dieses Bedürfnis unterdrückt wird, verschwindet früh ein Teil der natürlichen Begeisterung. Die Motivation nicht vollends zu nutzen, bedeutet schlicht weniger Lernerfolg, kurz: Ineffizienz.“

Ein sehr spannender Gastbeitrag in der Wiener Zeitung vom 10.11.2021. Vor allem die Argumente gegen Schluss des Beitrag scheinen sehr bedenkenswert und fordern dazu auf, auch (!) das Potenzial der Mündlichkeit im Lateinunterricht zu nutzen. <https://bit.ly/3dhUc4f>

Was das Gute daran ist, heute noch Latein zu lernen, FAZ vom 19.11.2021
Niederschwelliger, aber guter Beitrag von

Philip Schäfer in der FAZ, der erklärt, warum es immer spannend bleiben wird, Latein zu lernen :-)

<https://bit.ly/3dhunkQ>

Katharina Kausel, Lehrerin für Mathematik und Latein am GRG 7 in Wien rappt und erklärt Latein auf youtube:

<https://bit.ly/3JHgvMY>

Alle Achtung – unbedingt anschauen!



Kocina, Erich, Die spröde Schönheit von Pfund, Unze und Pint. Die Briten kehren zurück zu ihren imperialen Maßeinheiten – Meter und Kilo sind ja langweilig, Kolumne in der Tageszeitung „Die Presse“ vom 19.09.2021

Wenn schon Trennung, dann richtig – die Briten wollen also weg vom metrischen System und wieder zurück zu ihren traditionellen Maßeinheiten. Gut, im Pub bestellte man sein Bier ja ohnehin schon im Pint – das entspricht in Großbritannien und Irland 0,5683 Litern. Interessant ist aber auch, wo die Wurzeln dieser Maßeinheit liegen. Das auch im Deutschen bekannte Flüssigkeitsmaß Pinte kommt vom lateinischen picta (gemalt), das über das vulgärlateinische pincta (markiert) zum Eichmaß à la eine Kanne wurde. Traditionelle Pintgläser haben auch keine Füllstriche – ein Pint ist genau mit Abschluss des Glasrandes erreicht. ...

Die gesamte Kolumne findet sich unter <https://bit.ly/3PdCc8u>

Antike Podcast

Die britische Autorin (und stand-up comedian) Natalie Haynes spricht mit Fachleuten zu diversen Themen rund um die Antike - lehrreich und überaus unterhaltsam! <https://bbc.in/3Pq5KQM>

Hethitische Einflüsse auf Homer?

Im Podcast ANCIENT GREECE DECLASSIFIED gibt es eine neue Folge, diesmal als Video: Hethitische Einflüsse in Homers Ilias?. In englischer Sprache, sehr spannend und unbedingt empfehlenswert!

For thousands of years, Homer's Iliad and Odyssey were the oldest epic stories that Europeans know of. But is it possible that Homer was, in turn, influenced by the stories of other civilizations to the east of Greece? We are joined by Mary Bachvarova, an expert on both the ancient Greek and Hittite traditions, to explore this fascinating question.

<https://bit.ly/3vU1y4s>

This is episode 42 of the "Ancient Greece Declassified" podcast. For the complete list of episodes (in audio form) visit <http://greecepodcast.com>



Zerjadtke, Michael, Römische Soldatengrabsteine. Eine leicht zugängliche Quellengattung

Einstündiger Videovortrag auf youtube <https://bit.ly/3AbKE3P>



Es finden sich auch weitere informative Videos zur Epigraphik, zum römischen Namenssystem, zu Hilfstruppen, Kohorten, Legionen etc.

Interview mit Ruth Altenhofer: „Keine Sprache zum Losbrabbeln“

Ruth Altenhofer (42) aus Groß Gerungs übersetzt Bücher aus dem Russischen ins Deutsche. Sie sprach mit der Niederösterreichischen Nachrichten über ihre Arbeit, die russische Seele und was Übersetzen mit Ballett zu tun hat.

NÖN: Wieviele Sprachen beherrschen Sie?

Altenhofer: Ich habe an der Uni auch Tschechisch und Bulgarisch angefangen, aber das hat sich dann immer wieder falsch überlagert. Interferenz heißt das, dann hat man „Krautsalat“ im Kopf. Französisch habe ich im Gymnasium gelernt, aber ratzeputz wieder vergessen. In Latein habe ich meine Liebe zum Übersetzen entdeckt, das Herumschrauben an der Sprache und die Suche nach der elegantesten Formulierung. Englisch hatte ich natürlich auch in der Schule, das ist sogar noch verwendbar.

Das ganze Interview lesen Sie auf: <https://bit.ly/3Qt5rFa>

From manga to bunting: year-long festival to celebrate Hadrian's Wall

The Hadrian's Wall 1900 festival will run from January to December 2022 and incorporate art, craft, theatre and more. Den ganzen Artikel finden Sie unter: <https://bit.ly/3J1uiQi>

Wörterspuren: Semmel, Atrium, Laune, Rivale

Passend zum Thema „Rezeption“ haben sich Schülerinnen und Schülern des Gymnasiums der Dominikanerinnen (1130 Wien) auf die Spuren einiger deutscher Wörter mit lateinischem Ursprung gegeben. Welche Bedeutung haben eigentlich Wörter wie „Semmel“, „Atrium“, „Laune“

und „Rivale“ ursprünglich gehabt? Die Herkunft dieser Begriffe zeigen vier Kurzvideos (jeweils ca. 2 min), die in Kooperation mit dem Veritas-Verlag und dem Archäologischen Park Carnuntum entstanden sind.

Zu sehen sind die Videos unter diesem Link: <https://bit.ly/3dkyJ3>

Lateinische Wikipedia

Gut und übersichtlich gemacht, aktuelle Informationen, pagina cottidiana, pellicula mensis, imago mensis, translatio hebdomalis etc. etc.

Es lohnt sich jedenfalls, hier (mit Schüler*innen) vorbeizuschauen!

<https://la.wikipedia.org>

Archäologieblog „Von der Donau an die Adria: Fernreisen in der Römerzeit“ von Stefan Groh

Wie man in römischer Zeit von Wien nach Grado reiste und welchen ökologischen Fußabdruck man dabei hinterließ ...

<https://bit.ly/3p8O9Sj>

TOPAKTUELL

Katalog zur Landesausstellung „Der Untergang des Römischen Reiches“ 25.06. bis 27.11.2022 in Trier

Hrsg. von der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz in Zusammenarbeit mit dem Stadtmuseum Simeonstift Trier und dem Museum am Dom Trier. 2022. 465 S. mit über 500 farb. Abb. und Kt., 24 x 28 cm, geb. mit SU. wbg Theiss, Darmstadt. ISBN 978-3-8062-4425-0



Der Zerfall des römischen Reiches kam schleichend: Schon weit vor der Absetzung des letzten Kaisers Romulus Augustus zeichnete sich der Untergang des einst so glanzvollen Weltreiches ab. Der opulent

bebilderte Begleitband zur großen Sonderausstellung 2022 in Trier widmet sich dieser bewegten Epoche an der Schwelle zum Frühmittelalter. Er beleuchtet die Geschichte Roms vom 3. bis zum 5. Jahrhundert, gibt Einblicke in Kontinuitäten und Brüche in Politik, Religion und Gesellschaft. Zahlreiche international anerkannte Historiker*innen spannen den Bogen von Niedergang und Teilung des Römischen Reiches bis hin zur aktuellen Diskussion rund um Ursachen und Deutungsversuche.

Zu den Ursachen für das Ende des römischen Reiches existieren bis zu 200 unterschiedliche Theorien. Welche Rolle spielten die sogenannte Völkerwanderung und die Plünderung Roms unter Alarich? Welche Folgen hatte der Aufstieg des Christentums zur Staatsreligion? Und gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Zerfall des Römischen Reiches und dem historischen Klimawandel? „Der Untergang des Römischen Reiches“ gewichtet die zahlreichen Thesen zum Niedergang neu. Die einzigartigen Fundstücke gewähren Einblicke in eine spannende Umbruchphase europäischer Geschichte und bieten neue Impulse für eine historische Debatte.

Wie wär's mit einem 9000-Teile-Legoset fürs Colosseum?



Um wohlfeile 499,99€ ist das größte Lego-Set aller Zeiten zu erstehen: das Kolosseum in Rom.

Mit der nötigen Zeit und der nötigen Begeisterung kann man die 9036 (!) Teile des kolossalen Bauwerks zusammenbauen, um anschließend mit der geeigneten Beleuchtung der Sache die Krone aufzusetzen. Natürlich mit einem Aufpreis von 107,44 für das LED Licht Set. Einfach herrlich!

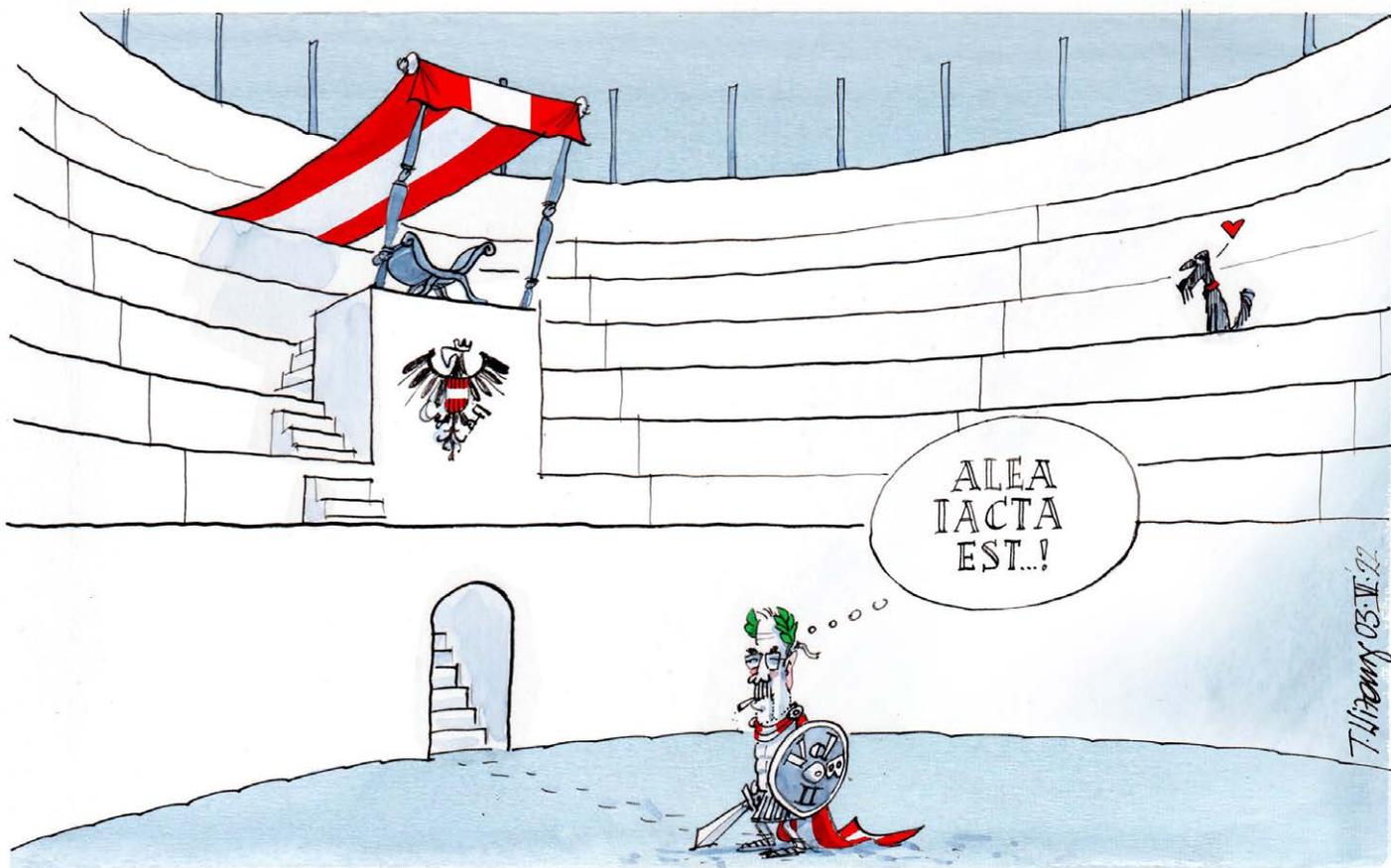
Bauset:

<https://bit.ly/3C2cOzE>

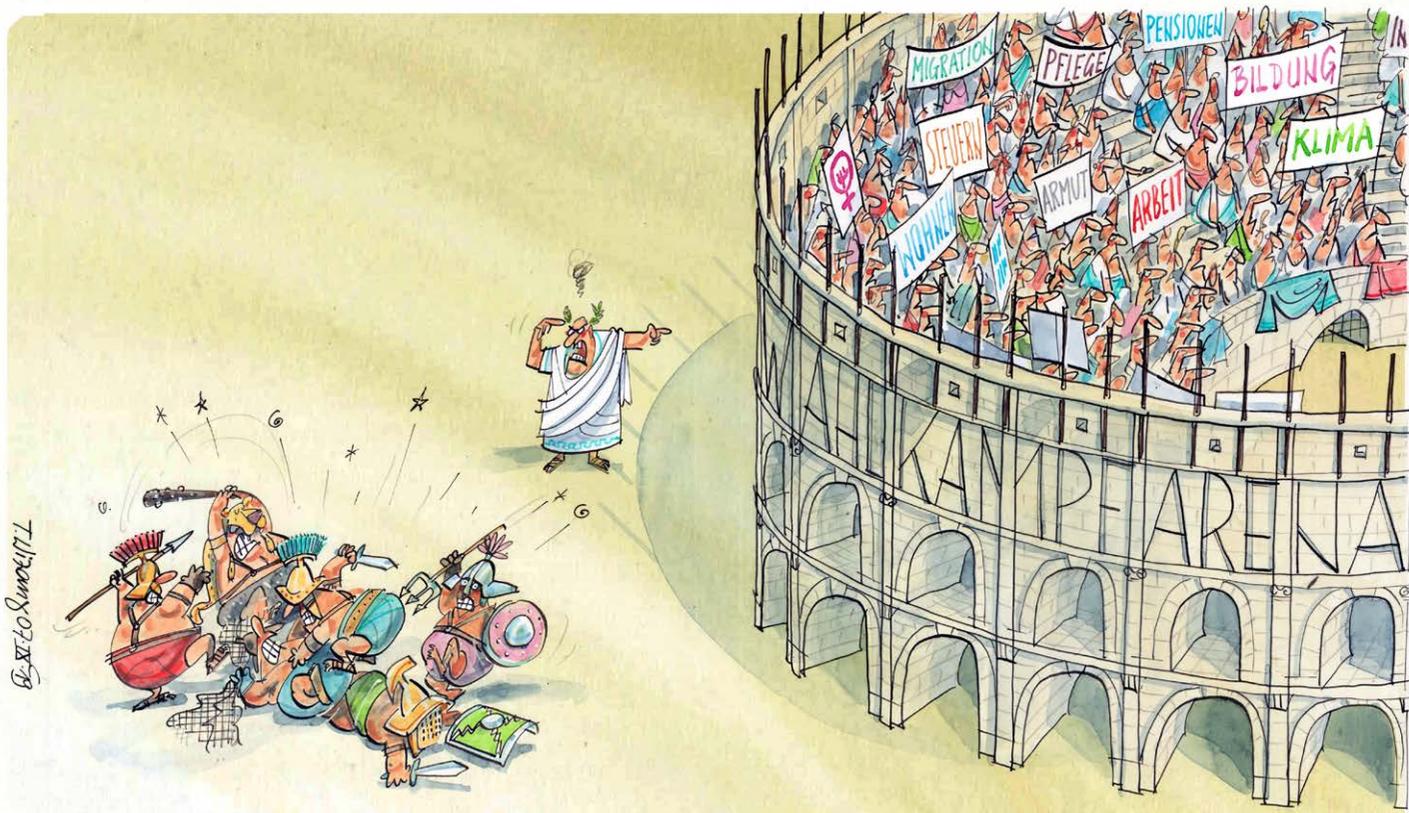
Beleuchtung:

<https://bit.ly/3w5mXYx>





Bundespräsidentenwahl 2022 in Österreich



NIEMAND GmbH

WIR SUCHEN DRINGEND:

- Lehrlinge!
- Lehrlinge!!
- Lehrlinge!!!

T. Wixing 08.11.22

NIEMAND WILL MICH!
NIEMAND STELLT MICH AN!
NIEMAND GIBT MIR EINE
LEHRSTELLE!!!

